



Handwritten signature or scribble, possibly reading "M. L. G." or similar, enclosed in a rectangular box. Below the box is another handwritten signature or scribble.



1 8 4 1

1 8 4 1

Reformation

der Kirche

am 1. October 1841

1841

1841

Reformation

der Kirche

1841

der Reformation

1841

D e n k m a l

der

Reformation Luthers

beim dritten Jubelfeste

am 31. October 1817 aufgestellt.

Herausgegeben

von

Friedrich Rudolph Lenke.

Zweite verbesserte Auflage.

L e i p z i g,

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

1 8 1 7.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

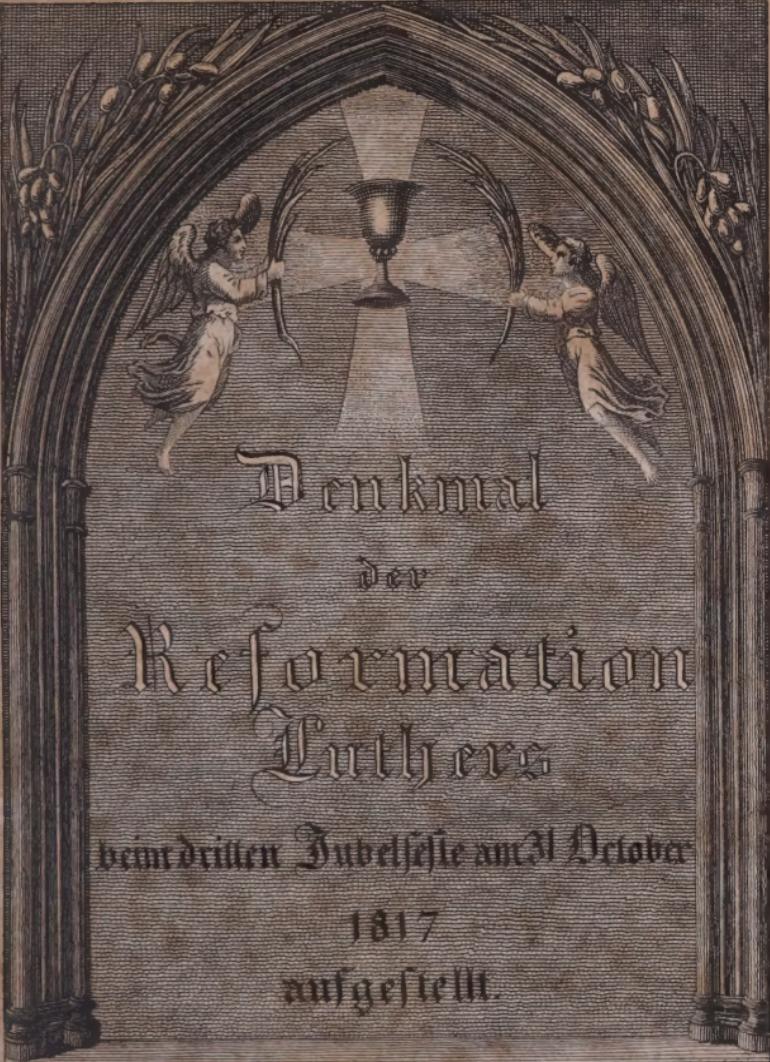
THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



Denkmal
der
Reformation
Luthers
beim dritten Jubelfeste am 31 October
1817
aufgestellt.

Leipzig
in der Baumgärtnerischen Buchhandlung.

10 m f n 3 2

Der Herrschaft von ...

... ..

... ..

D e n k m a l
der Reformation Luthers

beim dritten Jubelfeste

am 31. October 1817 aufgestellt.

V o r w o r t.

Wenn es wahr ist, daß die aufgeklärtesten Menschen aller Zeiten und Völker in geprüften Religionswahrheiten den festesten Grund ihres Glaubens, die sicherste Stütze ihrer Tugend und die seligste Beruhigung ihrer Herzen fanden, so müssen wir demjenigen unsterblichen Dank sagen, welcher sein ganzes Leben dazu anwendete, die Wahrheiten der Religion in ihrer ursprünglichen Lauterkeit wieder herzustellen und in die Gemüther der Menschen wohlthätig zu verpflanzen.

Wenn es ferner wahr ist, daß der Mensch, sobald er zum völligen Gebrauche seiner Vernunft gelangt, frei am Geiste seyn und bleiben müsse, daß seine Denkkraft weder slavisch beschränkt, noch tyrannisch unterjocht werden dürfe, so verdient derjenige die Segnungen der spätesten Nachwelt, welcher, wie Martin Luther, mit so beharrlichem Muth, mit so unerschütterlicher Standhaftigkeit, mit so rastlosem Eifer, ungeschreckt von Gefahren und selbst

dem Tode kühn die Stirn bietend, uns diese Freiheit des Geistes von neuem erringen half.

Wer wollte daher an einem Feste nicht frohen Antheil nehmen, welches wir zum Andenken an einen großen Kampf, den Kampf der Vernunft mit dem Wahnglauben, und zur Erinnerung an einen großen Sieg, den Sieg der Wahrheit über den Irrthum, feiern?

Da es kein wirksameres Mittel gibt, das Andenken an einen um die Menschheit hochverdienten Mann würdig zu erneuern und zu erhalten, als die einfache Erzählung dessen, was er that und wie er es that, so glauben wir den unsterblichen Luther, welchem dieses nunmehr dritte Jubelfest gewidmet ist, nicht besser ehren, ihm kein zweckmäßigeres Denkmal setzen zu können, als durch eine geschichtliche Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten, welche durch ihn zunächst herbeigeführt wurden, Begebenheiten, welche eine unsichtbare Hand wunderbar zu leiten und oft beim größten Anscheine des Gegentheils herrlich hinauszuführen wußte.

E i n l e i t u n g.

Die wohlthätige Christusreligion, welche dem reinen Herzen ihres erhabenen Stifters so liebevoll entquoll, sie, die so ganz geeignet war, ein Tugendreich auf Erden zu gründen, den Menschen der Gottheit zu verähnlichen, ihn zur wahren Sittlichkeit zu leiten, und ihm im Leben und Sterben, als ein reines Licht vom Himmel gesandt, vorzuleuchten, blieb nicht lange in ihrer ursprünglichen Lauterkeit. Man fing, weil die grübelnde Vernunft im Menschen nie ruhet und selbst das Heiligste meistert, an, die einfachen Lehrsätze Christi als eine gelehrte Wissenschaft zu behandeln und in ein System zu zwingen. Statt gläubig den Unterricht Christi ins Herz zu fassen und aufs Leben anzuwenden, gerieth man über einzelne Lehrsätze in Streit, und jeder brachte zu demselben seine eingefogenen Vorurtheile oder sein bereits angenommenes System mit.

Man suchte das Christenthum mit einer, in den ersten Jahrhunderten herrschend gewordenen Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen, und kleidete die Religion Christi in das Gewand jener Schulweisheit ein.

So entstanden künstliche Lehrgebäude, welche mit Christi Lehre mehr oder weniger übereinkamen, je nachdem die Erbauer dieser Lehrsysteme das reine Gold des

Christenthums mit den Schlacken vorgefaßter Meinungen mehr oder weniger vermischten.

Sollte inzwischen die christliche Kirche in ihrem Innern, durch den Zwist ihrer Mitglieder, nicht verwirrt werden, so mußte man darauf bedacht seyn, entstandene Streitigkeiten in Absicht der Lehrmeinungen durch Männer beilegen zu lassen, denen man Kenntnisse und Einsichten zutraute, um dieß am zweckmäßigsten thun zu können. Es geschah solches auf den bekannten Concilien oder Kirchenversammlungen durch Bischöfe oder Vorsteher. Sie waren in Kirchensachen Richter, und man betrachtete denjenigen, welcher sich ihren Aussprüchen nicht unterwerfen wollte, als einen Irrgläubigen oder Keger.

Das Ansehen der Bischöfe stieg immer höher, und sie wurden nach und nach aus Lehrern des Volks, Beherrscher desselben.

Kaiser Constantin, der Große genannt, ein von christlichen Schriftstellern weit über seinen Werth gepriesener, dagegen von Heiden vielleicht zu tief herabgesetzter Fürst, begünstigte aus Politik die christliche Religion, und erklärte auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, daß das Urtheil der versammelten Bischöfe dem Urtheile Gottes gleich zu achten sey. Dieser Fürst ließ viele heidnische Tempel in Kirchen umwandeln, schmückte sie durch Bildsäulen und Gemälde prächtig aus, die Kirchengefäße waren von Silber und vergoldet, die Bischöfe erschienen in kostbaren Gewändern, und man errichtete ihnen in den Kirchen einen erhabenen Thron.

Durch die Vermächtnisse Constantin's des Großen, welcher sich noch kurz vor seinem Tode (337) zu Nico-

medien taufen ließ, wurden die Kirchen und ihre Diener sehr reich. Ihr Ansehn gewann immer mehr die Gestalt einer Hierarchie oder geistlich-weltlichen Herrschaft. Schon der mailändische Bischof Ambrosius durfte es daher im Jahre 390 wagen, dem Kaiser Theodosius, welcher sich einer Grausamkeit schuldig gemacht hatte, Kirchenbuße aufzulegen, ohne Widerstand zu finden.

Zu Anfange des 5. Jahrhunderts sagte der römische Bischof einem andern Kaiser frei heraus: in Kirchensachen müsse der Wille eines Monarchen dem Willen der Priester unterworfen seyn, und es gebühre den Bischöfen ein höherer Rang als den Königen.

Seit dem 8. Jahrhundert nannten sich die Bischöfe zu Rom, welche vorher nicht mehr gegolten hatten, als andere, ausschließend Papa (Pabst), ein Wort, welches im Deutschen „Vater“ bezeichnet. Man hatte vorher, aus Ehrerbietung, alle andere Bischöfe ebenfalls so genannt.

Es ist bekannt, daß Pipin, Staatsminister des fränkischen Königs Childerich, der sich des königl. Throns bemächtigt hatte, dem Pabste Zacharias, der ihn zum Könige gesalbt, beträchtliche Ländereien um Rom schenkte, in deren Besitze der Sohn Pipins, Karl der Große, die röm. Pabste bestätigte und sie dadurch zum Range weltlicher Fürsten erhob. Von der Zeit an stiegen die Anmassungen der Pabste immer höher, und sie wollten für sichtbare Statthalter Christi auf Erden gehalten seyn.

Schon seit der Mitte des 9. Jahrhunderts nannten sie keinen weltlichen Fürsten, selbst den Kaiser nicht mehr „Herr.“

Pabst Benedikt VIII., welcher zu Anfange des 11.

Zahrhundreds lebte, überreichte dem deutschen Kaiser Heinrich II. einen goldnen Reichsapfel mit der Andeutung, daß der Kaiser zwar als der Herr der Welt anzusehen sey, aber dabei nicht vergessen dürfe, daß er diesen großen Vorzug dem Pabste verdanke.

Ein anderer Pabst, Benedikt IX., ging mit eben diesem Kaiser den Vertrag ein, daß künftig die Pabste, um rechtmäßig zu seyn, der kaiserl. Einwilligung nicht bedürfen sollten; daß hingegen kein Fürst Kaiser seyn könne, wenn er nicht zuvor vom Pabste dafür anerkannt worden wäre und aus dessen Händen die Kaiserkrone erhalten hätte. Vor der päbstl. Krönung sollte er nur den Titel: römischer König, führen.

Pabst Nicolaus II., welcher ebenfalls im 11. Zahrhundert lebte, machte die Pabstwahlen, die bisher von der röm. Geistlichkeit und dem Volke vollzogen worden waren, durch Gründung des Kardinalscollégiums unabhängiger, und verordnete auf einer im Jahre 1059 zu Rom gehaltenen Kirchenversammlung, daß die Pabstwahlen von den Kardinalbischöfen und Kardinalpresbytern, das heißt den bei den 7 Hauptkirchen in Rom angestellten Kardinälen geschehen sollten. Damals aber belief sich die Zahl der Kardinäle nicht so hoch, als in spätern Zeiten.

Keiner unter den Pabsten wußte jedoch seine Macht so auszudehnen, als der, man weiß nicht soll man sagen berühmte oder berühmte Gregor VII., sonst auch Hildebrand genannt, welcher von 1075 — 1085 regierte und einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeiten war.

Wenn er, wie jedem der Geschichte nicht ganz unfähigen Leser sattsam bekannt ist, seine geistliche Herrschaft

so weit trieb, daß sogar ein deutscher Kaiser, Heinrich IV., dem es sonst weder an Muth und Tapferkeit, noch an Entschlossenheit fehlte, 5 Tage auf dem Schloßhose zu Canossa im hárnen Gewande und bloßen Füßen mitten im Winter, als ein Büßender stehen mußte, bis es dem strengen Pabste gefiel; diese selbst Italiener empörende Scene zu endigen: so können wir diese Begebenheit als einen auffallenden Beweis ansehen, wessen ein Pabst fähig war.

Gregor VII. behauptete nicht allein die Untrüglichkeit des Pabstes in allen Glaubenssachen, schárste nicht bloß den Geistlichen das ehelose Leben ein, sondern drang auch allen christlichen Gemeinen den rómischen Gottesdienst auf. Er war es auch, der den Fürsten das bisher von ihnen ausgeübte Recht, die in ihren Ländern lebenden Bischöfe mit Ring und Stab (den Zeichen ihrer Würde) zu belehnen, untersagte.

Die folgenden Pábste blieben Gregors Grundsätzen treu, und Innocenz III., welcher von 1198 — 1216 den Stuhl Petri einnahm, machte sich der Christenheit durch die bekannte Strafe des Interdikts nicht minder furchtbar. Sobald ein Land mit demselben belegt war, hörte aller öffentlicher Gottesdienst sogleich auf; die Altäre wurden ihrer Bekleidung beraubt, die heiligen Bilder und Crucifixe umgeworfen; man theilte das heilige Abendmahl nicht mehr aus; segnete neue Eheleute auf den Todtenäckern ein; keine Glocke ertönte mehr von den Kirchen; Niemand durfte den Andern auf öffentlicher Straße grüßen; Niemand einen Todten auf dem gewöhnlichen Got-

tesadler begraben, sondern man mußte ihn in ungeweihter Erde einscharren.

Im J. 1229 ließ Pabst Gregor IX. auf der Kirchensammlung zu Toulouse in Frankreich die so furchtbare Inquisition oder das geistliche Kegergericht einführen, welches zur Ausrottung aller Irrgläubigen bestimmt war. Die Verwaltung dieses Gerichts wurde seit 1255 den Dominikanermönchen ausschließend übergeben und man nannte die zur Entdeckung der Keger Beauftragten Inquisitoren (Keherrichter). Die Verhafteten wurden unter Schauder erregenden Ceremonien öffentlich verbrannt, und man hat berechnet, daß von den Jahren 1482 — 1500 in Spanien über 100,000 solcher Unglücklichen ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigten.

Es ergibt sich schon aus dem, was so eben erzählt worden, daß die Mönchsorden eine große Stütze der päbstl. Macht waren, und es scheint zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit von dem Ursprunge derselben, so wie von ihrem Einflusse auf die Erhöhung des päbstl. Ansehens einige kurze Notizen zu geben.

Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt hatte mancher einzelne Schwärmer theils aus guter Meinung des Herzens, theils auch aus Unzufriedenheit mit seinen Lebensverhältnissen das Einsiedlerleben gewählt. Bald stieg der Ruf von ihrer Heiligkeit so hoch, daß Andere, theils aus Ehrgeiz, theils aus Zugendliebe das gegebene Beispiel nachahmenswürdig fanden. Nichts ist, wie Jedermann weiß, ansteckender als religiöse Schwärmerei in unaufgehellten Köpfen. Daher

gab es bereits im 4. Jahrhundert ganze Schaaren solcher Einsiedler, welche man auch mit einem aus der griechischen Sprache entlehnten Worte Eremiten (Einsamlebende) nannte. Solche Eremiten vereinigten sich nach und nach gemeinschaftlich, lebten in ihren Wohnungen oder Kläusen (Klöstern) von der übrigen Welt abge sondert, enthielten sich alles dessen, was die Leidenschaft empören konnte, oder suchten schon empörte Leidenschaften durch körperliche Züchtigungen (Kasteiungen) zu beschwichtigen. Sie brachten ihre meiste Zeit mit Andachtsübungen zu.

Ein gewisser Benedikt, von dem sich auch der bekannte Benediktinerorden herschreibt, gab zu Anfange des 6. Jahrhunderts den Mönchen oder Einsamlebenden (denn dieß Wort heißt in der griechischen Sprache ungefähr eben das, was Eremit bedeutet) ordentliche Regeln, an welche sie lebenslang gebunden waren (Klostergebühde).

Die Päbste, welche sehr bald einsahen, wie förderlich solche Klosteranstalten zur Vermehrung ihrer Gewalt und ihres Einflusses seyn könnten, beförderten und unterstützten dieselben auf alle Weise. Das Ansehen des Pabstes verschaffte hinwiederum den Klosterbrüdern Ansehen und Einfluß. So mußte ihnen also alles daran liegen, die Gewalt des Pabstes und der übrigen Bischöfe immer mehr auszudehnen, da mit dieser Gewalt ihre eigene entweder stieg oder fiel.

Das meiste Verdienst um die Ausbreitung der päbstl. Macht erwarben sich die sogenannten Bettelmönche, welche zu Anfange des 13. Jahrhunderts aufstanden. Der

Dominikaner- und Franziskanerorden sind unter ihnen die vornehmsten. Der Dominikanerorden wurde mit päbstl. Bewilligung von einem Spanier, Dominiko von Guzman, im Jahre 1216, der Franziskanerorden hingegen von einem Italiener, Franz von Assisi, im Jahre 1223 gestiftet. Die Ordensbrüder hießen zwar Bettelmönche, aber sie wurden in der Folge so reich, daß sie das Betteln bloß zum Scheine beibehielten. Viele dieser Mönche hatten von dem Papste das Vorrecht erhalten, überall, wo sie hinkamen, Beichte zu hören.

So ein herrliches Mittel dieß zur Beförderung ihrer Menschenkenntniß war, so wirksam wurde es auch befunden, um ihre Meinungen und Grundsätze verbreiten zu können, unter denen der Satz: der Papst ist der sichtbare Stellvertreter Christi auf Erden und ihm muß man daher unbedingt gehorchen, obenan stand.

Nicht bloß auf den gemeinen Mann wußten sich diese schlauen Mönche großen Einfluß zu verschaffen, sondern sie schlichen sich auch in die Paläste der Großen, an die Höfe der Fürsten ein und wirkten hier zum Vortheil des Papstes. Fürsten und Könige fingen immer mehr an die Macht und Heiligkeit desselben anzuerkennen, zu glauben, daß er begnadigen und verdammen, und überhaupt nie fehlen und irren könne.

- Da übrigens die weltl. Fürsten bei der tiefen Unwissenheit, in welcher der Adel und der größte Theil der Laien oder Nichtgeistlichen lebte, genöthigt waren, die wichtigsten Staatsämter mit geistlichen Personen zu besetzen, so sieht man leicht, wie sehr dieser Umstand dazu beitragen mußte, das päpstliche Ansehen zu erhalten.

So wie jedoch bei der sich immer weiter ausbreitenden Macht der Päbste diese zugleich mit mehrern weltlichen Fürsten in nähere Berührung kamen, mit ihnen Verbindungen eingingen und wieder aufhoben, nachdem es ihre Interesse heischte, so lernten auch die weltlichen Fürsten nach und nach immer klärer einsehen, wie sie mit den Päbsten daran wären. Sie erkannten, daß es diesen nicht um die Ehre der Kirche, um die Aufrechthaltung der Religion, sondern bloß um die Vergrößerung ihrer Macht zu thun sey. Die niedrigen Ränke, zu welchen viele Päbste ihre Zuflucht nahmen, mußten nothwendig die anfänglich so hoch gespannten Begriffe von ihrer Heiligkeit immer tiefer herabstimmen, und so geschah es im Verlaufe der Zeiten, daß nicht nur die Fürsten und Großen, sondern auch die niedern Volksklassen eine viel geringere Meinung von den bisher so hochverehrten Kirchenfürsten bekamen.

Päbste Bonifaz VIII., welcher zu Ende des 13ten Jahrhunderts lebte, mußte, so stolz und herrschsüchtig er auch war, dennoch die für ihn so unerfreuliche Erfahrung machen, daß er das nicht mehr gelte, was seine Vorgänger gegolten hatten. Bei einer zwischen ihm und dem Könige von Frankreich, Philipp IV. oder Schönen, ausgebrochenen Streitigkeit erlitt er von diesem Monarchen die größten Demüthigungen, ohne sie abwenden zu können. —

Im Jahre 1409 setzte eine Kirchenversammlung zu Pisa zwei Gegenpäbste ab, und wählte an deren Stelle einen dritten Päbst.

Sechs Jahre darauf (1415) wurde auf der Kirchenversammlung zu Kostniz der den Päbsten so nachtheilige

Beschluß gefaßt, daß der Pabst den Aussprüchen einer Kirchenversammlung unterworfen und denselben Gehorsam schuldig sey. Auf eben dieser Kirchenversammlung entsetzte man auf einmal drei Pabste, welche schon mehrere Jahre zum großen Uergernisse der Christenheit sich wechselseitig befeindet hatten, und wählte ein neues Kirchenoberhaupt.

Andere Pabste hatten durch ihren ganz unheiligen Lebenswandel den Titel: Heiliger Vater, so entehrt, daß selbst eifrige Katholiken ihre Namen mit Abscheu nannten. Dieß war der Fall bei den Pabsten Alexander VI. und Julius II., welche kurz vor dem Anfange der Reformation regierten.

Alexander VI., eben so wollüstig als treulos, eben so herrschsüchtig als hab süchtig, war schamlos genug, sich gewisser Ausschweifungen sogar öffentlich zu rühmen, und brandmarkte seine Regierung durch Abscheulichkeiten aller Art.

Sein Nachfolger, Julius II., hatte bei seiner Wahl versprechen müssen, die von mehreren Geistlichen für höchst nöthig gehaltene Verbesserung der röm. Kirche sich angelegen seyn lassen zu wollen; allein er hielt nicht Wort und beschäftigte sich am wenigsten mit Dingen, die seines Amtes gewesen wären. Er gefiel sich vorzüglich in der für ihn so unschicklichen Rolle eines Eroberers, und wollte die ehrennden Lorbeern des Feldherrn um sein ehrloses Haupt geschlungen sehn. In dem Kriege, den er mit Frankreich führte, trieb er, nach dem Zeugnisse einiger italienischen Geschichtschreiber, seine Nach-

sucht so weit, daß er allen denen, welche einen Franzosen tödten würden, die ewige Seligkeit zur Belohnung versprach.

Von dem Character seines Nachfolgers, des in der Reformationsgeschichte so bekannten Papstes Leo X., werden wir bei der geschichtlichen Darstellung ein Mehreres zu sagen Gelegenheit haben.

Um jedoch die Leser durch eine längere Einleitung nicht zu ermüden, bemerken wir bloß, daß die Reformation Luthers, von welcher wir hier eine historische Skizze darlegen, besonders durch die im 15. Jahrhundert wieder aufblühenden Wissenschaften, wobei die erst erfundene Buchdruckerkunst (1436 — 1440) ungemein große Dienste leistete, vorzüglich vorbereitet und herbeigeführt wurde. Griechische Flüchtlinge mußten wohlthätige Beförderer der Wissenschaften im abendländischen Europa werden.

Als nämlich im Jahre 1453 die bisherige Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums, Konstantinopel, von den Türken unter Mohammed II. mit stürmender Hand erobert wurde, flüchteten viele griechische Gelehrte, die hier wohnten, und das harte Joch der rohen Eroberer nicht ertragen wollten, nach Italien, wo bereits die Liebe zu den Wissenschaften aus einem langen Schlummer erwacht war. Sie ließen sich in den größern Städten Italiens häuslich nieder, wurden zum Theil auch als öffentliche Lehrer der griechischen Sprache angestellt und verbreiteten auf diese Art die Kenntniß derselben über die Alpen hinüber, nach Deutschland, Frankreich und England. Man fing an die alten Sprachen sorgfältiger

zu studiren und ihre besten Schriftsteller zu lesen. So wurde man unvermerkt mit dem Geiste der Alten vertrauter, vermehrte die Summe seiner Kenntnisse, und erweiterte nicht allein seinen Idcentkreis, sondern schöpfte auch edlere Gefühle aus diesen erfreichenden Quellen.

Allmählig kamen auch diejenigen Wissenschaften, welche mit der Religion in näherer Verbindung stehen, empor und stiegen an, da sie bisher wie abgestorbene Bäume da gestanden hatten, neue Blüthen zu treiben. Man las fleißiger die Urkunden der Religion und studirte die Grundsprachen, welche dazu nöthig waren. Man fand in den heiligen Urkunden andere Dinge, als man bisher gewußt hatte, und oft das Gegentheil von dem, was die Kirche lehrte.

Das Ansehen der Geistlichen fiel und man ergoß sich bald in laute Schmähungen gegen sie, bald in lachenden Spott und beißende Satiren. Die Mönche mußten die Geißel derselben um so mehr fühlen, je weniger sie mit dem Geiste der Kultur fortgeschritten waren, je anmaßender ihr Stolz, je lästiger ihr Umgang, je verächtlicher ihre Faulheit, je lächerlicher ihre Unwissenheit und je ärgerlicher ihr Lebenswandel war. Obgleich manche unter ihnen sich vor den Uebrigen rühmlich auszeichneten, so drückte doch im Allgemeinen den Mönchsstand tiefe Verachtung darnieder.

Aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß selbst aus düstern Klostermauern ein helles Licht hervorbrechen sollte, welches die Finsterniß vertrieb und die dunkle Nacht in hellen Tag verwandelte!

Geschichtliche Darstellung der Reformation Luthers.

Der berühmte Ablasskrämer und Dominikanermönch Johann Tezel, der Sohn eines Leipziger Goldschmids, ein Mensch, schon gebrandmarkt durch grobe Schandthaten, und also selbst ein großer Sünder, war dennoch der unverschämteste Sündenmüller. — Mit marktschreierischer Redseligkeit bot er überall seine lose Waare feil, und ließ kein Mittel unversucht, das bethörte Volk auf die Trefflichkeit dieser Waare aufmerksam zu machen. Unter Glockengeläute, beim Gesange der Schulchöre, mit Vortragung eines Kreuzes, zog er, begleitet von Geistlichen, Mönchen und selbst von Rathsherren, in die Kirchen ein, und schlug hier, an den Orten, welche der Verehrung des heiligsten Wesens geweiht waren, seinen unheiligen Sündenkrum auf. — Das bekannte Sprüchelchen:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Sobald die Seel' in Himmel springt.“

führte er nicht nur häufig im Munde, sondern es stand dasselbe auch als bedeutende Inschrift auf seinem mit Ablasszetteln angefüllten Kasten.

Sündenvergebung erkaufen; — ja, man könne sogar Sünden, welche man erst noch begehen wolle, im Voraus durch Ablass tilgen und loskaufen. —

Tezel, dieser Meister in der Geldschneiderei, hatte übrigens auch seine eigene Geldtaxe für die Sünden. Sie war gar sehr verschieden und die Missethäter kamen eben nicht wohlfeil bei ihm weg.

Ein Kirchenraub und Meineid kostete 9 Ducaten; ein begangener Mord 8 Ducaten; eine Vielweiberei 6 Ducaten; eine sogenannte Zauberei 2 Ducaten. Die Erlösung einer Seele aus dem Fegfeuer hingegen konnten unbemittelte Personen um den billigen Preis einiger Groschen von ihm erhalten *).

Es war natürlich, daß solches Unwesen jeden Menschen empören mußte, der noch einige Vernunft und noch einiges Gefühl hatte. Aber die Meisten schwiegen und ließen ihren Unwillen nicht laut werden, weil es zu gefährlich war, ihn zu äußern.

Vorzüglich empörte dieser schändliche Ablasshandel den redlichen, offenen, mit der heiligen Schrift vertrauten Augustinermönch, Doctor der Theologie und öffentlichen Lehrer zu Wittenberg, Martin Luther.

Martin Luther, am 10ten Nov. 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld geboren, welche damals mehreren Grafen, theils Brüdern, theils Vettern, gehörte, konnte sich keiner vornehmen Geburt rühmen,

*) Um abgeschiedene Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen, pflegte man so viel zu geben, als der Verstorbene nach Maaßgabe seines Standes oder Vermögens in einer Woche verzehrt haben würde.



D. Martin Luther.



denn sein Vater, Hanns Luther, war, wie Jedermann weiß, nur ein armer Bergmann aus dem zwischen Eisenach und Salzungen gelegenen Dorfe Möra, wurde jedoch in der Folge Rathsmitglied zu Mansfeld und kam in etwas bessere Umstände.

Der junge Luther kam in die Schulen nach Magdeburg und Eisenach, mußte sich anfänglich sein Brod kümmerlich genug als Currentschüler vor den Thüren verdienen, und wurde nicht selten mit schnöden Worten empfangen, bis er durch die Güte der Gattin Conrad Kotta's, welche von des Knaben Andacht gerührt worden war, in eine bequemere Lage versetzt wurde, die ihn von drückenden Nahrungsorgen befreiete.

Im Jahr 1501 ging er als 14jähriger Jüngling auf die Universität zu Erfurt, wo er auf der dasigen Bibliothek die erste (lateinische) Bibel fand. Er wollte sich, nach dem Willen seines Vaters, der Rechtswissenschaft widmen, allein der gewaltsame Tod seines jugendlichen Busenfreundes Alerius machte einen so starken Eindruck auf seine Seele, daß er, ohne Vorwissen seiner Eltern, im Jahr 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt ging, und sich dadurch besonders den Unwillen seines Vaters, der kein Freund der Mönche war, zuzog, aber bald wieder mit ihm ausgesöhnt wurde. Hier machte er die für ihn so vortheilhafte Bekanntschaft des Generalvicars des Augustinerordens, Johann von Staupitz, eines Mannes von redlichem Herzen, sanftem Charakter, nicht gemeinen Kenntnissen, und der zugleich bei dem Kurfürsten von Sachsen in nicht geringem Ansehen stand.

Der Empfehlung Staupizens hatte es Luther zu verdanken, daß er im Jahr 1508 auf die nicht lange erst von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität Wittenberg als öffentlicher Lehrer der Weltweisheit berufen und dann auch von der Stadtbürgerschaft zum Prediger ernannt wurde.

Zwei Jahre später (1510) machte er in seinen Lebensangelegenheiten, die er auch glücklich beilegte, eine für seine Menschenkenntniß sehr nützliche Reise nach Rom, lernte den päbstl. Hof und dessen Umgebungen in der Nähe kennen, fand alles ganz anders, als er erwartet hatte, beobachtete aber, gegen seine sonstige Gewohnheit, immer eine merkliche Zurückhaltung, wenn er davon erzählte, versicherte jedoch, daß ihm tausend Gulden nicht so lieb wären, als der Umstand, in Rom gewesen zu seyn. — Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde er, so viel auch immer seine Bescheidenheit dagegen einzuwenden hatte, auf Kosten des Kurfürsten im Jahr 1512 Doctor der Theologie, und beschäftigte sich nun, um seiner Würde durch seine theologischen Einsichten Ehre zu machen, sehr angelegentlich mit dem Studium der heiligen Schrift. Dabei war er zugleich ein beliebter Volksredner, und seine Predigten, welche aus dem Herzen kamen und also auch zu Herzen gingen, wurden allgemein geschätzt, gern gehört und häufig besucht. — Vielleicht aber würde sich Luther begnügt haben, bloß in einer eingeschränkten Sphäre zu nützen, wenn er nicht, fast wider seinen Willen, aus derselben herausgezogen und in ein weites Feld des Wirkens hingerückt worden wäre.



Das Haus zu Eisleben worinnen Luther geboren ward.

Department of Agriculture

Office of the Chief of Bureau

Washington, D. C.

June 10, 1908

Very respectfully,

W. B. H. H.

Chief of Bureau

Department of Agriculture

Office of the Chief of Bureau

Washington, D. C.

June 10, 1908

Very respectfully,

W. B. H. H.

Very respectfully,
W. B. H. H.

Chief of Bureau

Luther mußte sehen, daß eine Menge Volks aus der Umgegend Wittenbergs nach Jüterbock strömte, um Sündenvergebung zu erkaufen, mußte hernach im Beichtstuhle hören, daß Viele seiner Beichtkinder, auf die gelösten Ablassbriefe trohend, von keiner wahren Lebensbesserung etwas wissen wollten, und dagegen die gekauften Ablasszettel *) vorzeigten. Er verweigerte als ein redlicher Seelsorger den irregeleiteten Beichtkindern die gewöhnliche Absolution, und diese nahmen dann wieder ihre Zuflucht zu Tezeln, indem sie sich über die Strenge ihres Beichtvaters bei ihm beschwerten.

Raum vernahm dieß Tezel, so ergrimmete er über den, wie ihm dünkte, so unbefugten und fecken Sittenrichter, bestieg im Feureifer die Kanzel, überhäufte alle Verächter des Ablasses mit Schimpfworten, wie sie nur dem Munde gemeiner Menschen entströmen, beschuldigte sie der Ketzerei, bedrohte sie (denn er war zugleich Ketzerichter) mit dem Scheiterhaufen und ließ, um seinen Drohungen Nachdruck zu geben, mehrere Male auf dem Markte zu Jüterbock ein großes Feuer anzünden, womit er zu erkennen geben wollte, daß allen Gegnern des Ablasses, als offenbaren Ketzern, der Tod in den Flammen des Scheiterhaufens bevorstehe.

*) Man bediente sich zu solchen Ablasszetteln gedruckter Formulare nach Art der Pässe, in welche der Ablassprediger die Namen und die Sünden derer, die ihn in Nahrung gesetzt hatten, einzuschreiben pflegte. Diese Quittungsscheine wurden dann mit in die Beichte genommen und vorgezeigt, wenn die Beichtväter gewisse Bußen auf die ihnen angezeigten Sünden auferlegen wollten.

— 24 —

Luther war wol am wenigsten der Mann, den ein solches Gaukelspiel schrecken konnte, er, der in der Folge sich durch weit schreckhaftere Gegenstände nicht aus der Fassung bringen ließ. Er ging jedoch mit einer Behutsamkeit bei dieser Sache zu Werke, welche seine Widersacher ganz unbeachtet gelassen haben, indem sie ihm Vorwürfe über Voreiligkeit machten. Er glaubte jetzt noch im ganzen Ernst, daß die päbstl. Heiligkeit selbst durch den schändlichen Ablasshandel entweiht würde, und entschloß sich, in dieser Angelegenheit zuerst an die Bischöfe von Meissen, Brandenburg, Raumburg und Merseburg, dann aber auch an den Kurfürsten von Mainz, Albrecht, selbst zu schreiben.

Seine Briefe sind die lebendigen Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, daß es ihm bloß um die Sache der Religion und Wahrheit zu thun sey. Er stellte nämlich den genannten Prälaten mit bescheidenen, aber kräftigen Worten die Anmaßungen der Ablasshändler vor, welche den römischen Stuhl schändeten, und bei allen redlich Gesinnten in üblen Ruf brächten, ermahnte sie, solchem Unfuge vermöge ihres heiligen Amtes zu steuern und nicht ferner zu gestatten, daß das Heiligste des Menschen, die Religion, durch eine so schändliche Bucherei entehrt und herabgewürdigt würde.

Alein Luther hatte hier eine neue Gelegenheit Erfahrungen zu machen, welche sein Herz mit Trauer erfüllten. Einige Bischöfe antworteten ihm gar nicht, andere gaben ihm schlechten Trost, indem sie schrieben: sie könnten und dürften gegen päbstl. Geschäfte und Geschäftsträger nichts unternehmen, und er würde wohl

thun, wenn er sich nicht weiter mit solchen Dingen befaßete. —

Am schlimmsten war Luther bei dem Kurfürsten von Mainz, Albrecht, in gegenwärtiger Angelegenheit berathen. Dieser geistliche Fürst, ein Bruder des staatsklugen, aber eifrig katholischen Kurfürsten von Brandenburg Joachim I., welchen wir weiter unten näher kennen lernen werden, hatte nämlich, wie bekannt, vom Pabste die Oberaufsicht über den Ablasshandel erhalten, und sein Charakter stimmte überhaupt mit dem des Pabstes in vielen Stücken überein.

Er liebte, wie der Pabst Leo, die Wissenschaften, und begünstigte die Gelehrten, aber er liebte noch mehr die Pracht. Sein Hof gehörte unter die üppigsten in Deutschland, und man sah an ihm keine Spur davon, daß es der Hof eines geistlichen Fürsten war. Bei seiner Liebe zur Verschwendung gebrach es ihm daher auch oft, wie dem Pabste, an Geld, und es war ihm in dieser Hinsicht jedes Mittel willkommen, sich neue Geldquellen, wenn die alten bereits versiegt waren, zu eröffnen. Er benutzte den päpstlichen Auftrag in Betreff des Ablasses mit Gewandtheit und kaufmännischem Geist, war gewissermaßen Obergewaltiger des Ablasses, und bezahlte mit dem dadurch gelöseten Gelde noch Rückstände, welche er für sein Erzbisthum Magdeburg der päpstlichen Kammer schuldig war. Er hatte, da die Sache so im Großen getrieben wurde, seine Untercommissarien, welche in Deutschland umherzogen, Ablass predigten und ihre Obern so wie sich selbst dadurch bereicherten.

Luther hatte es demnach, indem er sich dem Ablasshandel widersetzte, nicht bloß mit einem gemeinen Mönch, sondern mit einem der angesehensten geistlichen Fürsten Deutschlands zu thun, und wäre seine Wahrheitsliebe nicht so groß, seine Ueberzeugung nicht so innig, sein Eifer für die Sache der Religion nicht so feurig und sein Vertrauen auf den Beistand des Himmels nicht so fest gewesen, so würde er sich nicht entschlossen haben, einen kühnern Schritt zu thun. Allein Luther glaubte jetzt ihn thun zu müssen, und handelte also aus den reinsten Beweggründen, wenn man gleich dabei zugeben kann, daß einiger Unwille gegen Dezeln, welches für wahr ein edler Unwille genannt werden konnte, Antheil an seinem Entschlusse gehabt habe.

Zuerst predigte er in der Schloßkirche zu Wittenberg, dann aber auch in der Stadtkirche mit Nachdruck gegen den Ablass, zeigte, daß der wahre, um seine Seligkeit besorgte Christ sich nicht begnügen dürfe, Ablass zu lösen, sondern daß er sein Herz wahrhaft bessern, sein Leben völlig ändern müsse, wenn er der Vergebung seiner Sünden bei Gott gewiß seyn wolle.

Dann schlug er, am 31. October 1517, jene bekannten 95 Theses oder Sätze gegen den Ablass an der Schloßkirche zu Wittenberg in den Nachmittagsstunden an, und foderte alle Wahrheitsfreunde zur freimüthigen Beurtheilung derselben auf. Diese Sätze waren in lateinischer Sprache abgefaßt (*theses de indulgentiis*), und kamen in allen wesentlichen Punkten mit seinen vorher gegen den Ablass gehaltenen Predigten überein. Luther hatte inzwischen zu damaliger Zeit, wie er hernach selbst gestand,

Die (Schloß- und Stifts-) Kirche zu allen Heiligen in Wittenberg.



Die Geschichte
des Reiches
von den ersten
bis zu den letzten
Kaisern

von
Johann

Die Geschichte
des Reiches
von den ersten
bis zu den letzten
Kaisern

Verlag

Die Geschichte
des Reiches
von den ersten
bis zu den letzten
Kaisern

noch keine ganz gereinigten Begriffe vom Ablass, ließ auch noch manche päpstliche Lehren, z. B. die vom Fegfeuer, unangetastet. Eben so wenig verwarf er den ganzen Ablass, sondern behauptete bloß, daß sich derselbe auf die, durch die Kirchengesetze auferlegten oder sogenannten canonischen, nicht aber göttlichen Strafen der Sünden erstrecke; daß die Vergebung der Sünden nur allein von Gott nach vorhergegangener Reue und Besserung erlangt werden könne.

„Der Pabst, sagt er in seinen Thesen, will, noch kann nicht eine andere Pön (Sündenstrafe, das lateinische Wort Poena) erlassen, außerhalb derer, die er seines Gefallens oder laut der Canonum (päpstlichen Satzungen) aufgelegt hat.

Einige andere dieser Sätze lauten also:

„Die predigen Menschentand, die da vorgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinge, die Seele von Stund an aus dem Fegfeuer fahre.“

„Vor denen soll man sich wohl hüten, welche vorgeben, des Pabstes Ablass sey die höchste und wertheste Gottesgabe, wodurch der Mensch mit Gott versöhnt wird.“

„Die Ablassprediger irren, welche sagen, daß durch des Pabstes Ablass der Mensch von aller Sündenstrafe los und selig werde.“

„Ein jeder Christ, der wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Sündenschuld, die ihm auch ohne Ablass gebührt.“

„Da Christus spricht: thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, so will er, daß das ganze Le-

ken seiner Gläubigen auf Erden eine unaufhörliche Buße seyn soll *).“

Die Sätze Luthers fanden, wie sie es schon ihrer Kürze und Bündigkeit wegen verdienten, so vielen Beifall, daß sie binnen 14 Tagen durch ganz Deutschland, und innerhalb eines Monats durch den größten Theil des christlichen Europa's ausgebreitet wurden, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügens vor aller Menschen Augen,“ wie sich ein alter Geschichtschreiber sehr naiv ausdrückt. —

Es verdient hierbei angemerkt zu werden, daß die Lutherschen Theses noch in demselben Jahre zu Straßburg an mehrern Kirchenthüren angeschlagen wurden.

Sie fanden überall Leser und Beurtheiler, und waren das Gespräch des Tages. Fürsten und Hofleute, Gelehrte und Ungelehrte beschäftigten sich mit ihnen. Als im folgenden Jahre (1518) der damalige deutsche Kaiser Maximilian I., der überhaupt mit der römischen Geistlichkeit unzufrieden war und eine Kirchenverbesserung für nöthig hielt, auf dem Reichstage zu Augsburg die Lutherschen Sätze zu lesen bekam, fragte er den kursächsischen Rath Pseffinger: was macht euer Mönch in Wittenberg? seine Sätze sind traun! nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen. Durch eben diesen

*) Dieser vorzüglich schöne Satz ist im Original also von Luthern ausgedrückt: Dominus et magister noster, Christus, dicens: poenitentiam agite, voluit omnem omnium hominum vitam esse poenitentiam.

Rath ließ der Kaiser dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, sagen: er solle den Mönch fleißig bewahren, denn es könnte sich zutragen, daß man seiner bedürfe.

Auch der Bischof von Würzburg, Lorenz von Bibra, einer der aufgeklärtesten geistlichen Fürsten seiner Zeit, welcher die vielen Mißbräuche und Irrthümer, welche sich in der Christenheit eingeschlichen hatten, mit Behrmuth ansah und eine Abstellung derselben sehnlich wünschte, gab den Sätzen Luthers seinen ungetheilten Beifall, und bezeugte von dieser Zeit an eine herzliche Zuneigung zu ihm. Er hatte Luthern auf seiner Reise nach Heidelberg, wo er im Frühlinge des Jahres 1518 einer Generalversammlung seines Ordens bewohnte und daselbst auch eine öffentliche Disputation hielt, persönlich kennen gelernt, und den freimüthigen, biederherzigen Mann lieb gewonnen. Noch kurz vor seinem Tode, der leider schon im folgenden Jahre (1519) erfolgte, schrieb er an den Kurfürsten von Sachsen, empfahl ihm seinen Freund Luther mit den Worten: Erw. Liebden wolle ja den frommen Mann D. Martinus nicht wegziehen lassen.

Diese Empfehlung eines so achtungswürdigen Bischofs machte auf Friedrich den Weisen nicht geringen Eindruck, und gefiel ihm so wohl, daß er den bischöflichen Brief von Rochau aus, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, seinem Hosprediger Spalatin, der diese Anekdote selbst erzählt, in einer eigenhändigen Abschrift zuschickte. —

Desto weniger zufrieden mit Luthern und seinen Sätzen waren dagegen, wie leicht zu erachten, der Kurfürst

Abrecht von Mainz und der Dominikanermönch Johann Tezel nebst seinen Consorten. Freilich verloren sie am meisten dabey, wenn die Welt über den Ablass aufgeklärt wurde.

Tezel wollte seinen ihm so einträglichen Handel auf keine Weise in Verfall kommen lassen, und war daher auf ein Mittel bedacht, ihn von neuem in Gang zu bringen. Er ließ in dieser Absicht von einem Lehrer der Theologie zu Frankfurt an der Oder, Conrad Wimpina, jedoch unter seinem eigenen Namen, eine sogenannte Widerlegungsschrift der Lutherschen Sätze ausfertigen. Denn sie selbst zu machen, fehlte es ihm an gelehrten Kenntnissen. Auch vertheidigte er, unter Wimpina's Vorfig, erst 106, dann noch 50 Sätze zur Rechtfertigung des Ablasshandels.

Schon die Aufschrift dieser Sätze gibt zu erkennen, was man von dem Inhalte zu erwarten hat. Sie lautete folgendermaßen:

„Nachgeschriebene (nachstehende) Sprüche (Sätze) wird Bruder Tezel in der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder in Kurzem auf einem gewissen bestimmten Tag, welchen er zu rechter Zeit anzeigen wird, öffentlich vertheidigen und erhalten (zu behaupten suchen), aus welchem bald im ersten Anblick gänzlich erkannt soll werden, wer ein Keher, Abtrünniger, Halsstarriger, Verstockter, Irriger, Aufrührerischer, Plauderer, Frevler und Unge rechter zu achten sey. Gott zu Ehren und dem apostolischen Stuhl zum Preis.“

Die schönen Ehrentitel, die hier so freigebig zusammengehäuft waren, galten, wie man leicht sieht, Lu-

thern, und lassen zugleich einen Blick in Tezels Gemüth thun.

Die Sätze selbst enthielten die lächerlichsten Behauptungen von der Gewalt des Papstes im Himmel und auf Erden, die schamlosesten Anpreisungen des Ablasses, so wie die niederträchtigsten Verfehrungen Aller, welche dergleichen Behauptungen nicht glauben wollten. Zugleich ließ Tezel Luthers Sätze gegen den Ablass zu Frankfurt verbrennen, und Luthers Freunde zu Wittenberg vergaltten Gleiches mit Gleichem; denn sie verbrannten ebenfalls mehrere, unter Tezels Namen erschienene Schriften. —

Die Dominikaner fingen nun auch an, auf allen Kanzeln ihre Stimmen laut gegen Luthern zu erheben. Sie waren überhaupt den Augustinermönchen nicht günstig, und es herrschte schon lange Reid und Eifersucht unter beiden Orden.

Auch ein ehemaliger Freund Luthers, D. Johann Eck, Lehrer der Gottesgelahrtheit zu Ingolstadt und zugleich Vicelanzler dieser Universität, trat öffentlich gegen ihn auf und suchte ihn seiner Irrthümer zu überführen. Doch war diese Schrift mit weit mehr Behutsamkeit und Glimpf geschrieben als seine nachmaligen Streitschriften.

Selbst die Obern des Augustinerklosters zu Wittenberg ermahnten Luthern freundschaftlich, er solle ihren Orden nicht durch bedenkliche Neuerungen in üblen Ruf bringen. Luther antwortete ihnen: er habe seine Pflicht zu thun geglaubt und wolle das Uebrige Gott überlassen. —

Dieser Grundsatz schien immer fester in seinem Herzen Wurzel zu fassen, je mehr sich die Zahl seiner Widersacher vermehrte; dieser Grundsatz wurde in der Folge zur unabänderlichen Richtschnur seines Lebens. Die Ueberzeugung: seine Pflicht gethan zu haben, rüstete Luthern mit dem Muthe aus, welchen wir an ihm mit Recht bewundern, und die Beharrlichkeit, mit der er der erkannten Wahrheit unter allen Umständen treu blieb, macht ihn jedem Freunde des Wahren und Guten ehrwürdig.

Zwei Dominikaner, Sylvester Prierias und Jakob von Hochstraat, verläumdeten Luthern besonders am päpstlichen Hofe. Der Letztere, Kecherrichter zu Cöln, ein blutdürstiger Mann, rieth geradezu, ihn durch den Scheiterhaufen zu widerlegen. Der Erstere hingegen, der die Stelle eines päpstlichen Oberhofmeisters zu Rom bekleidete und zugleich Büchercensor war, schrieb ein Gespräch von der Gewalt des Papstes, und behauptete darin gegen Luthern, daß der Papst allein das Recht habe, Glaubenslehren vorzuschreiben. „Die christliche Kirche, sagte er, ist ein Reich, worin der Papst gebietet, wie ein Regent in seinen Staaten; Niemand, selbst nicht eine Kirchenversammlung hat das Recht, über päpstliche Aussprüche zu urtheilen; dem Papste ist von Gott selbst das Recht verliehen, die Kirche zu regieren; die ganze Welt kann die Macht des Papstes nicht schmälern, keine Kirchenversammlung darf ihn seiner Würde entsetzen, und wenn er auch übrigens so viel Aergerniß anrichtet, daß er die Menschen haufenweise mit sich zum Satan in die Hölle führt.“ —

Es ist bekannt, daß selbst wohlthätige und vernünftige Katholiken mit dieser Schrift unzufrieden waren, und der berühmte Erasmus versichert, der Pabst selbst habe dem Prierias, der sie ihm zugeeignet hatte, geboten, künftig über diese Materie — zu schweigen.

Luther arbeitete indeß nach der Rückkehr von seiner weiter oben erwähnten Reise nach Heidelberg, wo er die Bekanntschaft eines Martin Bucer, Johann Brenz, Erhard Schnepf, welche hernach in der Reformationsgeschichte bedeutende Rollen spielten, gemacht hatte, eine neue Erklärung seiner Sätze vom Ablass aus, um sie an den Pabst Leo X. zu übersenden. —

Leo X., der um diese Zeit den Stuhl Petri einnahm, war ein Sohn des berühmten Lorenz von Medici, dieses großen Beförderers der Künste und Wissenschaften. Frühzeitig erhielt er guten Unterricht in den alten Sprachen der Griechen und Römer, bekam dadurch an ihrer Literatur Geschmack, und wurde, als er im Jahr 1515 den päpstlichen Stuhl bestieg, ein Beförderer der Gelehrsamkeit, ein Gönner und Unterstüzer gelehrter Männer. Seine Freigebigkeit gegen diese ist allerdings rühmlich ob man gleich nicht unbemerkt lassen darf, daß oft nur die Eitelkeit den meisten Antheil daran hatte. Leo besaß, manche Eigenschaften, welche einen weltlichen Fürstenthron geziert haben würden; allein es fehlte sehr viel daran, um ein würdiges geistliches Oberhaupt der Kirche genannt werden zu können. Unbekannt mit den nothwendigsten Religionslehren bestieg er den päpstlichen Stuhl, und bei seiner vorherrschenden Liebe zu Zerstreuungen aller Art blieb ihm wenig oder gar keine Zeit

übrig, die großen Lücken in seinen Religionskenntnissen auszufüllen. — Er benutzte übrigens, wie fast alle seine Vorfahren, jede Gelegenheit, die Macht des römischen Stuhls auf Kosten der weltlichen Macht auszudehnen. Bei seiner ausschweifenden Prachtliebe war er auch vorzüglich darauf bedacht, den von ihm und seinen beiden, bereits in der Einleitung genannten Vorgängern ganz erschöpften Kirchenschatz wieder anzufüllen. Der Ablasshandel schien ihm dazu ein sehr bequemes Mittel zu seyn. —

Es dürfte hier der schicklichste Ort seyn, etwas vom Ursprunge dieses so berühmten Handels zu sagen.

Es war schon von den ältesten Zeiten der christlichen Kirche her gewöhnlich, daß jeder Bischof die kirchlichen Strafen, welche durch die Kirchengesetze auf gewisse Vergehungen gesetzt waren, entweder mildern oder auch, nach Beschaffenheit der Umstände, ganz aufheben konnte. In der Folge bewies man sich, durch die Nothwendigkeit gedrungen, noch gelinder gegen Büßende; denn schon zu Ausgange des 6ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung fand es Pabst Gregor der Große seinem Interesse gemäß, die Strenge der ältern Kirchengesetze, die zum Theil sehr groß war, zu mildern, die von den Bischöfen aufgelegten kirchlichen Bußen und Strafen zu erlassen und sie in sogenannte gute Werke, d. h. Almosen und fromme Stiftungen, zu verwandeln. Der immer höher steigende Aberglaube zog in den folgenden Jahrhunderten auch immer mehr Menschen nach Rom, um hier in den Tempeln der vornehmsten Stadt der Christenheit durch die Milde des geistlichen Oberhauptes mittelst

der Andachtsübungen von den Kirchenstrafen sich zu heilen freien.

Dergleichen büßende Pilger erschienen fast nie mit leeren Händen, und die päpstliche Schatzkammer befand sich bei den reichlichen Spenden dieser Büßenden ungemein wohl. Die Päbste verbanden nach und nach durch eigene Freiheitsbriefe mit der Besuchung mehrerer römischen Kirchen für diejenigen, welche sich dort zur Messe oder zum Gebet einfinden würden, einen bestimmten Ablass. Man nannte die zur Büßung angestellten Herumwanderungen in den Kirchen Stationen, und sie kamen im 12ten Jahrhundert auf.

Um aber die Einträglichkeit derselben zu vermehren, führte Pabst Bonifaz VIII. im Jahre 1300 das sogenannte Jubeljahr ein, in welchem alle Pilger, die nach Rom wanderten, den vollkommensten Ablass erhalten konnten. Nach der Versicherung eines Augenzeugen waren damals gegen 200000 Menschen Tag für Tag in Rom zugegen, und wenn an einem Tage 50000 Fremde diese Stadt verließen, so fanden sich gleich eben so viele andere wieder ein.

Die Päbste, welche durch diese Veranstaltung sich eine so ergiebige Geldquelle eröffnet hatten, wünschten nun, daß dieselbe immer reichlicher fließen möchte, und setzten die Jubeljahre, welche sonst nur alle Jahrhunderte gefeiert wurden, auf 50 und zuletzt auf 25 Jahre herab.

Man hat die Summen, welche nach und nach durch den Ablasshandel in die römische Schatzkammer geflossen waren, auf den dritten Theil des unter der

ganzen Christenheit befindlichen baaren Geldes angeschlagen.

Der prachtliebende Pabst Leo ließ alle die, welche zum Bau der schon von seinen Vorfahren angefangenen Peterskirche in Rom eine Beisteuer geben würden, die Vortheile des Ablasses ebenfalls genießen. —

Luther setzte, um auf ihn zurück zu kommen, an diesen Pabst ein Schreiben auf, erzählte darin den ganzen Vorfall des Streites über den Ablass, legte seine neu ausgearbeiteten Sätze darüber bei, und unterwarf sich demüthig dem päbstlichen Ausspruche, welchen er, nach seiner eigenen Erklärung, als Christi eigene Stimme ansehen wollte.

Leo X., der sich, wie wir ihn bereits kennen, für ganz andere Dinge als für Kirchenangelegenheiten interessirte, hatte anfänglich die ganze Sache für ein Mönchsgezänk gehalten, dergleichen damals nicht ungewöhnlich waren, und Luthern sogar als einen guten Kopf gelobt, die Berunglimpfungen seiner Feinde (der Dominikaner) dem gewöhnlichen Neide zugeschrieben und solche daher seiner Aufmerksamkeit für ganz unwerth gehalten.

Als aber der Brief Luthers in seine Hände kam, war er bereits durch die wiederholten Erinnerungen und Klagen der Dominikaner dahin gebracht worden, daß er sich, ohne eben die Sache in genauere Untersuchung genommen zu haben, bewegen ließ, ein gerichtliches Verfahren gegen den festen Augustinermönch einzuleiten. — Diesem zu Folge wurde Luthern angedeutet, sich binnen 60 Tagen in Rom zu stellen, um von seinen Lehrsätzen Rede und Antwort zu geben. —

Der Kardinal Thomas de Vio von Cajeta, welchen man der Kürze wegen gewöhnlich Cajetan nennt, war eben damals als päpstlicher Legat auf einem vom Kaiser Maximilian I. ausgeschriebenen Reichstage zu Augsburg (1518) erschienen, theils um die deutschen Fürsten zur Türkenhülfe, theils auch, wie Einige glauben, die böhmischen Hussiten zur Wiedervereinigung mit der Kirche zu bewegen. Er erhielt vom Pabste Vollmacht, Luthern nach Rom zu liefern. — Auf eben diesem Reichstage brachten auch die übrigen Feinde Luthers ihre Klagen wider seine vermeinten Ketzereien an, und es gelang ihnen wirklich, den Kaiser gegen Luthern einzunehmen.

Die Leser wissen bereits aus dem Vorhergehenden, daß dieser Monarch Luthers Sätzen gegen den Ablass seinen Beifall geschenkt und vortheilhaft von dem Verfasser derselben geurtheilt hatte. Auch ist bei dieser Gelegenheit schon erinnert worden, daß Maximilian weder mit dem Pabste, noch mit der übrigen römischen Geistlichkeit zufrieden war. Er hatte sogar in der letzten Periode seiner Regierung, weil er Wittwer geworden, den sonderbaren Einfall, die Kaisermürde niederzulegen und sich zum Pabst wählen zu lassen, um als kirchliches Oberhaupt die Mißbräuche der Kirche, welche so häufig eingerissen waren, abstellen zu können. Da er jedoch eben so wenig von Religionsfachen verstand als der Pabst, und überdies bei allen sonstigen guten Eigenschaften etwas veränderlich in seinen Meinungen war, so ließ er sich zu Augsburg vergestalt gegen Luthern einnehmen, daß er selbst an den Pabst schrieb und ihn dringend aufforderte, sich dem weitern Fortgange der Lutherschen Ketzerei zu widersetzen.

„Wie ich höre, sagte er in seinem Briefe (vom Augustmonat 1518), so lehrt Luther nicht nur öffentlich verschiedene ketzerische Sätze und vertheidigt sie mit der größten Hartnäckigkeit, sondern er hat auch bei seinen Irrthümern schon viele und darunter mehrere vornehme Anhänger. Ew. Heiligkeit wolle daher nach ihrer höchsten Gewalt dergleichen müßige, unnütze und der christlichen Kirche nachtheilige Wortgezänke verbieten und unterdrücken, da gerade unter den verschiedenen gelehrten Streitigkeiten besonders der gegenwärtige Streit über den Ablass gefährliche Folgen haben könnte. Die Wichtigkeit der Sache erfordert es demnach, daß Ew. Heiligkeit die nöthigen Maßregeln um so schneller nehmen, damit das Uebel in der Geburt erstickt werde, ehe es weiter um sich greifen kann.“

Zulezt versichert der Kaiser, er werde die vom Pabste in dieser Hinsicht gefaßten Entschlüsse nicht nur billigen, sondern solche auch im deutschen Reiche nach allen Kräften vollziehen.

Nichts konnte dem Pabste, der von den Mönchen immer mehr gegen Luthern aufgewiegt wurde, willkommener seyn, als eine solche Aufforderung. Er verlangte daher von Friedrich dem Weisen nicht allein Luthers Verhaftung, sondern auch dessen Auslieferung nach Rom.

Luthers Freunde erschraaken, die Universität zu Wittenberg legte bei dem Pabste eine Fürbitte ein, welche selbst von Katholiken für ein Meisterstück der Beredsamkeit gehalten wurde; aber ehe diese noch in seine Hände kam, änderte er seinen Entschluß dahin ab, daß er ein

Verhör Luthers in Deutschland verstattete, welches zu Augsburg von dem Cardinal Cajetan angestellt werden sollte. Der Cardinal bekam jedoch zugleich den päpstlichen Befehl, daß, wosern Luther seine kezerischen Meinungen nicht widerrufen würde, er sich seiner Person versichern und alle seine Anhänger in den Bann thun sollte. —

Die Freunde Luthers, besonders Spalatin, bewiesen sich jetzt sehr thätig. Da der Kurfürst von Sachsen damals sich zu Augsburg auf dem Reichstage befand, so ließen sie eine Bittschrift an ihn ergehen und ersuchten ihn, daß er Luthern entweder ein sicheres Geleit nach Rom auswirken, oder es dahin bringen möchte, daß die Untersuchung gegen ihn einer päpstlichen Commission in Deutschland aufgetragen würde.

Friedrich der Weise nahm sich auch Luthers mit Eifer an und suchte den Kaiser für denselben günstiger zu stimmen. Zugleich gab er dem Cardinal Cajetan das Versprechen, Luthern auf seine Kosten nach Augsburg zu liefern.

So gefährlich auch diese Reise war, und so häufig Luther gewarnt wurde, sie nicht zu unternehmen, so unternahm er sie dennoch, ohne vorher sicheres Geleit erhalten zu haben, und zwar bis 5 Meilen von der Stadt zu Fuß.

Am 8ten October 1518 kam er glücklich in Augsburg an. Kaum war er hier in seinem Quartier bei dem Carmeliter Prior, Lic. Frosch, abgestiegen, so ließ er auch schon dem Cardinal seine Ankunft melden. — Dieser erwiederte das in ihn gesetzte Zutrauen mit einer höflichen

Einladung zu sich. Allein Luther, welcher kein Bedenken getragen haben würde, sie sogleich anzunehmen, durfte die Einladung auf den Rath seiner vornehmen Freunde zu Augsburg, Patricier der Stadt, denen er ausdrücklich empfohlen worden war, und welche ihm überhaupt viele Liebe bewiesen, nicht eher annehmen, als bis er einen kaiserlichen Geleitsbrief erhalten hatte. Und diese Vorsicht war wenigstens nicht überflüssig. Endlich, am 12ten October, erschien Luther, welcher sich von einem Freunde zu diesem Zwecke eine neue Mönchskutte geborgt hatte, in Begleitung der kurfürstlichen Räthe, Philipp von Heiltsch und D. Johann Rühel, vor dem Kardinal. Seine Demuth war noch so groß, daß er sich dem Cajetan zu Füßen warf. Der Kardinal, der als ein Mann von strengen Sitten bekannt war, und wenigstens hierin eine rühmliche Ausnahme von vielen seiner damaligen Mitbrüder machte, nahm Luthern anfänglich sehr höflich auf, ohne jedoch die Absicht zu haben, sich in ein gelehrtes Gespräch mit ihm einzulassen. Indes geschah dieß dennoch. Man konnte inzwischen, ohne eben scharfsinnig zu seyn, den Ausgang desselben leicht vorausschen. Der Kardinal gehörte zum Dominikanerorden und war also schon völlig gegen Luthern eingenommen. Der Pabst hatte daher nicht den rechten Mann gewählt, um den verdrießlichen Streit mit guter Art beizulegen. Luther selbst schrieb hernach in einem Briefe an den Pabst (vom Jahr 1520): „Mit einem einzigen Wörtlein hätte er können Frieden stiften, als ich damals versprach still zu schweigen, wenn den Widersachern eben das befohlen würde. Aber der ruhmredige Mensch war damit nicht zufrieden.“ Der

Kardinal verlangte dreierlei von Luthern: er solle seine Irrlehren widerrufen; künftig davon abstehen; alles unterlassen, was die Kirche auf irgend eine Art beunruhigen könnte.

Als Luther versicherte, sich keiner Irrthümer bewußt zu seyn, nannte ihm der Kardinal besonders diesen, welchen er widerrufen sollte. Er habe nämlich gelehrt, daß Verdienst der Leiden Christi wäre nicht der Schatz, aus welchem die Ablassprediger die Vergebung der Sünden verkaufen könnten *).

Luther wollte aus der heiligen Schrift widerlegt seyn, allein der Kardinal konnte sich nur auf die Verordnung Pabst Clemens VI. berufen, welcher zuerst (im Jahr 1512) den in der Note angedeuteten Satz aufgestellt hatte.

Luther fühlte seine eigene Ueberlegenheit, und der Kardinal mußte nothwendig in seiner Achtung sinken. Zum Widerruf verstand sich Luther nicht, obwohl sein, bei diesem Gespräche anwesender Freund und Gönner, Johann von Staupitz, ihm zu einigem Nachgeben rieth. Allein Luther wollte nicht gegen seine Ueberzeugung han-

*) Die Päbste hatten den Satz aufgestellt, der Schatz des Ueberflusses aller guten Werke Jesu so wie der Heiligen, welche mehr Gutes gethan hätten, als zur Erlangung der Seligkeit nöthig gewesen sey — dieser Schatz wäre in die Hände des Pabstes niedergelegt, und er könne von dem Ueberflusse desselben allen denen, welchen gute Werke zur Erwerbung der Seligkeit fehlen, etwas ablassen, so daß es ihnen bei Gott zu Gute komme. Man nennt dieses im Kirchenlatein mit einem kurzen Ausdrücke: *thesaurus meritorum superabundantium*.

beln, und da, wie man erzählt, ein Schmeichler Cajetan's bei dieser Gelegenheit zu ihm sagte: glaubt Ihr denn, daß die Fürsten Euch und Eure Lehre mit den Waffen vertheidigen werden? und wenn sie es nicht thun, wo wolltet Ihr denn hernach bleiben? so soll er geantwortet haben: unter freiem Himmel! —

Als der Kardinal sahe, daß er nichts über die Festigkeit des kühnen Wahrheitsfreundes vermöge, wollte er ihn nicht mehr sehen und sprechen. „Dieser Unhold, sprach er zornig, hat tiefe Augen und verzweifelte Gedanken im Kopfe — *).

Der Kardinal ließ sich sogar gegen Staupitz die Drohung entfahren: er könne sowohl ihn als Luthern in gefängliche Haft nehmen lassen und nach Rom liefern. Staupitz, ein Mann von etwas furchtsamen Charakter, zog sich ängstlich zurück, und sogar der nicht furchtsame Luther fand es dennoch, auf den wohlgemeinten Rath seiner Freunde, seiner Sicherheit gemäß, Augsburg heimlich zu verlassen (am 20. October 1518) und nach Nürnberg abzureisen. Doch ließ er einen Brief an den Kardinal zurück, in welchem er sich zwar zu keinem Widerruf verstand, jedoch versprach, in Zukunft nicht weiter von dem Ablasse zu schreiben, wofern seine Widersacher die Sache ebenfalls ruhen lassen würden. Auch hinterließ er eine Appellation von dem übel unterrichteten Pabste an den besser zu unterrich-

*) Ego nolo amplius eum hac bestia colloqui, habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.

tenben (a papa male informato ad melius informandum).

Diese Appellation, welche er mit Beihülfe eines Leipziger Rechtsgelahrten, D. Auerbachs, aufgesetzt hatte, wurde zwei Tage nach Luthers Abreise an ein Thor der Domkirche zu Augsburg von Notarien und Zeugen öffentlich angeschlagen.

Cajetan indeß, höchst aufgebracht über Luthers heimliche Abreise, glaubte zu heftigen Mitteln seine Zusage nehmen zu müssen. Er schrieb an den Kurfürsten von Sachsen einen Brief, in welchem sich seine gereizte Empfindlichkeit sehr stark aussprach. Er beschwor den Kurfürsten bei dem Ruhme seiner Vorfahren, bei seiner eigenen Ehre, so wie bei seinem Gewissen, Luthern, den halsstarrigen Keger, nicht länger in seinen Ländern zu dulden, sondern ihn gefangen nehmen zu lassen und nach Rom zu liefern. —

Der Kurfürst war in einiger Verlegenheit und nicht ohne Besorgnisse für die Ruhe der Kirche, welche ihm gar sehr am Herzen lag, und die er zu unterbrechen gar nicht Willens war. Nach einigem Bedenken schickte er indeß den Brief des Kardinals an Luthern selbst, und ließ ihm andeuten, er solle sich gegen den ihm gemachten Vorwurf der Ketzerei vertheidigen, weil er sonst nicht länger des kurfürstlichen Schutzes sich erfreuen könnte.

Der Kurfürst von Sachsen schien wirklich jetzt zu wünschen, daß Luther seine Länder verlassen möchte, und Luther selbst hatte den Plan, sich nach Frankreich, namentlich nach Paris, zu begeben, weil er von den Got-

tesgelehrten der dasigen Universität nicht allein Beistand hoffte, sondern auch den Erfolg seiner Appellation an eine allgemeine Kirchenversammlung, die er um diese Zeit (28. November 1518) eingelegt hatte, in Frankreich abwarten wollte.

Er nahm nun schriftlich von seinem Landesherrn, Friedrich dem Weisen, Abschied, und bediente sich in seinem Briefe unter andern folgender Ausdrücke, welche man nicht ohne Rührung zu lesen vermag:

„Derohalben, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden von meinwegen nicht etwas Böses begegne, welches ich allerdings nicht wollte, siehe, so verlasse ich in Gottes Namen Ew. Kurfürstl. Gnaden Lande; will ziehen, wohin mich der ewige, barmherzige Gott haben will, mich seinem gnädigen, göttlichen Willen ergeben, er mache es mit mir, wie er wolle. Denn es sollte mir ja herzlich Leid seyn, daß meinethalben irgend ein Mensch, will schweigen Ew. Kurfürstl. Gnaden, in Abgunst oder Fahrkommen sollte. Will derohalben Ew. Kurfürstl. Gnaden mit aller Ehrerbietung begrüßt und gesegnet, und schlecht und gerecht dem ewigen, barmherzigen Gott befohlen, auch für alle Ihre Wohlthat mir bewiesen, in aller Demuth unterthänigst bedankt haben. Will auch, an welchem Orte ich künftig seyn werde, Ew. Kurfürstl. Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern allezeit mit rechtem Ernst und Dankbarkeit für Ew. Kurfürstl. Gnaden und der Ihren Heil und Wohlfahrt von Herzen bitten.“

Diesem Briefe hatte Luther eine Vertheidigung seiner Lehren beigelegt, in welcher sich so viel Zuversicht

zu der Gerechtigkeit seiner Sache aussprach, daß sie auf den Kurfürsten, welchen vermuthlich Spalatin noch günstiger für seinen Freund Luther gestimmt hatte, einen großen Eindruck machte. Er änderte daher seinen Entschluß und befahl Luthern, welcher bereits von seinen akademischen Zuhörern und seiner Gemeinde öffentlich Abschied genommen hatte, in Wittenberg zu bleiben und seine Aemter wie bisher treu zu verwalten.

An den Cardinal Cajetan aber, dessen Brief ihn gewissermaßen beleidigt hatte, schrieb er zurück: er könne Luthern seinen Schutz und den Aufenthalt in seinen Ländern, ohne ungerecht zu seyn, nicht eher versagen, bis man ihn gefährlicher Irrthümer wirklich überwiesen habe.

Dieser weise, nur dann und wann vielleicht zu furchtsame Fürst sah sehr wohl ein, wie viel Wittenberg an Luthern verlieren würde. Es war ihm nicht unbekannt, mit welchem Beifall Luther auf dem Katheder und der Kanzel lehrte, und wie sehr durch den Weggang dieses einzigen Mannes seine geliebte Universität, die er mit väterlicher Zärtlichkeit immer höher emporzubringen suchte, wieder sinken würde. Er hatte die Universität zu Wittenberg im Jahr 1502 selbst gestiftet, und es weder an Mühe noch Kosten fehlen lassen, um sie in Aufnahme zu bringen. In den ersten Jahren ihrer Stiftung war sie jedoch immer nur in einem mittelmäßigen Zustande geblieben. Mitten unter den Streitigkeiten Luthers aber, zum Theil auch um dieser Streitigkeiten willen, welche immer mehr Aufmerksamkeit erregten, hatte ihr Wachsthum so zugenommen, daß schon alle benachbarten Universitäten sie mit eifersüchtigen Augen zu betrachten an-

singen. Bis zum Jahr 1517, wo Luther gegen Tetzeln austrat, hatte sie nicht mehr als 200 Studenten immatriculirt. Aber gleich nach dem Anfange dieses Jahres belief sich die Zahl der jährlichen Ankömmlinge auf 6 bis 800.

Pabst Leo X. hatte inzwischen einen Befehl oder eine sogenannte Bulle bekannt gemacht, in welcher die Lehre vom Ablass, so wie sie von Tetzeln und seinen Gehälfen vorgetragen worden war, bestätigt wurde. Man hatte in dieser Bulle zu zeigen gesucht, daß die Ablassprediger keineswegs ihre eignen Meinungen, sondern die wahren Lehren der röm. Kirche vorgetragen hätten. Luthers hingegen und seiner Lehre wurde in dieser Bulle mit keinem Worte gedacht. Unstreitig glaubte die päbstliche Politik ihm dadurch einen Weg zu zeigen, auf welchem er sich mit Ehren ganz in der Stille zurückziehen könne. Allein dieser Schritt geschah jetzt zu spät und die beste Gelegenheit war schon entflohen. Leo X. nahm daher im folgenden Jahre (1519) zu einem andern Kunstgriff oder Hülfsmittel, wenn man lieber will, seine Zuflucht, um den gefährlichen Irrungen wo möglich Einhalt zu thun.

Die Päbste hatten nämlich schon seit dem 15. Jahrhundert die Gewohnheit, diejenigen Fürsten, welchen sie Beweise ihres Wohlwollens geben, oder auch in ihr Interesse ziehen wollten, mit einer geweihten goldenen Rose zu beschenken. Eine solche Rose überschickte Leo X. dem Kurfürsten von Sachsen, von welchem es überhaupt

bekannt war, daß er auf dergleichen Dinge einen großen Werth legte *).

Der Ueberbringer des päpstlichen Geschenks war ein meißnischer Edelmann und päpstlicher Kammerherr, Karl von Miltitz. Er sollte bei dieser Gelegenheit den Kurfürsten dahin zu bringen suchen, daß er entweder zur Unterdrückung der Lutherschen Lehre thätig mitwirke, oder wenigstens denen keine Hindernisse in den Weg lege, welche sie unterdrücken wollten.

Sobald Luthers Freunde Nachricht von der Ankunft des päpstlichen Kammerherrn bekamen, wurden sie bestürzt, denn sie versprachen sich nichts Gutes. Sie glaubten, seine Absicht wäre keine andere, als sich Luthers Person entweder mit List oder Gewalt zu bemächtigen und ihn nach Rom zu liefern. Allein Miltitz, ein feiner und geschmeidiger Hofmann, dem es bei übrigens sehr mittelmäßigen Religionskenntnissen desto weniger an Menschenkenntniß fehlte, bediente sich anfänglich sehr gelinder Mittel, und glaubte den ärgerlichen Streit zwischen Luther und Tetzl in der Güte beilegen zu können. Er ließ in dieser Absicht beide zu einer Unterredung nach Altenburg, wo sich damals der Kurfürst, Friedrich der Weise, aufhielt, einladen.

*) Friedrich der Weise ließ heilige Reliquien überall, zum Theil mit großen Kosten, auffammeln und die Schloßkirche zu Wittenberg war zur Zeit der Reformation so reichlich damit ausgestattet, daß man damals in derselben über 19000 Stück zählte. In den letzten Lebensjahren Friedrichs des Weisen hatte sich dieser Geschmac ziemlich verloren.

Tezel aber, welcher sich dormalen zu Leipzig befand und bereits die für ihn so unangenehme Erfahrung hatte machen müssen, daß sein Ansehn und das Zutrauen zu ihm gar sehr gesunken und er sogar ein Gegenstand des Spottes, ja selbst der Mißhandlung des gemeinen Mannes geworden sey, wagte es nicht, seinen gegenwärtigen Zufluchtsort, das Dominikanerkloster zu Leipzig, zu verlassen, und stellte sich also zu Altenburg nicht ein. Luther hingegen erschien. Die Unterredung zwischen ihm und Miltiz nahm im Januar 1519 in der Wohnung des kurfürstlichen Hospredigers, Georg Spalatin, ihren Anfang. Der Kammerherr von Miltiz hatte einen ganz andern Charakter als der Cardinal Cajetan, und benahm sich daher auch ganz anders.

Man sieht aus seinem Benehmen, wieviel ein kluger Mann selbst auf denjenigen zu wirken vermag, der im Ruße steht, hartnäckig auf seinen Meinungen zu beharren und nicht leicht nachzugeben. Miltiz, der sich von Luthern eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte *), versicherte ihn gleich anfänglich: er habe während seiner ganzen Reise die Gesinnungen der Menschen gegen ihn zu erforschen gesucht, und bei dieser Gelegenheit beobachtet,

*) Nach Luthers eigener Erzählung (in der Vorrede zu seinen lateinischen Werken) sagte Miltiz zu ihm: O Martine, ego credebam, te esse senem aliquem Theologum, qui post fornacem sedens, ita secum disputaret; nunc video, te esse adhuc integrum aetate et validum. O! mein lieber Martin, ich glaubte in Euch irgend einen alten Theologen zu erblicken, der hinter seinem Ofen sitzend, so mit sich selbst disputirte; allein ich sehe in Euch einen rüstigen Mann in seinen besten Jahren.



Friedrich III. genannt der Weise,
Churfürst von Sachsen.

daß, wenn Einer gewesen, der es mit dem Pabste gehalten, dagegen sich Drei gefunden hätten, welche auf seiner (Luthers) Seite gegen den Pabst gewesen wären *).

Miltiz versprach Luthern, er wolle in seinem Berichte an den Pabst auf die Ernennung eines gelehrten und unpartheiischen Bischofs zur Untersuchung der ganzen Sache antragen, und Luther war mit diesem Vorschlage zufrieden. Auch setzte er, auf des Kammerherrn Verlangen, ein demüthiges Schreiben an den Pabst auf, in welchem er die höchste Obergewalt desselben nicht allein anerkannte, sondern sich auch verpflichtete, ganz von der Sache zu schweigen, wenn dieß seine bisherigen Gegner ebenfalls thun würden. Zwar verstand er sich zu keinem Widerruf, behauptete jedoch in einer andern Schrift, die er öffentlich bekannt machte, immer noch die gewöhnlichen Lehren der römischen Kirche, vom Fegfeuer, von der Fürbitte der Heiligen und von dem Werthe der guten Werke.

Karl von Miltiz glaubte indeß durch die Unterredung mit Luthern, bei welcher sich dieser nachgebender gezeigt hatte, als er selbst erwartet zu haben scheint, ungemein viel gewonnen zu haben, wenn er dem eigentlichen Urheber aller bisherigen Zwistigkeiten, Johann Tezel, das Gewissen recht schärfte. Er machte diesem Menschen bei seiner Anwesenheit zu Leipzig so bittere Vorwürfe, daß sich

*) Exploravi enim per totum iter animos hominum, quid de Te (Luthero) sentirent: ecce, ubi unum pro Papa stare inveni, tres pro Te (Luthero) contra Papam stabant.

der Ablasskrämer vor Aergerniß eine Krankheit zuzog. Die Vorwürfe waren ihm vielleicht desto schmerzhafter, je mehr er sie verdient zu haben fühlte. —

Sobald Luther von der Krankheit Tezels Nachricht bekam, bewies er auf das Deutlichste, daß er den Streit nicht aus persönlicher Erbitterung, sondern bloß für die Sache der Wahrheit geführt habe. Er befolgte bei dieser Gelegenheit das Gebot Christi: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen,“ schrieb einen liebevollen Trostbrief an den tiefgebeugten Mann, und sammelte dadurch feurige Kohlen auf sein Haupt.

Tezel stand nicht wieder von seinem Krankenlager auf, sondern starb im Leipziger Dominikanerkloster am 4. July 1519. — Er war im Jahr 1489 zu Leipzig in den Dominikanerorden getreten, wurde erst nach seinem Streite mit Luthern zu Frankfurt an der Oder Doctor der Theologie, machte jedoch dieser Würde weder durch seine Kenntnisse, noch viel weniger aber durch seine Sitten, Ehre. Er hatte übrigens schon in frühern Zeiten sich dazu brauchen lassen, Ablass zum Vortheil des deutschen Ritterordens wider die Russen und Tataren zu predigen. Zur Belohnung seiner Dienste, die er dem römischen Hofe geleistet hatte, war er auch zum Inquisitor oder Ketzermeister ernannt, d. h. beauftragt worden, Irrgläubige, wo er sie fände, zur Verantwortung zu ziehen.

So ein guter Volksredner er in einem gewissen Verstande seyn mochte (denn Marktschreier sind auch Volksredner), so ein schlechter Kanzelredner war er auf der andern Seite. Als er eines Tages zu Leipzig predigte, liefen die Studenten, welche seinem Vortrage

beiwohnten, einer nach dem andern aus der Kirche und versicherten, sie könnten unmöglich das läppische Zeug dieses Mönchs länger anhören. — Und gleichwohl rühmte er sich, dem Himmel durch seinen Ablass mehr Seelen zugeführt zu haben, als alle Predigten des Apostels Petrus. —

Gegen dieses Selbstlob contrastirte allerdings sehr stark die Ueberzeugung Luthers, welche er in den Worten aussprach: „die werden samt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablassbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn.“

Luther bekam indeß einen angesehenern und auch gelehrtern Widersacher, als Tezel war, in der Person des schon weiter oben erwähnten D. Johann Eck. Es ist bereits dort bemerkt worden, daß Eck zuerst in einer Schrift gegen Luthern austrat, worin er dessen Sätze gegen den Ablass zu bestreiten suchte. Eck, dieser in der Reformationsgeschichte so bekannte Theologe, hieß eigentlich Mayer, bekam aber, wie es damals gewöhnlich war, von dem schwäbischen Dorfe Eck, wo er 1486 geboren wurde, den Zunamen von Eck, und so wird er auch öfters auf dem Titel seiner deutschen Schriften genannt. Zum Unterschiede von dem Rechtsgelehrten, Johann von Eck, Official des Kurfürsten von Trier, dessen in der Folge ebenfalls gedacht werden wird, nennt man ihn schlechthin „Eck.“ Er war nichts weniger als ein Idiot, sondern galt vielmehr als ein sehr gelehrter Mann, und lehrte auf der Universität zu Ingolstadt viele Jahre die Theologie mit Beifall, schrieb mehrere lateinische und deutsche Schrif-

ten, namentlich auch eine: „Auslegung der Evangelien durch das ganze Jahr,“ welche zu Tübingen 1531 in Folio gedruckt ist, und stand sonst als Gelehrter in nicht geringem Ansehn, obgleich seine Sitten sehr viel Rohheit gehabt haben sollen. Von seinem Charakter urtheilt sein berühmter Zeitgenosse, Philipp Melanchthon, welchen wir bald näher werden kennen lernen, sehr nachtheilig. Luther konnte freilich auch nicht vortheilhaft von ihm denken, ließ jedoch seinen Kenntnissen, als Theolog, Gerechtigkeit widerfahren, ob er gleich scherzhaft von ihm sagte: er springe über Gottes Wort hinweg, wie eine Wasserspinne über das Wasser.

Als ein Bittenberger Freund Luthers, D. Karlstadt, ein in der Reformationsgeschichte ebenfalls sehr bekannter Theologe, Luthern bei Gelegenheit des Streits über den Ablass gegen Johann Eck vertheidigt hatte, forderte dieser den D. Karlstadt, nach der Sitte des Zeitalters, zu einer öffentlichen Disputation heraus.

Diese, in der Reformationsgeschichte so merkwürdige Disputation wurde, wie bekannt, auf dem Schlosse zu Leipzig, der Pleißenburg, nach einer feierlichen Vorbereitung, in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen (dem Leipzig gehörte) und im Beiseyn vieler Personen aus allen Ständen von 27. Juny bis 13. July 1519 gehalten.

Karlstadt, Luther, Melanchthon trafen im Juny des genannten Jahres fast zu gleicher Zeit mit D. Johann Eck zu Leipzig ein.

Anfänglich disputirten bloß Eck und Karlstadt (vom 27. Juny bis 4. July) über die Freiheit des Willens im

theologischen Sinne, ob nämlich die Freiheit des Menschen, nach dem Sündenfalle, stark genug sey, ohne Mitwirkung der göttl. Gnade, ihn zum sittlich Guten zu leiten; dann trat Luther hervor und disputirte 10 Tage mit Eck über die Gewalt des Papstes. Dann kam wieder Karlstadt und beschloß mit Eck den gelehrten Streit, der die Gemüther sehr erhitze, aber im Ganzen gleichwohl nichts entschieden hatte; beide Theile schrieben sich den Sieg zu.

D. Eck inzwischen, so ein rüstiger Streiter er auch war, wurde dennoch oft sehr in die Enge getrieben, und verlor nicht wenig von seinem bisherigen Ansehn. Sein Herz kochte Rache, und er reisete nach geendigter Disputation nach Rom, um dort andere Waffen zu schmieden, welche Luthern eine tödtliche Wunde beibringen sollten.

Dieser hatte indeß mit dem Kammerherrn von Miltitz zu Liebenwerda, einem Städtchen bei Wittenberg, am 8. October 1519 eine abermalige Unterredung. Miltitz mußte aber bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß Luther nicht so leicht durch seine Künste zu überwältigen sey, als er eitel genug gewesen war, sich einzubilden. Dessen ungeachtet gab er noch nicht alles verloren, und im folgenden Jahre (am 11. October 1520) hielt er mit Luthern auf dem Schlosse Lichtenberg oder Lichtenburg, unweit Torgau, eine dritte Zusammenkunft.

Er hatte ihm schon vorher durch einige Mitglieder des Augustinerordens den Wink geben lassen, er möchte gütlichen Vorschlägen Gehör geben.

Diese dritte Unterredung bewirkte bei Luthern so viel, daß er versprach, nochmals an den Pabst zu schreiben. Er hatte während dieser Zeit ein Büchlein von der Freiheit der Christen (*de libertate Christiana*) verfaßt und wollte es dem Briefe beilegen. Als er aber Nachricht bekam, daß Er mit einer päpstlichen Verdammungsbulle bereits in Leipzig angekommen sey, waren auf einmal alle friedliche Gesinnungen aus seinem Herzen verschwunden, und er sahe ein, daß er nichts durch sanftmüthiges Nachgeben mehr gewinnen werde.

In einer neuen Schrift, die er bald nachher zum Druck beförderte, sprach sich sein Unwille gegen den päpstlichen Hof schon in den stärksten Kraftausdrücken aus, und kurze Zeit darauf griff er in einer andern lateinischen Schrift Hauptlehren der römischen Kirche, besonders die Lehre von den 7 Sacramenten an, und wollte bloß die Taufe und das Abendmahl für wahre Sacramente gelten lassen. Er rügte es sehr freimüthig, daß man den Laien oder Nichtgeistlichen den Kelch im Abendmahle entziehe und den Christen die Glaubenslehre vorgeschrieben habe, daß Brod und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt werde.

Durch solche freimüthige Aeußerungen vermehrte zwar Luther unter den Katholiken die Zahl seiner Feinde, gewann aber auch auf der andern Seite durch die Zuversichtlichkeit, mit welcher er sprach und schrieb, unbefangene und Wahrheit liebende Männer.

Noch weit mehr als seine Streitschriften, die stets mit Hitze geschrieben und sehr oft in die bitterste Galle getaucht waren, wirkten seine Predigten, welche er druck-

ten ließ. In einer derselben erklärte er sich abermals mit eben soviel Deutlichkeit und Freimüthigkeit über den Mißbrauch, daß man den Laien den Kelch beim Abendmahle nicht reiche. Er wollte dieß abgeschafft haben, weil es offenbar der ursprünglichen Absicht des Stifters dieses Mahles zuwider laufe. — Luthers Feinde hielten ihn deswegen für einen Anhänger des Johann Huß, welcher vor 100 Jahren das Nämliche gelehrt hatte, und dieser so wie anderer Lehren wegen öffentlich verbrannt worden war.

Der Herzog Georg von Sachsen, der eifrigste Katholik und größte Feind Luthers, schrieb deswegen an seinen Vetter, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, und foderte ihn dringend auf, einen Mann, der öffentlich Husitische Kegereien lehre, nicht ferner in seinen Ländern zu dulden. Der Bischof von Meissen ließ eine Widerlegung der Predigt Luthers drucken, und ermahnte in derselben alle Lehrer und Prediger, gegen dergleichen verderbliche Irrlehren öffentlich ihre Stimme zu erheben.

Luther bestritt dagegen in einer neuen Predigt nun auch die katholische Lehre von der Messe. Die Gebräuche bei derselben hatte Pabst Gregor I. festgesetzt. Bekanntermaßen feierten die ersten Christen das heilige Abendmahl an einer gemeinschaftlichen Tafel. Diese Mahlzeiten, welche Agapen oder Liebesmähler genannt wurden, schlossen allen Unterschied des Ranges und Standes aus; man sahe sich nur für eine einzige Familie an. Als aber die Zahl der Christen sich beträchtlich vermehrte, verlegte man die Abendmahlsfeier in die Kirchen. Wer dieser Feier nicht beizuhohnen wollte, konnte sich entfernen. Ein

Kirchendiener entließ die Gemeinde mit den Worten: *ite, missa est (ecclesia)*, ihr könnt euch entfernen, die Versammlung ist entlassen.

Die, welche kein Lateinisch verstanden, nannten daher die Abendmahlshandlung selbst *missa*, woraus das Wort: Messe entstanden ist. Späterhin verstand man darunter das Vorlesen der Gebete vor dem Altare. Zu Luthers Zeiten betrachtete man das Abendmahl als ein Opfer, als eine Sache, die man gebrauchen müsse, um Gott zu dienen, nicht aber als ein Mittel, durch dankbare Erinnerung an Christi Leiden und Tod sich zur Liebe gegen ihn und zur Nachahmung seines Beispiels zu erwecken. Man ließ nun, um Gott gleichsam zu befriedigen, von andern an seiner Stelle das Abendmahl feiern oder Messe lesen, und so glaubte man Gott sein ihm schuldiged Opfer gebracht zu haben. Luther stellte das Irrige, der Sittlichkeit Nachtheilige dieser Lehre dem Volke mit seiner gewöhnlichen Faßlichkeit vor Augen und bewirkte dadurch bei Vielen eine richtigere Ansicht dieser heiligen Handlung.

Inzwischen zeigten sich die Folgen jener gewaltsamen Maßregeln, welche der Pabst durch seine Bannbulle gegen Luthern genommen hatte, sehr bald. Alle Unbefangene sahen deutlich, daß diese Bulle ein Werk der rachsüchtigen Bosheit Ecks sey, und der Nationalgeist der Deutschen wurde dadurch empört. Hätte diesen der Pabst besser gekannt, er würde sich gehütet haben, eine solche Bulle nach Deutschland zu schicken. Selbst Bischöfe trugen Bedenken, sie öffentlich anschlagen zu lassen, weil

Die tumultuarische Auftritte unter dem gemeinen Manne befürchteten. Der Pabst hatte noch überdies an den Kurfürsten von Sachsen ein besonderes Schreiben oder sogenanntes Breve beigelegt, in welchem er verlangte, daß Luthers bisherige Schriften verbrannt, er selbst aber entweder bestraft oder gefangen nach Rom geliefert werden sollte. Allein der Kurfürst erklärte jetzt sehr bestimmt, daß er weder Luthers Schriften verbrennen lassen, noch sonst etwas über ihn verfügen werde, bis erst die ganze, in Rede stehende Sache durch billige, gelehrte und partheilose Richter untersucht, und Luthers Lehrsätze gründlich aus der heiligen Schrift widerlegt seyn würden. Die Bekanntmachung der päpstlichen Verdammungsbulle fand daher in den kurfürstlichen Ländern gar nicht Statt. Aber auch an andern Orten hatte der rachsüchtige Eck, der sich schon im Voraus auf Luthers Untergang gefreut hatte, kein Glück mit seiner geistlichen Waffe. In Erfurt wurde er von vielen Studenten mit dem Degen bedroht, seine Bulle zerissen und ins Wasser geworfen. In Leipzig ging es ihm nicht besser. Man verbreitete Pasquille gegen ihn, welche zugleich mit Drohungen verbunden waren, man sang zur Nachtzeit Gassenhauer auf ihn ab und suchte ihn auf alle mögliche Art zu fränken. Eck flüchtete voll Furcht und Verdruß in das Paulinerkloster, und verließ zuletzt Leipzig bei Nacht und Nebel.

Luthers ganzer Unwille wurde inzwischen rege, seinen ärgsten Feind mit so gefährlichen Waffen, als eine päpstliche Bannbulle war, gegen sich ausgerüstet zu sehen;

es empörte sein Innerstes, daß man ihn, statt durch Beweise aus der heiligen Schrift, mit Bannflüchen widerlegen wolle. Er schrieb daher zuerst gegen Eck ein Buchlein: „Von den neuen Eck'schen Lügen und Bullen,“ stellte darin Ecks Bosheit öffentlich an den Pranger, erklärte aber zugleich, daß weder Pabst noch päpstliche Bullen ihn in Schrecken zu setzen vermöchten.

Nun kam die Reihe an den Pabst und seine Verdammungsbulle. Luther verfaßte eine Schrift unter dem Titel: „Gegen die Bulle des Antichrists,“ vertheidigte darin in der heftigsten Sprache alle vom Pabste verdammte Lehren und schloß endlich mit den Worten:

„Darum will ich hiermit Jedermann verwahrt und verwahrt haben, daß er sich für solchen Teufeln fürsehe, und will ein Zeichen geben, nämlich dieses: wird der Pabst nicht seine Bulle widerrufen noch verbammen, dazu Eck und seine Gesellen, solcher Bullen Folger, strafen, so soll Niemand daran zweifeln, der Pabst sey Gottes Feind, Christi Verfolger, der Christenheit Verstöcker und der rechte Antichrist.“

Der berühmte fränkische Edelmann, Ulrich von Hutten, dessen Leben in neuern Zeiten von mehreren achtungswerthen Gelehrten theils ausführlicher, theils kürzer beschrieben worden ist, ein eben so tapferer Ritter als geistvoller Schriftsteller, gab die päpstliche Bulle im Druck heraus und machte beißende Anmerkungen dazu. —

Man darf jedoch nicht unbemerkt lassen, daß nicht nur damals, sondern auch in der Folge selbst katholische Schriftsteller sowohl das ganze Verfahren des römischen

Hofes, als auch besonders den Inhalt dieser Bulle, welche ein Cardinal im Namen des Papstes gemacht hatte, mißbilligten. Sie tabelten an derselben die Verworrenheit des Vortrags, die in einander geschlungenen Perioden, aus denen man oft keinen richtigen Verstand herausbringen konnte; — ferner den Umstand, daß bei der Hauptsache, indem 41 aus Luthers Schriften ausgezogene Lehrsätze als keherisch, ärgerlich, irrig und frommen Ohren anstößig verworfen worden waren, man dabei ganz vergessen hatte anzuzeigen, welche Sätze diese Verwerfung eigentlich trafe. — Auch tabelte man es, daß in einer so wichtigen Angelegenheit und über einen Streit, der römische Glaubenslehren bedarf, der Papst nur mit Cardinälen, Dominikanermönchen u. s. w. Berathschlagung gepflogen, aber weder Bischöfe noch Universitäten, noch auch einzelne gelehrte und fachkundige Männer in Europa dabei zu Rathe gezogen habe. —

Wenn die, an der päpstlichen Bulle gerügten Fehler auf der einen Seite völlig gegründet waren, so schaden sie auf der andern Seite eben um dieser Fehler willen dem Papste selbst; denn sie verhinderten die Wirkungen der Bannbulle in Deutschland. —

Nachdem indeß Luther am 17. November des Jahres 1520 seine Appellation vom Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung wiederholt hatte, that er am 10. December des eben genannten Jahres einen viel kühnern Schritt. Er zog an diesem Tage Vormittags um 9 Uhr, in Begleitung mehrerer Professoren, besonders einer großen Zahl Studirender, an welche sich auch viele Bürger angeschlossen, durch das Elsterthor zur Stadt Wittenberg

hinaus, und verbrannte auf dem bereits zu diesem Behufe errichteten und von einem angesehenen Magister angezündeten Holzstoß nicht allein das päpstliche Gesetzbuch und die zuletzt gegen ihn ausgefertigte Bannbulle, sondern auch noch einige andere Schriften seiner Gegner. Er sagte dabei die Worte aus Josua 7, 25. mit lauter Stimme her: Weil du den Heiligen des Herrn betäubt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer*).

Zur Rechtfertigung dieses Schrittes äußerte er: als Doctor der Theologie habe ich einen Eid abgelegt, irige und verführerische Lehren zu vertilgen. Da nun Andere zu furchtsam sind, dieß zu thun, mir aber Gott Muth und Freudigkeit dazu verliehen hat, muß es durch Mich geschehen.

Luther glaubte also, wie man aus dieser Aeußerung sieht, recht gethan zu haben. Allein seine Handlung ist selbst von Protestanten verschieden beurtheilt, von Einigen gelobt, gerechtfertigt, von Andern hingegen getadelt und verworfen worden.

Der berühmte Geschichtschreiber, Karl Ludwig von Woltmann, beurtheilt (in seinen historischen Darstellungen) Luthern ziemlich streng und sagt: „Die keineswegs für ihn (Luthern) nachtheiligen Folgen, welche dieß Beginnen, beschützt durch die Zeitumstände, hatte, ließen ihn vielleicht nie zum richtigen Gefühl über dasselbe kommen; aber es läßt sich nicht läugnen, daß er durch die Verbrennung der kanonischen Gesetze einen Hochver-

*) Luther sagte obige Worte in lateinischer Sprache.

rath an dem Staate selbst, in welchem er lebte, begangen hatte, denn auch für diesen hatten sie ja gesetzliche Kraft. Seine bisherigen heftigen Reden wider einige Sätze derselben ließen sich theils durch den schädlichen Geist der Zeiten, theils durch die Freiheit, über alles sein Urtheil ungeheuchelt zu sagen, die man kaum einem vernünftigen Wesen beschränken darf, einigermaßen entschuldigen; aber diese letzte Handlung war ein Verbrechen, weil sie die Vernichtung eines Gesetzbuchs des Staates, dessen Unterthan er war, bezweckte oder wenigstens als nothwendig anzeigte."

Wir wollen diesem Urtheil das eines andern gelehrten Geschichtsforschers, des verewigten Schröckh, an die Seite setzen, und es der eigenen Beurtheilung der Leser überlassen, selbst zu entscheiden.

„Es könnte seyn, sagt Schröckh, daß Luther dadurch eine kleine Rache für die schon oft von seinen Feinden geschehene Verbrennung seiner Bücher hat ausüben wollen. Allein es ist glaublich, daß seine Hauptabsicht dabei diese gewesen sey, durch eine der kühnsten Thaten zu zeigen, wie sehr er die Hoheit und Gewalt des Papstes, welche sich auf das kanonische Recht gründet, verwerfe, und wie weit mehr er berechtigt zu seyn glaubte, diese Schriften, in denen so unacheure und schädliche Sätze behauptet werden, dem Feuer zu übergeben, als man solches in Ansehung der seinigen gethan hatte. Er betrachtete hierbei das kanonische Recht weiter nicht als ein öffentliches Gesetzbuch, oder als ein Werk, dessen Erklärung akademischen Lehrern aufgetragen war; er wollte nur die Stütze des päpstlichen Ansehens und die Befehle

eines geistlichen Monarchen, den er für unrechtmäßig hielt, verbrennen. Es scheint daher, daß die damaligen Rechtsgelehrten zu Wittenberg und einige Neuere eben nicht Ursache gehabt hätten, diese Handlung Luthers eine Beleidigung der Rechte der Obrigkeit zu nennen. Nach der Strenge der Gesetze war sie freilich nicht rechtmäßig; allein nach eben derselben und nach der längst eingeführten Gültigkeit des kanonischen Rechts hätte Luther lebenslang ein Unterthan des Papstes bleiben müssen. Außerordentliche Unternehmungen gehen auch ihren außerordentlichen Weg."

Es scheint übrigens wahrscheinlich, daß Luther diesen kühnen Schritt nicht gethan haben würde, wenn er nicht auf den ihm zugesicherten Schutz vieler fränkischen Edelleute, besonders eines Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, beides Männer, welche viel Macht und Ansehn besaßen, und ihm ihre Burgen zum sichern Zufluchtsorte anboten, mit Gewisheit hätte rechnen können. —

Luther wurde indeß am 14. Januar des Jahres 1521 von dem Papste nochmals feierlich in den Bann gethan, oder mit andern Worten, aus der Zahl der Christen ausgestoßen, der ewigen Seligkeit für verlustig erklärt, und nebst seiner ganzen Nachkommenschaft aller Würden und Güter für unwürdig gehalten.

Dieser furchtbare Bannfluch erstreckte sich zugleich auch auf seine Anhänger. Dabei wurden alle katholische Geistlichen angewiesen, nicht allein gegen die Kez-

ger öffentlich zu predigen, sondern auch ihren Irrlehren auf alle Weise entgegen zu arbeiten.

Auch diese Bulle that jedoch nicht die beabsichtigte Wirkung; es war ein hell aufleuchtender Blitz, der nicht zündete. — Der Pabst schien vergessen zu haben, daß er nicht mehr in den Zeiten eines Gregor VII. und seiner nächsten Nachfolger lebte.

Unerfreulicher für Luthern war die Feindschaft eines weltlichen Fürsten, der mehr in seiner Nähe lebte, des Herzogs Georg von Sachsen, welcher in der Geschichte auch unter dem Namen des Bärtigen bekannt ist. Er war 1471 geboren, folgte seinem Vater, Albrecht, im Jahre 1500 in der Regierung der Markgraffschaft Meissen nach, und besaß daher einen großen Theil der Länder, welche in der Folge zum Kurfürstenthum Sachsen gehörten. Ihm waren daher auch die Städte Dresden und Leipzig, wo er sich gewöhnlich aufhielt, unterworfen. Die Schätze, welche er aus den erzgebirgischen Bergwerken zog, so wie seine Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause machten ihn zu einem der angesehensten Fürsten in Deutschland. Es fehlte ihm weder an natürlichem Verstande, noch an erworbenen Kenntnissen, und selbst Luther, so heftig er auch oft gegen ihn schrieb, ließ ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Denn er pflegte von ihm zu sagen: Wenn Herzog Georg für sich selbst redet, so hat er fürstliche Gedanken, wenn aber Andere ihm einblasen, so lautet es ganz anders. —

Luther hatte bereits im Jahr 1517 eine Predigt zu Dresden in Gegenwart des Herzogs auf Staupitz Em-

pfehlung gehalten; allein sie fand des Herzogs Beifall nicht; denn seine dogmatischen Ansichten konnten sich mit Luthers Lehren nicht befreunden. Die Predigt Luthers hatte einen unangenehmen Eindruck auf den Herzog gemacht, und er bekannte dieß selbst. Indesß erlaubte er, daß Luther während des Leipziger Gesprächs (1519) am Tage Petri Paul auf der Pleißenburg predigen durfte. D. Eck, welcher auch Zuhörer war, nannte die Predigt, mit Anspielung auf die geäußerten Hussitischen Grundsätze Luthers, eine böhmische Predigt*). Eck hatte während seiner Disputation Luthern besonders dadurch bei dem Herzoge verhaßt zu machen gesucht, daß er ihn überredete, Luther behaupte: nicht alle Meinungen des Johann Huß, welche von der Kirchenversammlung zu Konstanz als ketzerisch wären verdammt worden, könnten als unchristlich und schädlich angesehen werden. Der Herzog aber war ein großer Feind der böhmischen Hussiten. Er blieb auch Luthers beständiger Widersacher und suchte seine Lehren oft mit einer Härte und Grausamkeit zu unterdrücken, welche sonst nicht in seinem Charakter lag, aber zum Beweise dient, wie sehr Religionshaß dem Gemüthe eine unnatürliche Stimmung giebt. Uebrigens war er von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung sehr gut überzeugt; denn sein Verstand war zu scharfsinnig, um die vielen eingeschlichenen Mißbräuche in der römischen Kirche nicht zu bemerken, und seine Denkart zu redlich, um sie nicht abgeschafft zu wünschen. Er trug sogar auf Reichstagen vor allen an-

*) Weil nämlich Johann Huß ein geborner Böhme war.

bern Fürsten auf Abschaffung derselben an, und die Sache der Religion lag ihm wirklich am Herzen. Nur die Art, wie Luther verfuhr, hatte seinen Beifall nicht, und er glaubte eine Kirchenverbesserung vom Papste selbst, oder von einer christlichen Kirchenversammlung erwarten zu müssen.

Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß der Herzog durch Luthers Feinde, von denen einer der heftigsten an seinem Hofe lebte, sich noch mehr gegen Luthern einnehmen ließ.

Dieser geschworne Feind Luthers war nämlich Hieronymus Emser, öffentlicher Lehrer des päpstlichen Rechts zu Leipzig. Er beschuldigte Luthern, wie D. Eck gethan hatte, Hussitischer Irrthümer, und setzte ihn dadurch in die Zahl solcher Ketzer, welche bereits vom Papste und der Kirche verdammt worden waren. Außerdem suchte er Luthern bei jeder Gelegenheit zu verleumden und seinen Charakter herabzuwürdigen. Luthern verdroß besonders die Anschuldigung ketzerischer Grundsätze; er setzte eine kleine Schrift auf, und behandelte darin Emsern mit so wenig Schonung, daß dieser nur erbitterter wurde und Luthern noch gar oft unangenehme Stunden machte.

Zu eben der Zeit, als Emser gegen ihn aufgetreten war, hatte er noch den Verdruß, daß selbst angesehene Theologen auf berühmten Universitäten seine Lehrsätze bestritten und als ketzerisch verdammten. Dieß geschah unter andern von den Gottesgelehrten der Universitäten zu Köln am Rhein und zu Löwen in den Niederlanden. Ihrem Beispiele folgte auch die Universität zu Paris, ob sie

gleich bisher in dem Verdachte gewesen war, daß sie keine Freundin des römischen Hofes sey.

Luthers Unwille darüber spricht sich in den deshalb verfertigten Streitschriften stark genug aus, aber auch unter Stürmen und Ungewittern blieb er sich nicht allein gleich, sondern schien auch immer mehr in seinem Geiste zu erstarken.

Auch wurden seine Schriften immer häufiger gelesen und weiter verbreitet.

Im Jahr 1520 las man sie schon in den Niederlanden ins Spanische übersetzt.

Im Jahr 1521 brachten Kaufleute mehrere seiner Schriften von der Leipziger Messe mit nach Siebenbürgen, und im Jahr 1522 wurde ein Secretar aus Polen an Luthern geschickt, um von seiner Lehre Nachricht einzuziehen. Aus Ungarn kamen viele junge Leute nach Wittenberg, um den Wissenschaften obzuliegen, wozu Luthers Ansehn und seine bereits erlangte große Celebrität das Meiste beitrug.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Verbreitung der durch Luthern angefangenen Religionsverbesserung hatte auch das in der Schweiz bereits aufgegangene Licht der Wahrheit. Fast zu gleicher Zeit mit Luthern trat hier ein gelehrter, freimüthiger, wahrheitsliebender Mann auf und verbreitete Lehren, welche in vielen Stücken mit den Lutherschen übereinkamen. Dieser Mann war Ulrich Zwingli.

Er wurde im Jahr 1484 zu Wildenhausen in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg geboren, wo sein Vater Amman war. Seit seinem 10. Jahre lernte er die Anfangsgründe der Wissenschaften zu Basel, dann zu Bern unter Heinrich Wölflin (Lupulus), einem sehr gelehrten Manne, der zugleich ein guter Dichter war. Dieser übte ihn nicht allein in der Dichtkunst, sondern machte ihn auch mit den besten Schriftstellern des Alterthums bekannt. Weil Zwingli sich zugleich große Fertigkeiten in der Musik erworben hatte, so wollten ihn aus diesen Ursachen die Dominikanermönche zum Eintritte in ihren Orden bewegen. Zwingli, welcher keine Neigung zum Mönchsleben hatte, ging, um ihm auszuweichen, auf die Universität zu Wien, wo er sich vorzüglich der Weltweisheit befaß. Nach seiner Zurückkunft wurde er in Basel Schullehrer, und trieb zugleich das Studium der Theologie. Im Jahr 1506 wurde er Pfarrer zu Glarus, und erweiterte an diesem Orte den Kreis seiner Kenntnisse beträchtlich, las griechische und römische Schriftsteller, so wie auch Kirchenväter *). Er hatte es besonders in der griechischen Sprache zu einer großen Vollkommenheit gebracht, schrieb die sämtlichen Briefe Pauli ab, lernte sie auswendig, und fügte seiner Abschrift Anmerkungen aus den besten ältern und neuern Erklärern derselben bei. Zweimal ging er in seinem jetzigen Amte als Feldprediger mit den Schweizerheeren nach Italien, wurde

*) So nennt man, wie bekannt, die christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt.

1516 Prediger des Klosters Einsiedeln, wohin Tausende des wunderthätigen Marienbildes wegen wallfahrteten, und zeigte schon hier hellere Einsichten. Er predigte nämlich gegen mehrere Mißbräuche der römischen Kirche, erklärte sich sogar gegen die Wallfahrten und gegen die göttliche Verehrung der Maria. Kurz darauf, im Jahr 1518, kam er als Pfarrer nach Zürich und wurde etliche Jahre später auch unter die Chorherren daselbst aufgenommen. Er zeichnete sich durch seine Predigten über ganze Bücher der heiligen Schrift, dergleichen man damals fast nie zu hören pflegte, aus, und verbreitete dadurch viele aufklärende Ideen unter seinen zahlreichen Zuhörern. Die nächste Veranlassung aber zu einer Kirchenreformation war bei ihm die nämliche als bei Luthern. Im Jahr 1518 nämlich trat der Franziskanermönch Bernardin Samson, aus Mailand gebürtig, ebenfalls als Ablassprediger in der Schweiz auf. Er scheint Tadeln an Unverschämtheit nicht viel nachgegeben zu haben, wie man aus nachstehenden Beispielen sehen kann. Als Samson seine Ablassbude zu Basel aufgeschlagen hatte, zog er täglich, nach gehaltener Messe, in Prozession auf den Kirchhof der Stadt und rief mit lauter Stimme, als sähe er die aus dem Fegfeuer erlöseten Seelen: ecce volant! sehet, da fliegen sie! Als er sich in der Stadt Zug befand, ward das Gedränge zu ihm in der Kirche so groß, daß einer seiner Gehülfen unwillig wurde und ausrief: „Lasset doch diejenigen zuerst heran, die Geld haben, — für die Armen soll hernach auch gesorgt werden!“ — Ein schweizerischer Hauptmann kaufte von diesen Ablasströdlern für sich, für seine ganze aus 500 Reutern

bestehende Miliz, für seine Voreltern und alle seine Gutsunterthanen einen Ablass um den Preis eines apfelgrauen Hengstes. — Samson soll in der Schweiz durch sein Gewerbe 120,000 Ducaten zusammengebracht haben. Als er aber in die Nähe von Zürich kam, widersezte sich Zwingli seinem Beginnen auf das nachdrücklichste in mehreren Predigten. Diese hatten auch wirklich die Wirkung, daß Samson nicht in die Stadt kommen durfte. Von diesem ersten Anfange seines öffentlichen Widerspruchs gegen die römische Kirche ging Zwingli, durch den Beifall der Zürcher und anderer Schweizer aufgemuntert, gerade wie Luther, immer weiter. Um seine noch mangelhafte Kenntniß der hebräischen Sprache, die ihm zum Studium des alten Testaments unentbehrlich war, zu erweitern, lernte er von einem sprachkundigen Gelehrten, Andreas Böschenstein, das Hebräische, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er die Psalmen Davids aus dem Original ins Deutsche übersetzen konnte, um sie hernach in öffentlichen Religionsvorträgen zu erklären und erbaulich anzuwenden.

Schon seit dem Jahre 1520 unterstützte die Obrigkeit zu Zürich seine wohlthätigen Bemühungen durch einen Befehl: man solle Gottes Wort ohne menschliche Zusätze bloß nach der Bibel lehren. Dadurch fiel der Ungrund vieler bisher geglaubter Lehren der römischen Kirche von selbst in die Augen. Im Jahr 1522 kam in Zürich die Reformation der Kirche, in Beziehung auf den äußern Cultus, eigentlich zu Stande. In diesem Jahre schrieb auch Zwingli sein erstes Buch: „vom Unterschied der Speisen,“ welches vorzüglich gegen die so-

genannten Fasten der katholischen Kirche gerichtet war. Zwingli faßte hernach seine bisher öffentlich vorgetragenen Lehren in 67 Artikel zusammen, damit über dieselben von andern Theologen ein gelehrtes Gespräch gehalten werden könnte. Dieß geschah auch. Man hielt im Jahr 1523 zu Zürich eine doppelte Disputation, die eine in Gegenwart von 600 Personen, die andere vor 900 Zuhörern. Im Jahr 1524 wurden schon in den Kirchen alle Bilder und Bildsäulen und bald auch die Messe abgeschafft. Im folgenden Jahre (1525) machte Zwingli sein Glaubenssystem in der Schrift: „von der wahren und falschen Religion,“ welche er in lateinischer Sprache schrieb, bekannt *). Er war in vielen Hauptpunkten mit Luthern völlig einig, er nahm, wie dieser, die heilige Schrift zur einzigen Erkenntnißquelle des Glaubens an, verwarf, wie dieser, alle durch Menschenhände gemachte Zusätze, bestritt, wie Luther, die Herrschsucht und den Eigennuß der Geistlichkeit u. s. w. Schade, daß es in der Folge zwischen ihm und dem Wittenberger Reformator, in der Lehre vom Abendmahle, zu so heftigem Zwiste und Widerspruche kam!

Luther fand indeß zu Wittenberg an seinen beiden Amtsgegnossen, Philipp Melanchthon und Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte im Würzburgischen auch Karlstadt genannt, unter welchem Namen er am

*) Ulrici Zwinglii commentarius de vera et falsa religione. Tigur. 1525. 8.

bekanntesten ist, zwei andre Freunde der Wahrheit, welche sich schon jetzt ganz an ihn angeschlossen, und ungemein viel dazu beitrugen, das angefangene Werk der Kirchenverbesserung zu unterstützen und zu befördern.

Da besonders der Erste unter beiden genannten Männern das wohlthätigste Licht zur Verbreitung der Wahrheit mit aufsteden half, und eben so achtungswerth von Seiten seiner Gelehrsamkeit, als liebenswürdig in Hinsicht seines Charakters war, so verdient er es, daß wir die Leser mit seiner frühern Geschichte etwas genauer bekannt machen.

Philipp Melanchthon war am 16. Februar 1497 in dem Städtchen Bretten in der Unterspaltz geboren. Sein Vater, Georg Schwarzerd (denn dieß war sein eigentlicher Name, den der Sohn in der Folge, nach der Sitte des Zeitalters, in den griechischen Namen Melanchthon verwandelte), besaß eine vorzügliche Geschicklichkeit im Waffenschmieden und in der Stückgießerei, starb aber schon 1507 im 47. Lebensjahre. Melanchthon war damals 10 Jahre alt, und wurde noch an das Krankenbette des Vaters 2 Tage vor dessen Tode gerufen. Der Sterbende ermahnte den zarten Knaben zur wahren Gottesfurcht, und empfahl ihn dem göttlichen Schutze. „Ich habe, sprach er, viele und große Dinge in der Welt erlebt, aber es stehen noch größere bevor, Gott mag dich leiten und regieren.“ *)

*) S. Leben Melanchthons von D. Lischer.

Der kleine Melanchthon, jetzt vaterlos, befand sich mit seinen Geschwistern (er hatte noch einen Bruder und drei Schwestern) in keiner erfreulichen Lage. Zum Glück nahm sich der Großvater von mütterlicher Seite der beiden Söhne an und sorgte, so gut es die Zeitumstände und seine Einsichten erlaubten, für ihre Erziehung. Aber auch dieser redliche Alte starb bald nachher. Er hatte jedoch kurz vor seinem Tode seinen beiden geliebten Enkeln einen guten Privatlehrer in der Person eines jungen Mannes, Namens Johann Unger, gegeben. Dieser vereinigte mit genügenden Kenntnissen einen liebenswürdigen Charakter, und Melanchthon lernte unter seiner Anleitung, die wahrhaft human war, die Anfangsgründe der Wissenschaften. Da der kleine Melanchthon mit großer Lernbegierde viel Genie verband, so machte er schnelle Fortschritte in dem Gebiete des menschlichen Wissens, erwarb sich aber zugleich durch die zarte Weichheit seines Charakters so viele Zuneigung, daß ihn kennen zu lernen und lieb zu gewinnen, immer eins war. Dabei war er gesprächig, und seine Antworten gefielen durch ihre Naivetät und Lebhaftigkeit. Mit seinen übrigen guten Eigenschaften verband er, auch schon als Knabe, eine große Bescheidenheit; denn er schwieg, sobald ein Erwachsener zu reden anfangte, still, und nahm nicht eher wieder das Wort, als bis man ihn dazu auffoderte. Wurde er eines Verschens wegen getadelt, so suchte er den Fehler auf der Stelle zu verbessern, und fragte dann sehr lebhaft: ob er es jetzt besser gemacht habe? — Sehr viele angesehenen Familien in der Stadt zogen daher den liebenswürdigen Knaben in ihre Zirkel und sorgten für eine



(Philipp Melancthon.)

1848

1849

1850

1851

1852

1853

1854

1855

1856

1857

1858

1859

1860

1861

1862

1863

1864

1865

1866

1867

1868

1869

1870

1871

1872

1873

1874

1875

1876

1877

1878

1879

1880

angenehme Unterhaltung desselben. Bald darauf kam er in die öffentliche Schule zu Pforzheim, wo ein gewisser Georg Simler der angesehenste Lehrer war. Dieser Mann, ein großer Liebhaber der griechischen Sprache, suchte die Vorliebe für dieselbe auch in seinen Schülern zu erwecken. Er ertheilte daher dem jungen Melanchthon Unterricht im Griechischen, und dieser machte schnelle Fortschritte in demselben. Ein berühmter Gelehrter damaliger Zeiten, Reuchlin, einer der ersten, welcher gelehrte Sprachkenntniß wieder in Deutschland, wo sie bisher ganz in Verfall gewesen war, ausbreitete, war von mütterlicher Seite Melanchthons Verwandter. Da er den jungen Menschen bei Gelegenheit einer Reise besuchte, und seine Fähigkeiten, verschönert durch ein angenehmes Betragen und liebenswürdige Sitten, schnell bemerkte, faßte er eine solche Zuneigung zu ihm, daß er anfang, ihn wie seinen Sohn zu behandeln. Er leitete von dieser Zeit an seine Studien, schenkte ihm zweckmäßige Bücher und war es eigentlich, der seinen deutschen Namen in den griechischen verwandelte. Im Jahr 1510 kam Melanchthon nach Heidelberg, wo sich damals eine gute Schule und berühmte Universität befand. Er war nicht älter als 15 Jahre; allein seine Kenntnisse hatten seine Jahre bei weitem übereilt und erwarben ihm die Gunst seiner neuen Lehrer. Einer derselben, welcher während der Unterrichtsstunde krank wurde und abbrechen mußte, sagte weggehend: „Philipp, laß deine Mitschüler fortfahren und vertritt indeß meine Stelle.“ Solche Auszeichnungen erzeugten unter den Mitschülern gleichwohl nicht den in dergleichen Fällen gewöhnlichen Haß und Neid;

denn man vergaß über Melanchthons Bescheidenheit seine gelehrte Ueberlegenheit; man fuhr fort, ihn, wie bisher, zu lieben. — Er hatte nicht lange erst sein 14. Jahr angetreten, so hielt er schon um die Magisterwürde an, welche damals das Ziel war, das jeder junge Gelehrte sobald als möglich zu erreichen strebte. Allein man weigerte sich, seiner großen Jugend wegen, ihm diese Würde zu ertheilen. Melanchthon war jedoch über diese fehlgeschlagene Erwartung so wenig empfindlich, daß er selbst äußerte: „es ist zuweilen recht sehr gut, wenn junge Leute nicht immer ihre Wünsche befriedigt sehen.“ Man hat geglaubt, daß die verweigerte Magisterwürde die Ursache gewesen sey, warum Melanchthon Heidelberg bald darauf verließ; allein dieß ist ungegründet, vielmehr veranlaßten seine Gesundheitsumstände eine Veränderung seines Wohnorts. Er hatte damals wiederholte Fieberanfälle, und seine Verwandten hielten es für besser, ihn anders wohin gehen zu lassen.

Da nun um diese Zeit die Universität zu Tübingen in großem Rufe stand, so begab sich Melanchthon im Jahr 1512 an diesen Ort. Die Universität daselbst war nicht lange vorher vom Herzoge zu Wirtemberg, Eberhard dem Frommen, gestiftet worden, einem Fürsten, welcher seines Beinamens vollkommen würdig war, und sich, ohne die Wahrheit zu verletzen, rühmen durfte: „er könne, wenn er in seinem Ländchen herum irre, auf dem Schooße jedes seiner Unterthanen ruhig einschlafen.“ Er ließ es sich sehr angelegen seyn, der neu errichteten hohen Schule würdige Lehrer zu geben, und besuchte sogar in eigener Person die akademischen Vorlesungen. — Melanch-

thon verweilte zu Tübingen 6 Jahre, und es läßt sich von ihm erwarten, wie nützlich er seine Zeit angewendet haben werde.

Im Jahr 1518 wurde eine öffentliche Lehrerstelle auf der Universität zu Wittenberg erledigt.

Da nun der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, soviel Rühmliches von Melanchthon gehört hatte, wendete er sich an den Vetter desselben, Reuchlin, und dieser rieth seinem geliebten Verwandten, einen so ehrenvollen Ruf nicht abzulehnen. Nach einem kurzen Bedenken sprach Melanchthon: „Herr! dein Wille geschehe!“ und sein Entschluß war gefaßt. Er machte sich nun auf den Weg, reisete zu Pferde über Nürnberg und Leipzig, besuchte an beiden Orten die vorzüglichsten Gelehrten, fand überall eine gute Aufnahme und machte Bekanntschaften, welche ihm in der Folge auf mancherlei Art nützlich wurden. Zu Leipzig hatte ihm zu Ehren die Universität ein Fest angestellt, und ließ es an Beweisen auszeichnender Achtung und Liebe nicht fehlen.

So groß auch immer die Erwartungen seyn mochten, welche man von Melanchthon zu Wittenberg gefaßt hatte, so wußte sie dieser gleichwohl nicht allein zu befriedigen, sondern auch noch zu übertreffen. Der Beifall, welchen er in seinen Vorlesungen erhielt, war ungetheilt, und er hatte oft gegen dritthalbtausend Zuhörer. Ein Fremder (es war ein Franzose), welcher einst durch Wittenberg reisete und seinen Vorträgen beizuwohnte, versicherte, die Apostel selbst könnten Christo nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studirenden dem Melanchthon. Und wirklich verdiente er diesen Beifall, denn sein

angenehmer Vortrag, oft durch das Salz eines attischen Wizes gewürzt, immer aber durch die lichtvollste Klarheit und genaueste Bestimmtheit ausgezeichnet, mußte nothwendig allgemein gefallen. Melanchthon verstand die große Kunst, auch in die trockensten Materien Interesse zu bringen, und aus Dornenhecken Rosen emporblühen zu lassen. —

Unter allen Professoren, die unserm Melanchthon bei seiner Ankunft in Wittenberg zu Gesichte kamen, war durch ein sonderbares Spiel des Zufalls Luther der erste gewesen. Und trotz der Verschiedenheit ihres Charakters, zog sich in kurzer Zeit das Band der Freundschaft unter beiden Männern so fest zusammen, daß Einer dem Andern sein ganzes Herz schenkte; Einer den Andern bei allen Unternehmungen mit Rath und That unterstützte; Einer mit den Fehlern des Andern liebevolle Nachsicht hatte; Jeder des Andern Vorzüge ohne kleinlichen Neid anerkannte; und so Beide im gemeinschaftlichen Vereine an dem großen Werke arbeiteten, das Luther mit Ueberzeugung von der guten Sache begonnen, und welchem Melanchthon mit gleicher Ueberzeugung seinen Beifall ertheilt hatte. —

Richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit wieder auf den mächtigen Feind Luthers, welchen wir auf einige Zeit aus den Augen verloren haben, — nämlich auf den Papst Leo X. Dieser mußte, nachdem er die für ihn so unangenehme Erfahrung gemacht hatte, daß seine Bannbulle nur ein leuchtender, aber kein zündender Blitz ge-

wesen sey, kein kräftigeres Mittel zu erdenken, um den ihm so gefährlichen Fortgang der Reformation zu hindern, als wenn er den Beistand des mächtigsten Fürsten seiner Zeit — Karls V. gegen Luthern aufrief.

Karl V. war nach dem Tode Maximilians I., welcher bereits zu Anfange des Jahres 1519 erfolgte, zum deutschen Kaiser erwählt worden und ein Enkel Maximilians. Daß Karl die Kaiserkrone eigentlich Friedrich dem Weisen zu verdanken hatte, der sie selbst großmüthig ausschlug, als man sie ihm anbot, indem er sich mit seinem Alter entschuldigte, ist bekannt genug. Allein dieser Umstand ist zugleich für die Reformation wichtig, weil Kaiser Karl, Friedrich den Weisen, als den Beschützer Luthers, gern schonen wollte, ohne es jedoch auch mit dem Pabste zu verderben; denn er brauchte dessen Freundschaft besonders in Italien und zu seiner bevorstehenden, damals noch für nöthig gehaltenen Kaiserkrönung. Da ihn nun der Pabst dringend auffoderte, daß er Luthern und alle seine Anhänger zu der verdienten Strafe ziehen sollte, in welche sie durch den Bann verfallen waren, so hielt es Karl, damals nur noch ein Jüngling von 20 Jahren, welcher den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, aus Hochachtung nur seinen Vater nannte, für das Rathsamste, einen Mittelweg einzuschlagen, und foderte daher Luthern auf den Reichstag zu Worms, der im Jahr 1521 gehalten wurde, zur Verantwortung. Und so wurde ein Religionszwist der Gegenstand einer Reichsverhandlung.

Am 4. April 1521 reiste Luther in Begleitung des kaiserlichen Heroldes, Kaspar Sturm, des Justus Jonas, Nicolaus Amisdorf, seiner Amtsgehülfsen, und des Rechtsa

gelehrten D. Hieronymus Schurf, welchen ihm der sorgsame Kurfürst als Advocaten mitgab, von Wittenberg ab. Bei seinem Abschiede sagte er zu seinem geliebten Melancthon, der traurig zurückblieb: „komme ich nicht wieder und mord' mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder! laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit des göttlichen Wortes zu verharren. Arbeite zugleich für mich während meiner Abwesenheit; du kannst es noch besser machen. Darum ist's auch nicht viel Schade um mich. An dir hat unser Herr Gott noch einen gelehrtern Streiter.“

Die Wittenberger zerslossen in Thränen, denn sie glaubten ihren geliebten Lehrer nie wieder zu sehen. Die akademischen Jünglinge begleiteten ihn bis an das Thor und machten Zeichen des Kreuzes hinter ihm her, bis sie ihn aus den Augen verloren.

Unterwegs predigte Luther zu Erfurt am Quasimodogeniti Sonntage, auf inständiges Bitten, vor einer außerordentlichen Menge von Zuhörern. Vielleicht glaubten die Meisten unter ihnen, es würde das lehtemal seyn, daß sie ihn zu hören Gelegenheit hätten, und sahen seine Predigt als seinen Schwanengesang an. Zu Frankfurt wurde er krank, aber nicht muthlos, und ließ sich auf keine Weise bewegen, die Reise zu unterbrechen. Vergebens warnten ihn seine Freunde vor Worms. „Und wenn sie ein Feuer machten, sprach er, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch, im Namen des Herrn, erscheinen.“

So ging die Reise fort, bis man die Thürme der Stadt Worms vor Augen hatte. —

„Wie ich nun nicht weit von Worms bin, erzählt Luther selbst, schickt mir Spalatin entgegen, läßt mich warnen, ich sollte nicht hinein kommen und mich in solche Gefahr begeben. Ich aber entbot ihm wieder: wenn auch so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich dennoch kommen und mich nicht fürchten; denn ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht.“

„Nun fuhr ich, erzählt er weiter (es war am 16. April) auf einem offenen Wägelein, in einer Kappe, zu Worms ein. Da kamen alle Leute auf die Gasse und wollten den Mönch D. Martin sehen, und fuhr also in Herzog Friedrichs *) Herberge, und war auch Herzog Friedrich dabei bange gewesen, daß ich nach Worms kam.“

Einen Theil der Nacht, der dem verhängnißvollen Tage vorherging, an welchem Luther die von ihm erkannte Wahrheit vor Kaiser und Fürsten bekennen und vertheidigen sollte, brachte er am Fenster stehend zu, wendete seine Blicke gen Himmel, von woher er Beistand hoffte, und spielte eine Zeitlang auf seiner Laute, der vertrauten Gefährtin in seiner Einsamkeit, deren sanfte Töne sein stürmisches Gemüth so manchmal schon beschwichtigt und Trost und Frieden in das beklommene Herz gezaubert hatten! —

*) Er meint den Kurfürsten, Friedrich den Weisen, den er oft Herzog nennt.

Schon am folgenden Tage nach seiner Ankunft, am 17. April, trat er Nachmittags um 4 Uhr in die glänzende Reichsversammlung, zu welcher er, des großen Volkszulaufs wegen, durch einen Garten und einige verborgene Gänge geführt wurde.

Vor dem Eingange des großen Versammlungs-saales stand der graue Kriegsheld, Georg von Frundsberg oder Fronsberg, welcher schon unter Maximilian I. gegen die Venetianer und Schweizer siegreich gefochten hatte, und jetzt kaiserlicher Marschall war. Er klopfte Luthern mit den treuherzigen Worten auf die Schulter: „Mönchlein! Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer ernstesten Schlachordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so sey nur getrost und fahre in Gottes Namen fort. Gott wird dich nicht verlassen.“

Als Luther zum ersten Male vor der glänzenden Reichsversammlung stand, wo der Kaiser Karl V., sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten, 5 königliche Gesandte u. s. w. zugegen waren, fand man am Rathhause einen Zettel angeheftet, in welchem der Kaiser dringend gebeten wurde, Luthern nicht unverhört zu verdammen. Wenn es aber dennoch geschähe, so solle der Kaiser wissen, daß 400 von Adel, die 8000 Mann zu Fuß und Roß vermöchten, sich Luthers annehmen würden, ihn zu behalten und gegen seine Widerwärtigen zu handeln. — Es ging damals auch das allgemeine Gerücht, daß Franz von Sickingen Kriegs-

volker versammelt und 400 fränkische Edelknechte sich zu Luthers Vertheidigung verbunden hätten. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten, welche durch eine Stelle in Luthers Schriften *) bestätigt werden, war dieß Gerücht auch keineswegs ungegründet.

Luther indeß, gestärkt durch ein kräftiges Gebet **), stand in der großen Reichsversammlung mit bescheidenem, aber festem Blicke da; seine Seele war in gespannter Erwartung, aber ruhig, heiter, Gott vertrauend! Aller Anwesenden Augen schienen nur auf ihn mit der angestrengtesten Neugierde geheftet.

Jetzt legte ihm der kurtriersche Official, Johann von Eck (welchen man also mit dem mehr erwähnten Theologen gleiches Namens nicht verwechseln darf) 2 Fragen vor.

1. Ob er die Bücher, welche auf einer Bank vor ihm hingelegt waren, für die Seinigen erkenne?
2. Ob er die darin enthaltenen Sätze widerrufen wolle?

Auf die Erinnerung D. Schurfs, seines rechtlichen Beistandes, ließ sich Luther die Titel der Bücher erst vorlesen, und erkannte sie dann für die seinigen.

*) Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, schreibt er, ich wollte Deutschland in ein großes Blutvergießen gebracht haben, daß der Kaiser nicht wäre (zu Worms) sicher gewesen. Aber was wäre das? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele.

**) Auch der betende Luther blieb nicht unbelauscht. Da er sein Gebet laut sprach, so schrieb man es außerhalb seines Zimmers nieder, und Seckendorf hat es in seiner Geschichte des Luthertums vollständig eingerückt.

Wegen der andern Frage ließ er sich also vernehmen: „Weil diese Sache Gottes Wort, den christlichen Glauben und die Seligkeit betrifft, so ist meine Bitte, daß ich mich etwas möge bedenken, auf daß ich ohne Nachtheil des göttlichen Worts und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragstücke richtig antworten möge.“

Man gestand ihm 24 Stunden Bedenkzeit zu.

Am folgenden Tage erschien er abermals vor der Reichsversammlung, und als die zweite Frage an ihn wiederholt wurde, sprach er: „Der Inhalt meiner Büchet ist von verschiedener Art. Was ich wider den Pabst geschrieben habe, kann ich nicht zurücknehmen, ohne dem Evangelium Abbruch zu thun und die Tyrannei des Pabstes über die Kirche zu befördern. In andern Büchern habe ich vom Glauben, christlichen Leben und Werken gelehrt, und kann sie also auch nicht widerrufen. Endlich sind einige meiner Bücher gegen meine Widersacher geschrieben, die meine Lehren angegriffen und der Päbste Lehren vertheidigt haben. Bei diesen bekenne ich, daß sie etwas scharf geschrieben sind. Weil es aber dabei auf die darin vorgetragenen Lehren ankommt, und ich solche allezeit aus der heiligen Schrift klar bewiesen habe, so kann ich davon auch nicht abgehen. Doch bin ich bereit, wofern man mich eines Irrthums aus der heiligen Schrift (aber nicht bloß aus menschlichen Büchern) überweisen kann, solche nicht nur zu widerrufen, sondern auch selbst zu verbrennen.“

Auf die nochmalige Auffoderung des Officials, alle Distinctionen zu beseitigen und eine kurze runde Antwort

zu geben, sprach Luther: „Weil dann Ew. Kaiserl. Majestät, Kurfürst. und Fürstl. Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, denn dem Pabst und Concilien glaube ich nicht, weil sie oft geirrt und ihnen selbst widerwärtig gewesen seyn (im Streite mit einander gelegen haben), — so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“

Die meisten Reichsfürsten wurden durch die männliche Sprache Luthers zur Bewunderung desselben hingerissen. Vorzüglich hatte sein Benehmen auf den Kurfürsten von Sachsen einen vortheilhaften Eindruck gemacht. Wahrscheinlich schien er befürchtet zu haben, daß Luther durch ein kleinmüthiges Betragen ihm selbst, seinem Beschützer, vor einer so erlauchten Versammlung einige Schamröthe entlocken würde. Allein da gerade das Gegentheil geschah, drückte er seine Zufriedenheit noch an dem nämlichen Abend gegen Spalatin in den Worten aus: „Wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich, er war muthig genug, vielleicht nur zu muthig.“ — Auch Kaiser Karl äußerte: „der Mönch redet unerschrocken und ist getrossen Muthes.“ — Desto weniger soll jedoch dem Kaiser die Physiognomie Luthers gefallen und er gesagt haben: „dieser Mönch würde mich nicht zum Ketzer machen.“ — Wenn es auch damit seine Richtigkeit hat, so

beweiset dieß weiter nichts, als die Trüglichkeit solcher physiognomischen Deutungen, und Karl war damals noch zu sehr Jüngling, um seinem Urtheile ein großes Gewicht zuschreiben zu können. —

Inzwischen ließ sich der junge Kaiser den Vorschlag einiger Reichsstände, namentlich des Kurfürsten von Trier, Richard von Greifenklau, so wie des Kurfürsten von Brandenburg, Joachim I., welche sich noch einmal mit Luthern in besondere Unterhandlungen einlassen wollten, gefallen. Dieser Umstand beweiset wenigstens, daß sich Luther durch sein edles und unerschrockenes Betragen Achtung erworben hatte!

Der Kaiser setzte einen Tag zum Verhör vor diesem engern Ausschusse an. Der Kurfürst von Trier, welcher zu den redlichsten katholischen Fürsten seiner Zeit gehörte, wünschte die Abstellung mancher kirchlichen Mißbräuche mit eben dem Eifer, als die Erhaltung des Kirchenfriedens. Er glaubte sich daher kein geringes Verdienst um die Kirche zu erwerben, wenn es ihm gelingen könnte, Luthern zu einem gütlichen Vergleiche zu bewegen. Er wählte zum Vermittler in dieser Sache, die ihm nach den Proben, welche Luther mit seiner Standhaftigkeit bereits gegeben hatte, nicht leicht schien, einen Mann, welcher mit großer Menschenkenntniß große Gelehrsamkeit und zugleich ein vorzügliches Rednertalent verband. Es war dieß der markgräfllich badensche Kanzler Behe (Vehus). Dieser hielt eine weitläufige Rede an Luthern, lobte in derselben einen Theil seiner Schriften wegen ihres nützlichen Inhalts, malte aber hernach die, durch seine neue Lehre über Kirche und Staat gebrachten Gefahren mit so

lebhaften Farben ab, machte es Luthern so zur Pflicht, als guter Bürger für die Erhaltung und Herstellung öffentlicher Ordnung und Ruhe zu sorgen, daß selbst Luther noch lange hernach die Feinheit und Mednertalente des Behus nicht genug rühmen konnte. Dessen ungeachtet blieb er unerschütteret, denn er hielt seine neuen Uebersetzungen für die richtigen, in der heiligen Schrift gegründeten, und gab in diesem Falle niemals nach. „Ist der Rath oder das Werk aus dem Menschen, sprach er, so wirds untergehn; ist aber aus Gott, so werdet ihrs nicht dämpfen.“ Und dabei blieb er. Schon nach dem ersten Verhören hatte er gegen seinen treuen Freund, Spalatin, geäußert: „Und wenn ich tausend Köpfe hätte, ich wollte sie mir eher abschlagen lassen, als einen Widerspruch thun.“

Bei einer solchen Denkart läßt sich durch keine, auch noch so große Ueberredungskünste etwas über einen Menschen gewinnen.

Luthers Standhaftigkeit hatte inzwischen unter den Einwohnern in Worms einen so bleibenden Eindruck gemacht, daß, weil man nicht öffentlich nach seinen Grundsätzen lehren durfte, ein kleiner Predigtstuhl verfertigt wurde, der von einer Stelle zur andern getragen werden konnte, und auf welchem bald hie bald da in den Privathäusern gepredigt wurde.

Es ist übrigens bekannt, daß Luthers heftigste Feinde dem Kaiser riethen, sich nicht an das ihm gegebene sichere Geleit zu kehren, sondern ihn hinrichten zu lassen, er aber geantwortet haben soll: „und wenn schon Treue und Glauben aus der ganzen Welt verbannt wären, müß-

te es doch gebühren, daß dieselben bei einem Kaiser gefunden würden.“ — Damals dachte vielleicht wirklich Karl, wie er redete! —

Luther indeß bat den Kurfürsten von Trier um sein Fürwort zur Auswirkung eines abermaligen Geleitsbriefes, welchen er auch auf 21 Tage, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung erhielt, sich alles weitem Lehrens, Predigens und Schreibens zu enthalten.

Am 26sten April 1521 verließ er Worms, um die Rückreise nach seinem geliebten Wittenberg anzutreten. Allein er erreichte das Ziel seiner Reise nicht, indem er unterwegs (es war am 4ten Mai 1521) bei dem Schlosse Altenstein im Meinungischen durch etliche Reiter*) mit anscheinender Gewalt aufgehoben und nach dem walddumgränzten Bergschlosse Wartburg bei Eisenach in sichere Verwahrung gebracht wurde. Jedermann weiß, daß dieß auf Veranstaltung des Kurfürsten, Friedrichs des Weisen, geschahe, welcher unstreitig das zweckmäßigste Mittel zur Sicherheit seines Schütlings wählte. Denn es war nicht rathsam, Luthern, den Verbannten, welchem noch überdieß die kaiserl. Achtserklärung bevorstand, öffentlich in seinen Ländern zu dulden. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß, wie Viele glauben, der Kaiser selbst um die Sache gewußt habe. Luther bekam noch

*) Es waren 2 Gelleute, Johann von Berlepsch, Aufseher des Schlosses Wartburg, und Burkhard Hund, Besitzer der Herrschaft Altenstein. Sie hatten zugleich einige berittene Bedienten bei sich, daher kommt es, daß man bald von 2 bald von mehreren Reitern liest, welche Luthern angriffen und davonführten.

den Tag vor seiner Abreise aus Worms einen Wink davon. Es wurde aber alles so geheim betrieben, daß nur wenige Personen davon wußten, und sowohl Luthers Feinde als Freunde über sein Schicksal lange in Ungewißheit blieben.

Luther befand sich indeß unter dem Namen Junker Görge (denn er war, um desto weniger entdeckt zu werden, in Ritterkleidung bei Nachtzeit auf das Schloß gebracht worden) in Sicherheit, wurde für einen gefangenen Edelmann gehalten, und ging gepanzert, gestiefelt und gespornt, mit einem Reiterbarte ausgestattet, umher.

Noch in demselben Monate, in welchem Luther die Wartburg betrat, erschien auch das über ihn ausgesprochene Verdammungsurtheil, welches unter dem Namen des Wormser Edikts bekannt ist. Es war in den härtesten Ausdrücken abgefaßt; es hieß darin: „den in Menschengestalt und Mönchskutte verkleideten Teufel, Martin Luther, nirgends zu hausen, zu hofen, zu äzen, zu tränken, sondern gefangen und gebunden zum Kaiser zu bringen.“ Man nannte Luthern ein von der Kirche getrenntes Glied, und die härtesten Strafen wurden jedem gedrohet, der sich auf irgend eine Art seiner annehmen würde. Der päpstliche Nuntius, Aleander, hatte dieses Edikt gemacht und alle Bitterkeit seines Herzens darin ausgeströmt. Sein böses Gemüth sprach sich sehr deutlich in der Aeußerung aus: „und wenn ich sonst nichts vorzügliches bei dem allen gethan habe, so bin ich doch überzeugt, daß dieses Edikt eine große Bürgerei in Deutschland veranlassen wird, und die Deutschen, gegen

sich selbst wüthend, nächstens in ihrem eigenen Blute erstickten werden*)."'

Das ganze Edikt that dessen ungeachtet am Ende wenig oder keine Wirkung. Karl V., dessen Person, Ansehen und Eifer demselben allein den gehörigen Nachdruck zu geben vermochte, war in andere Staatsangelegenheiten verwickelt, welche seinen Geist weit angelegentlicher beschäftigten als diese Sache. Er war wenigstens dem Papste zu Willen gewesen, aber es war ihm unstreitig damals kein Ernst mit dem Edikt, und er ließ es geschehen, daß der päpstliche Legat Aleander sich als den wüthendsten Eiferer zeigte, weil er wohl wußte, daß auch die heftigsten Verwünschungen auf dem Papier nicht immer gefährlich sind, und demjenigen oft wenig schaden, gegen den sie gerichtet sind.

Der Aufenthalt Luthers auf Wartburg sicherte ihn zwar vor äußerlichen Verfolgungen, war aber überhaupt für seinen feurigen Geist mit peinlichem Zwange verbunden. Er selbst gesteht: „ich wollte für die Ehre des göttlichen Worts und zu meiner und andrer Befestigung lieber auf glühenden Kohlen brennen, als hier in der Einsamkeit nur halb leben. Gott verhüte, daß ich das wahre geistliche Leben nicht gar verliere.“

Indeß war er, trotz seiner hypochondrischen Anfälle, die ihm oft hart zusetzten, sehr thätig in seiner Einsamkeit,

*) Eja, si nihil adeo praeclare in his omnibus effecimus, tamen certum est, nos magnam hoc edicto in Germania laniam committere, qua Alemanni ipsi in viscera sua saevientes propediem in proprio sanguine suffocabuntur.

Kaiser Karls Handschrift unter dem
Geheimschreib.

Amoly

Luthers Handschrift.

Martinus Luther d

Melanctons Handschrift.

philippus melancthon

1917
Feb 21

1917

1917

obgleich ein treuer Knappe den angeblichen Junker öfters zu erinnern beauftragt war: nicht der Bücher, sondern des Schwertes sich zu befleißigen. — Die zuweilen angestellten Jagden machten ihm kein Vergnügen, und er schreibt in einem Briefe: „ich bin 2 Tage auf der Jagd gewesen, und habe die sauer-süße Lust großer Helden (Herren) auch kosten wollen; ein Geschäft, das sich wohl für müßige Leute schickt. Aber ich habe unter Regen und Hunden theologische Gedanken gehabt*).“

Und so war es auch; denn er schrieb, außer mehrern Streitschriften, gegen die Klostersgelübde, gegen die Ehelosigkeit, gegen die Messen u. s. w. Auch gab er eine kleine Schrift unter dem Titel heraus: „Bermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten,“ und zeigte am Ende derselben, wie die Ausbreitung der reinen Lehre am besten zu befördern sey. Er schreibt: „siehe nun, treibe und hilf treiben das Evangelium; lehre, rede, schreibe und predige, wie Menschengesetze nichts seyn, sage, daß ein christliches Leben stehe im Glauben und Liebe, und laß uns das noch 2 Jahre treiben, so sollst du wohl sehen, wo Pabst, Bischöfe u. s. w. bleiben; wie der Rauch soll alles verschwinden. Lehren wir aber das nicht, und bringen die Wahrheit nicht unter die Leute, so wird der Pabst wohl vor uns bleiben, wenn wir gleich tausend Aufruhr wider ihn anfangen.“

*) Theologisabar enim inter retia et canes.

Sehr wichtig für Volksaufklärung war Luthers Kirchenpostille, welche von ihm ebenfalls auf der Wartburg geschrieben wurde und zum ersten Male 1521 zu Wittenberg im Druck erschien. Luther erklärte sie selbst für sein bestes Buch, und sie hat auch noch in neuern Zeiten eine neue Auflage erlebt. Nicht sehr lange nach ihrer Erscheinung wurde ein Theil davon in Colmar (1523) nachgedruckt. Es waren eigentlich Erklärungen der Evangelien und Episteln, welche dem Volke gewöhnlich an Sonntagen vorgelesen wurden, aber leider in lateinischer Sprache. Um nun das Verstehen der biblischen Erzählungen zu erleichtern und dem gemeinen Manne einen Weg zur Kenntniß der heiligen Bücher selbst zu eröffnen, fügte Luther bei jedem Abschnitte Erklärungen bei, welche die Stelle der gewöhnlichen Predigten vertreten sollten, die man bei dem Gottesdienste darüber zu halten pflegte.

Die wichtigste literarische Beschäftigung Luthers auf der Wartburg war jedoch die Uebersetzung des neuen Testaments, die ihm aber sehr sauer wurde. Er urtheilt über diese Arbeit mit eben so viel Bescheidenheit als Selbstgefühl, wenn er schreibt: „daß ich das neue Testament verdeutscht habe, so habe ich damit Niemand gezwungen, sondern freigelassen, daß ers lese, und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist Niemand verboten, ein Besseres zu machen. Es ist meine Dolmetschung und soll mein seyn und bleiben.“

„Selbst die vielen Fehler dieser Uebersetzung, sagt K. L. von Wolmann, dienten dazu, ihre große Wirkung auf die Masse des Volks zu verstärken. Wenn Lu-

ther seine Lehren in die heiligen Urkunden der christlichen Religion hineintrag, so that er es gewiß in voller Unschuld, weil er keinen andern Sinn in ihnen zu finden vermochte; aber eben diese Gewalt, die er über sie ausübte, machte die Uebersetzung derselben zu einem kräftigen Werkzeuge der Ausbreitung seiner Meinungen. Außerdem ist sie auch das Werk eines genialischen Geistes, dessen Gewalt in ihr von allen Seiten uns anspricht."

Man kann übrigens die rastlose Thätigkeit Luthers, welche er auf seinem Pothmos (so nannte er die Wartburg) bewies, nicht genug bewundern. Er selbst schreibt: „Ich bin aus der Maßen mit vielen Geschäften beladen, muß täglich zwier predigen (dieß geschah auf der Wartburg bloß in Gegenwart des Schloßvogts und einiger Vertrauten), bringe die Psalmen zusammen (er hatte eine Uebersetzung derselben angefangen), richte die Kirchenpostille zu, antworte meinen Widersachern und schütze mich. Will schweigen der Briefe, guten Freunden zu schreiben und anderer Hindernisse (Abhaltungen), die sich täglich zutragen, jezt mit denen, die um mich sind, jezt mit fremden Leuten zu reden, handeln, Rath geben u. s. w."

Auch Luthers Amtsgenossen und übrigen Freunde zu Wittenberg zeichneten sich während seiner Abwesenheit durch ihren Eifer für die Sache der Religion und Wahrheit mehr oder weniger aus. Karlstadt und Melancthon bewiesen sich vorzüglich durch Schriften für die Reformation thätig. Sie schrieben gegen das Ekklesiastat oder den ehelosen Stand der Priester und Mönche,

und ihre Gründe wirkten so viel, daß mehrere Geistliche sich wirklich verheiratheten.

Die Augustinermönche in Wittenberg singen, ohne erst Luthern auf seiner Wartburg um Rath zu fragen, an, das Klosterleben entweder ganz zu verlassen, oder doch von seinen Mißbräuchen zu reinigen. Viele von ihnen irrten im Lande umher, indeß andere, welche noch in den Klöstern zurückblieben, verlangten, daß Privat- und Seelmessen, welche bisher täglich gehalten werden mußten, abgeschafft würden. Auch wollten sie es nicht dulden, daß die Priester dem Volke bey dem Abendmahle den Kelch entzögen. Freilich blieb dieß Verfahren nicht ohne Widerspruch; auch war unter den Mönchen selbst keine rechte Harmonie. Der Prior des Augustinerklosters, Konrad Held, wollte von dergleichen Neuerungen durchaus nichts wissen, und widersehte sich ihnen mit der größten Heftigkeit. So waren auch die Meinungen der Wittenberger Studenten und Bürger getheilt. Einige gaben den Verbesserungen den lautesten Beifall, und suchten sie aufs thätigste durchzusetzen; andere dagegen schrien über Ungerechtigkeiten und Gewaltschritte. Das von Luthern aufgesteckte Licht schien überhaupt Viele mehr zu blenden als zu erleuchten.

Die Unordnungen wurden auffallender, manche Auftritte schienen von bedenklichen Folgen zu seyn. Semehr Personen von verschiedenen Einsichten, Neigungen und Charakteren sich ins Spiel zu mischen anfangen, desto gefährlicher konnten die Wirkungen ihrer aufgewiegelten Leidenschaften werden. Wie selten bleiben Menschen von halb aufgeklärten Religionsbegriffen in den Gren-

zen weiser Mäßigung! Viele wollten zwar das Bessere, aber sie kennen es noch nicht recht. Viele wünschen Aufklärung, aber sie übereilen dieselbe. Noch Andere lassen sich auf gut Glück von dem großen Strome mit forttreiben, ohne zu wissen, wohin er sie führen wird. — Dieß war auch hier der Fall. Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, der stets einen unbefangenen Blick behielt, sahe die neuen Auftritte mit bedenklichem Mißtrauen an. Auf die, von Konrad Held bei ihm angebrachte Klage über so manche eingerissene Unordnung, glaubte er nicht länger säumen zu müssen, zweckdienliche Maßregeln zu nehmen. Nie seinen Einsichten, so groß sie auch waren, zu viel trauend, und gewohnt, über Gegenstände, die eigentlich außer seiner Sphäre lagen, sachverständiger Männer Urtheil einzuholen, blieb er auch im gegenwärtigen Falle diesem löblichen Grundsatze treu. Er beauftragte die vorzüglichsten Theologen Wittenbergs, Philipp Melanchthon, Nicolaus Ambsdorf, Justus Jonas, Johann Dolscius und D. Karlstadt, die Sache sorgfältig zu untersuchen und so viel möglich Ruhe, Eintracht, Ordnung wieder herzustellen. Auch wurde den genannten Theologen der Rechtsgelehrte D. Schurf zugesellt. — Nachdem diese Männer mit einigen Ordensvorgesetzten der Augustiner Rücksprache genommen hatten, holten sie auch die Meinungen der Gegenpartei ein und statteten dann Bericht an den Kurfürsten ab. — Allein selbst Friedrich der Weise kam über die Sache nicht ins Klare. Viele der genannten Theologen hatten verschiedene Ansichten, und legten diese dem Kurfürsten vor. Die Meisten billigten das Verfahren der Mönche,

and riethen sogar Friedrichen, daß er, als Landesherr, selbst eingreifen und sowohl die Messe als andere kirchliche Mißbräuche abschaffen möchte. Dolscius hingegen fand es rathsamer, die alten Gebräuche einstweilen beizubehalten, ob er gleich hinzusetzte: „man könne es dem Gewissen eines Jeden anheim stellen, ob er z. B. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (Brod und Wein) oder unter einerlei Gestalt (Brod) genießen wolle. Wenn man, sagte er, dergleichen willkührliche Neuerungen gegen Kirchengebräuche gestattet, so werden wohl bald auch ähnliche Eingriffe in die Rechte der weltlichen Macht geschehen.“

Die Domherren erhoben ebenfalls ihre alten Klagen über diese Neuerungen, und der Kurfürst glaubte sie um so weniger ungehört von sich weisen zu müssen, jemehr sein eifriges Streben immer dahin ging, Niemanden auf irgend eine Weise in seinen Gerechtsamen zu beeinträchtigen und sich dadurch den Vorwurf der Ungerechtigkeit zuzuziehen. Er hielt es für das Beste, zwischen den entgegengesetzten Parteien, wofern es nur immer möglich wäre, einen friedlichen Vergleich zu stiften.

Der damalige Bürgermeister zu Wittenberg, Christian Bayer, ein einsichtsvoller Rechtsgelehrter, erhielt den Auftrag vom Kurfürsten, diesen Friedensvergleich zu Stande zu bringen. Friedrich ließ durch diesen Mann die Theologen versichern, daß er, als ein christlicher Fürst, alles zu thun bereit sey, was zur Ehre Gottes und zur Befestigung des christlichen Glaubens beitragen könne; aber man müsse sich bei einer so hochwichtigen Sache sorgfältig vor jeder Uebereilung hüten. Er au

herte dabei seine Bedenklichkeiten gegen die Abschaffung der Messe, und fand besonders darin einen Anstoß, daß doch die Klöster des Messehaltens wegen gestiftet wären. Wenn man aber die Messen abschaffen wollte, so würde dieß auch berechtigen, den Kirchen und Klöstern ihre bisherigen Einkünfte zurückzuhalten. Die Theologen sollten daher die Sache reiflich überlegen, damit Niemand in seinen Rechten gekränkt, alle Unordnung vermieden würde, und der edle Kirchenfriede ungefährdet bliebe.

Diese Vorstellungen thaten auf die Theologen nicht die gewünschte Wirkung. Sie bestanden immer noch fest auf Abschaffung aller Messen und anderer kirchlichen Mißbräuche, ohne sich jedoch bestimmt über den schwierigen Punkt zu erklären, ob der Kurfürst die Kirchen- und Klöster Einkünfte für sich behalten oder solche den Kirchen und Klöstern lassen sollte.

Die erneuerten Beschwerden der Domherren bestimmten endlich den Kurfürsten dahin, daß er durch Bayern die Verordnung ergehen ließ: man solle von allen Neuerungen in dem Aeußerlichen der Religion (wir nennen es jetzt mit einem, aus der lateinischen Sprache entlehnten Worte Cultus) abstehen, bis der gemeine Mann sorgfältiger und gründlicher über dergleichen Gegenstände belehrt seyn würde. Die Vertheidiger des neuen Cultus hingegen sollten die Erlaubniß haben, ihre Ansichten durch Predigten, Schriften und gelehrte Gespräche in Umlauf zu bringen, sich aber bei diesem Geschäfte eine weise Mäßigung empfohlen seyn lassen, und nie vergessen, daß es die größte Tyrannei sey, seine

Ueberzeugungen, und wären sie auch die richtigern, Andern aufdringen zu wollen.

Diese Gedanken des Kurfürsten sind eines so weisen Mannes allerdings würdig, und wurden stets von andern weisen Fürsten in Anwendung gebracht. Schade, daß bereits die Gemüther zu sehr erhitzt, die Parteien gegen einander zu sehr erbittert und der Geist des Volks zu weit aus seinen bisherigen engen Schranken herausgerissen worden war, um auf eine dauerhafte Ruhe rechnen zu können.

Noch zu Ende dieses Jahres (es war in den Weihnachtsfeiertagen 1521) brachen in Wittenberg jene Unruhen aus, welche in der Reformationsgeschichte unter dem Namen der Bilderstürmerei so bekannt sind. Sie waren ein Werk Karlstadt's und einiger andrer Schwärmer, eines Nicolaus Storch, Thomas Stübners und Thomas Münzers, welche sich um diese Zeit in Wittenberg eingefunden hatten, sich göttlicher Offenbarungen rühmten und auf einmal Alles in der Kirche umgestaltet haben wollten. Mit diesen Leuten stürmte Karlstadt nebst einem Haufen wilder Studenten in die Schloßkirche, zerschlug alle Bilder, riß die Verzierungen von den Altären, trieb die Messpriester hinweg, mißhandelte die Widerseßlichen und — theilte hernach das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus.

Die genannten Schwärmer setzten das Ansehen der heiligen Schrift, welche sie das äußere Wort nannten, dem innern Worte, d. h. ihren Eingebungen, nach, träumten von einem weltlichen Reiche Christi auf Erden, verwarfen und verachteten alle Gelehrsamkeit,

weil das innere Wort den Menschen allein leiten müsse, wollten die Obrigkeit abgeschafft haben und dergleichen mehr. — Karlstadt, vermuthlich begierig sich durch etwas recht Sonderbares auszuzeichnen, wollte nicht mehr Doctor, sondern bloß Andreas genannt seyn; er ging zuweilen auf ein benachbartes Dorf, spaltete Holz, fuhr Dünger, ackerte, pflügte und spielte in Allem eine vollkommene Bauernrolle.

Alle diejenigen, welchen die gute Sache am Herzen lag, baten nun Luthern dringend, er möchte nach Wittenberg eilen, um diesem Unwesen zu steuern. — Luther hielt es für Pflicht, dieser Aufforderung Gehör geben zu müssen; er verließ die Wartburg zu Anfange des März 1522 und eilte nach Wittenberg.

Er hatte weder des Kurfürsten Erlaubniß zu dieser Reise erwartet, noch auch den ihm unterwegs entgegen gekommenen Befehl Friedrichs des Weisen, die Reise einzustellen, befolgt. Die Gefahr schien ihm zu dringend; die Besorgniß, der wohlthätigen Früchte seines begonnenen Werks durch Unbesonnenheiten schwärmerischer Thoren beraubt zu werden, verdrängte alle andere Rücksichten, und er schrieb von Borna aus an seinen Landesherrn einen Brief, welcher äußerst charakteristisch ist, und zugleich zum Beweise dient, welches hohe Vertrauen auf Gott seine ganze Seele erfüllte.

„Nun ich sehe, heißt es in dem Briefe, daß der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Handbreit räume, muß ich aus Noth meines Gewissens anders dazuthun. Ich habe Ew. Kurfürstl. Gnaden genug gethan, daß ich dieß Jahr gewichen bin, Ew.

Kurfürstl. Gnaden zum Dienst; denn der Teufel weiß fast wohl, daß ichs aus keinem Zag (nicht aus Furcht) gethan habe. Solches sen E. K. G. geschrieben, der Meinung, das E. K. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ja, ich hatte, ich wollte Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. G. könnte und wollte schützen, wollte ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen; Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschlich Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich auf keinerlei Weise E. K. G. für den Mann halten, der mich schützen und retten könnte u. s. w."

So freimüthig schrieb Luther an einen Fürsten, der sein Landesherr war, und außer welchem er keinen andern Beschützer auf Erden hatte.

Nur das höchste Vertrauen auf Gott, nur die festeste Zuversicht auf die Gerechtigkeit seiner Sache und nur die innigste Ueberzeugung von der Reinheit seiner Absichten konnten Luthers Herzen solche Ergießungen entlocken.

Und als er nun zu Wittenberg (am 7. März 1521) wirklich ankam, der so lang Entbehrte, der so heiß Ersehnte, da zeigte sich erst recht auffallend, welch ein Mann er war.

Seine wiederholten Predigten, mit Nachdruck, aber großer Mäßigung gehalten, wirkten mit unwiderstehlicher

Kraft. Seine Vernunft beschwichtigte die Unvernunft, seine Kaltblütigkeit dämpfte die Fieberhitze der Schwärmer, seine weise Schonung gewann die Irregeleiteten, und seine Festigkeit siegte über die Widerspenstigen.

Wer vernimmt nicht gern Worte und Ermahnungen, bei einer solchen Veranlassung gesprochen und gegeben!

„Nicht Jedermann, lieben Brüder, sagt Luther, muß thun was er Recht zu thun hat, sondern muß sehen, was seinem Bruder nützlich und förderlich ist. Denn wir sind nicht alle gleich stark im Glauben, und darum sollen wir Geduld tragen mit unserm Bruder und nicht allein gen Himmel fahren, sondern unsre Brüder, die jetzt nicht unsers Glaubens und unsre Freunde sind, auch mitbringen.“

„Ich hätte es nicht so weit getrieben, als es geschehen ist, wäre ich hier gewesen. Die Sache ist wohl gut, aber das Eilen ist zu schnell.“

„Alle die haben geirrt, die dazu geholfen haben, die Messe abzuthun; nicht daß es nicht wäre gut gewesen, sondern, daß es nicht ordentlich gethan ist. Du sprichst, es ist recht aus (nach) der heiligen Schrift; ich bekenne es auch; aber wo bleibt die Ordnung? Denn es ist in einem Frevel geschehen ohne alle Ordnung, mit Aergerniß des Nächsten.“

„Die Liebe soll nicht streng fahren und mit Gewalt abreißen; aber predigen soll mans, schreiben und verkündigen, daß die Messe, in der Weise (nach der bisherigen Art) gehalten, sündlich ist. Doch soll man Niemanden mit den Haaren davon ziehen oder reißen; denn

Gott soll mans übergeben und sein Wort allein wirken lassen. Summa Summarum, predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich Niemand, denn der Glaube will unge- nöthigt angenommen werden."

Die Kirchenverbesserung fand inzwischen, trotz der unversöhnlichen Feindschaft, mit welcher mehrere deutsche Reichsfürsten, besonders die Herzöge Georg von Sachsen*) und Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel ihr entgegen wirkten, von Jahr zu Jahr, in und außer Deutschland, immer größern Beifall. Das neue Testament war jetzt in Jedermanns Händen, und man konnte nun selbst prüfen. Der gelehrte Melanchthon hatte kurz vorher, ehe Luther (im Jahr 1522) die erste Ausgabe seines neuen Testaments drucken ließ, eine Schrift in lateinischer Sprache**) geschrieben,

*) Herzog Georg von Sachsen ließ alle die, welche Luthers Lehre vertheidigten oder predigten, verhaften; er gebot, daß alle Kinder seiner Unterthanen von Schulen und Universitäten zurückgerufen werden sollten, wo man Verdacht hatte, daß Luthersche Grundsätze verbreitet würden. Ein Leipziger Professor, Namens Kröschel, wurde auf des Herzogs Befehl eingezogen, weil er Luthers Lehren in seinen Vorlesungen vorgetragen hatte. Als Kröschel die Lutherschen Lehren zu vertheidigen suchte, wurde er des Landes verwiesen. Ein Buchhändler, Namens Hergot, der Luthers Schriften gegen den Befehl des Herzogs verkauft hatte, wurde (1524) zu Leipzig öffentlich hingerichtet.

**) Ph. Melancthonis loci communes rerum theologicarum. Viteb. 1521. und hernach sehr oft in verbesserter Gestalt aufgelegt. Für den gelehrten Forscher ist die Vergleichung der ältern und neuern Ausgaben dieses Werkes, von welchem wir sogar eine eigene Literaturgeschichte besitzen, sehr lehrreich, indem man die Fortschritte Melancthons und seiner Partei in der Aufklärung, daraus am besten beurtheilen kann.

welche die wesentlichen Lehren der Religion in gedrängter Kürze und lichtvoller Klarheit darstellte.

Ueberaus groß waren die Wirkungen, welche dieses treffliche Buch zum Vortheil der Wahrheit hervorbrachte. —

Wenn Luther durch seine populären Schriften vorzüglich auf den gemeinen Mann wirkte, so arbeitete dagegen Melanchthon mehr für den gebildeten Theil.

„Männer von wissenschaftlicher Bildung, schreibt von Woltmann, welche den rauhen Ton Luthers und noch mehr jede Theilnahme des großen Haufen an religiösen Streitfragen scheuten, fühlten sich durch die schöne Schreibart und den sanft aufklärenden Geist in dieser Schrift angezogen. Auch fanden die furchtsamen Seelen, welche vor allen Neuerungen erschrafen, sich unvermerkt durch sie für die wieder aufgelebte Wahrheit gewonnen, indem sie im Zusammenhange einer Religion erschienen, welche so viele Jahrhunderte hindurch als göttlich war verehrt worden. Besonders aber wurden diese Hauptartikel der christlichen Kirche darum so wichtig, weil durch sie nun ins Reine gebracht war, wodurch sich die Sätze des neuen Glaubens von dem alten System unterschieden, und die Forscher, welche jenem anhängen, nun die Lehren ihrer Partei nach einer lichtvollen Anordnung überschauen konnten.“

Es verdient hierbei noch bemerkt zu werden, daß auch Luther der eben gedachten Schrift Melanchthons völlige Gerechtigkeit widerfahren ließ, jederzeit mit einer Art von Enthusiasmus davon sprach, solche allen Got-

tesgelehrten als die, nächst der heiligen Schrift, reinste Quelle der Religionskenntnisse empfahl und öfters sagte: „mögen alle meine eignen Bücher verbrennen, wenn nur dieß Buch Melancthons bleibt.“

In eben diesem Jahre (1521) mußte indeß Luther erfahren, daß nicht allein die theologische Facultät zu Paris ihn und seine Lehren verdammt, sondern daß sich auch selbst ein gekröntes Haupt, König Heinrich VIII. von England, für seinen öffentlichen Gegner in einer besondern Schrift gegen ihn erklärte.

Die Pariser Facultät hatte mehr als hundert Sätze aus seinen Schriften ausgezogen und sie alle als irrig, unchristlich, ärgerlich und keßerisch verdammt, ohne übrigens einen einzigen Beweis dafür anzuführen. Melancthons Vertheidigung dagegen unter dem Titel: *adversus Parisiensium Theologastrorum decretum* (wider das Urtheil der Pariser Akertheologen) war kurz und bündig, wie man es an ihm gewohnt war.

Gegen Heinrich VIII. vertheidigte sich Luther selbst. Der König hatte nämlich einen Traktat zur Behauptung der 7 Sakramente wider eine andere Schrift Luthers *de captivitate babylonica* (von der babylonischen Gefangenschaft) geschrieben, solche an den Pabst geschickt und dafür den Titel: *defensor fidei* (Beschützer des Glaubens) erhalten.

Luther hingegen behandelte seinen königlichen Widersacher bloß als schlechten Schriftsteller (denn die Schrift war wirklich schlecht), aber er that dieß auf eine Art, welcher wir unsern Beifall durchaus

versagen müssen. Der König hätte immer von Luthern in seiner literarischen Blöße dargestellt werden können, aber Anzüglichkeiten, dergleichen sich Luther erlaubte, konnten den Streit unmöglich entscheiden, sondern mußten, wie auch wirklich geschah, nur Erbitterung bei dem Beleidigten erzeugen. Die Entschuldigungen Luthers haben daher auch wenig Gewicht, und sein Benehmen bei dieser Gelegenheit bleibt ein unvertilgbarer Flecken in seinem Leben.

Rühmlicher für ihn sind einige andere, bald hernach ausgearbeitete Schriften, welche die Verbreitung richtiger Religionskenntnisse beabsichtigten. Im Jahr 1525 nämlich erschien die Schrift: „Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde,“ in welcher er seine Gedanken von Verbesserung des öffentlichen Cultus eröffnete. Er gab den Predigern in diesem Büchlein Vorschriften, wie sie ihre Religionsvorträge einrichten, das Lesen der heiligen Schrift gehörig eintheilen und durch die Kirchengesänge mehr Erbauung zu befördern suchen sollten. Uebrigens rieth er, bei Anordnung des Gottesdienstes auf die verschiedenen Fähigkeiten und Bedürfnisse der Gemeinden sorgfältige Rücksicht zu nehmen.

Sein in dem nämlichen Jahre verfaßtes Taufbüchlein enthielt sehr zweckmäßige Vorschriften über die bessere Einrichtung dieser ehrwürdigen Handlung. Gleichwohl wollte er von den bisher dabei üblichen Gebräuchen wenig abgeändert wissen. „Der schwachen Gewissen zu schonen, sagt er, laß ichs fast so bleiben (wie es bisher gewesen), damit sie nicht klagen, ich wollte

eine neue Taufe einsehen, und die, so bisher getauft sind, tadeln, als die nicht recht getauft wären.“

Wichtiger aber schien es ihm, Abänderungen bei der öffentlichen Feier des heiligen Abendmahls zu machen. Er hielt es für schädlich und der Anordnung Christi zuwider, dem Volke den Kelch zu entziehen, oder das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten, welches Gott gebracht werde. Dennoch ließ er dabei viele alte Gebräuche der römischen Kirche, z. B. das Räuchern, das Anzünden der Kerzen, das Emporheben des eingesegneten Brodes und Kelches, selbst den Gebrauch der lateinischen Sprache statt finden, — alles, wie er selbst sagt, um der Schwachen willen. Die mehresten beim Abendmahle üblichen alten Gesänge und Gebete wurden ebenfalls beibehalten, wofern sie nur nicht ganz unzumuthig waren. —

Luther wünschte auch die Zahl der so häufigen Feiertage verringert zu sehen, und wollte die Tage der Apostel und Heiligen auf die Sonntage verlegt wissen. Er sah also schon damals ein, wie nachtheilig die vielen Feiertage der arbeitenden Klasse in der bürgerlichen Gesellschaft wären, und wie viele Veranlassung dieselben zum Müßiggange und andern damit verbundenen Ausschweifungen gaben.

Seine Verordnung über die Verwendung der Kirchen- und Klostergüter gab einen neuen Beweis von seinen gereiften Einsichten ab.

Da jetzt viele Klöster leer standen, und in den Kirchen die Gebräuche, um deren willen die meisten milden Stiftungen gemacht worden waren, abgeschafft wurden,

so hatte die Habsucht mehrerer sächsischer Edelleute diese Einkünfte an sich gerissen. Dadurch war Luthers Feinden Gelegenheit gegeben worden, über die Ungerechtigkeiten, welche dessen neue Lehre veranlasse und begünstige, laute Klagen zu führen. Luther schickte daher im Jahr 1523 an den Stadtrath zu Leißnig in Sachsen einen Plan über diesen Punkt, und that den Vorschlag, alle Klöster eingehen zu lassen, indem man jedem Mönche erlaubte, das Kloster zu verlassen und keinen andern mehr darin aufzunehmen. Doch sollten diejenigen, welche Alters wegen die Klöster nicht verlassen könnten und Gewissens halber nicht verlassen wollten, weder hart behandelt noch ausgestoßen werden, sondern, wie bisher, ihren Unterhalt bekommen. Auch hielt er es für billig, daß denen, welche dem Kloster Vermögen zugebracht hatten, ihr Eingebrauchtes ersetzt und dann erst der Ueberschuß zu einer allgemeinen Armenkasse des Landes verwendet würde. Größere und ansehnlichere Stiftungen, als Bisthümer, Stifte u. s. w., welche über Land und Leute geböten, wollte er in weltliche Herrschaften verwandelt oder die Güter derselben unter die verarmten Erben und Freunde der ersten Stifter derselben vertheilt haben. Bettelklöster, welche sich gewöhnlich in den Städten befanden, sollte man, nach seinem Vorschlage, in Schulen verwandeln.

Ein neues und gewiß sehr bedeutendes Verdienst erwarb sich Luther um die Aufklärung und Religion, durch seine Sorge für zweckmäßige Gesänge bei dem öffentlichen Gottesdienste. Schon der Umstand,

daß die bisherigen in lateinischer Sprache abgefaßt waren, kann die Unzweckmäßigkeit derselben für das gemeine Volk hinlänglich beurkunden. Wenn man auch nicht wüßte, daß ihr sonstiger Gehalt äußerst gering und dieselben zu Ausbreitung fruchtbarer Religionswahrheiten, zur Erweckung frommer Gefühle gar nicht geeignet waren. Wie hätten die Mängel solcher Gesänge Luthers Aufmerksamkeit entgehen können? Wie hätte sein frommes Herz nicht eifrig wünschen sollen, dem gemeinen Manne statt dessen, was ihm theils ganz unverständlich, theils auch ganz unerbaulich war, etwas Besseres in die Hände geben zu können? Er selbst war, wie bekannt, ein guter Liederdichter seiner Zeit, und hatte schon, bei mehreren Gelegenheiten und Ereignissen seines eignen Lebens, die Gefühle seines Herzens in frommen Gesängen ergossen. Er wollte sich bald selbst im Glauben durch sie stärken oder im Guten befestigen, oder auch, bei widerigen Vorfällen, in der Geduld üben und sich selbst trösten. Er hatte die eigene Erfahrung gemacht, wie sehr man sich durch diese Beschäftigungen veredele, und glaubte daher, daß auch Andere durch eine fromme Muse veredelt werden würden. Und so gab er denn im Jahr 1524 eine kleine Sammlung von Kirchenliedern heraus, welche man als das erste Luthersche Gesangbuch ansehen kann.

Freilich war dieser Anfang nur gering, denn das Gesangbuch bestand nur aus acht Gesängen, welche nicht einmal alle Luthern zum Verfasser hatten. Luther war jedoch bei demselben zugleich für Melodien besorgt gewesen. Bekanntermaßen gehörte er nicht nur unter die

Liebhabe", sondern auch unter die Kenner der Musik und kannte also aus eigener Erfahrung die großen Wirkungen der Tonkunst auf das menschliche Gemüth. Er ließ daher von dem kurfürstlichen Kapellmeister, Johann Walther, die ersten Melodien verfertigen, und zugleich mit dem Gesangbuche öffentlich bekannt machen.

Sein Beispiel ist in der Folge, wie Jedermann weiß, selbst von der römisch-katholischen Kirche nachgeahmt, und auch bei ihren öffentlichen Gottesverehrungen der deutsche Gesang eingeführt worden.

Inzwischen war das Augustinerkloster, in welchem Luther bisher zu Wittenberg gelebt hatte, von Mönchen ganz verlassen worden. Nur der Prior desselben, Johann Präzger, und Luther selbst blieben noch übrig. Luther übergab jetzt das Kloster dem Kurfürsten, Friedrich dem Weisen, und bat denselben, er möchte dem Prior für den Rest seiner übrigen Tage einen Platz darin vergönnen, welches auch geschah. Luther verließ hierauf sein Kloster*), und erschien (am 20. Sonntage nach Trinitatis 1524) zum erstenmale mit einem Priesterrocke bekleidet, den ihm der Kurfürst geschenkt haben soll, in der Kirche. —

Luthers mächtiger Feind, Pabst Leo X., war indeß von dem Schauplatz abgetreten **). Sein Nachfolger,

*) Er bekam jedoch das Klostergebäude vom Kurfürsten zum Geschenk.

**) Er starb 1521, wahrscheinlich an beigebrachtem Gift. Man findet mehrere Nachrichten von ihm in Bowers unparteiischer

Adrian VI., ein Niederländer von Geburt, verdankte seine jetzige Würde dem Kaiser Karl V., dessen Erzieher er gewesen war. Er wurde allgemein für einen sehr gelehrten und rechtschaffenen Mann gehalten, und es ist auch nicht zu leugnen, daß er die Gebrechen der römischen Kirche eben so gut einsah, als er bereitwillig schien, ihnen nach allen Kräften abzuhelfen. Allein in Beziehung auf Luthern und seine Anhänger dachte er ganz wie ein Pabst.

Auf dem Reichstage, welcher im Jahr 1522 zu Nürnberg gehalten wurde, hatte er sich zwar für die Abstellung vieler kirchlichen Mißbräuche erklärt, hatte geradezu gestanden, daß unter den Geistlichen und Prälaten kein einziger gewesen, der etwas Gutes gethan; — allein er beschwerte sich zugleich durch seinen Nuntius bei den deutschen Reichsständen sehr bitter über die Saumseligkeit, mit welcher in so vielen Provinzen Deutschlands das Wormser Edikt gegen Luthern und seine Anhänger vollzogen worden sey. Er suchte daher alle Beweggründe hervor, um den Eifer der auf dem Reichstage anwesenden Fürsten zur Ausrottung der neuen Ketzerei zu entflammen. Der Nuntius führte den Reichsständen zu Gemüthe, daß die Luthersche Lehre nicht allein alle Macht der Geistlichkeit untergrabe, sondern auch

Historie der römischen Päbste (a. d. Engl. in 4. Magdeb.) 10ter Theil. Auch besitzen wir eine lesenswerthe Biographie desselben von Roscoe, welche aus dem Italienischen bereits vor mehrern Jahren übersezt, und mit Anmerkungen begleitet worden ist.

offenbar den Umsturz der weltlichen Macht bewirken müsse. — Diese Rede that jedoch keineswegs die beabsichtigte Wirkung. Die Reichsstände legten vielmehr dem Papste alle die Beschwerden schriftlich vor, welche bisher gegen ihn und die Mißbräuche der Kirche vorgebracht worden, und deren nicht weniger als hundert waren.

Diese Beschwerden oder Klagpunkte (gravamina) bezogen sich zwar meist auf die Mißbräuche der geistlichen Gerichtsbarkeit und besonders des Bannes, unzählige Gelderpressungen, die Bettelorden, die ärgerlichen Sitten der Geistlichkeit u. s. w. Einige standen jedoch auch in einer nähern Beziehung auf die Religion selbst, und die Mißbräuche bei derselben, z. B. daß so viele Dinge von dem Papste entweder geboten oder verboten wären, wovon man in der heiligen Schrift keine Vorschriften finde, deren Verbindlichkeit man wiederum mit Geld abkaufen könne. — Das Volk werde durch den Ablass nicht nur um sein Vermögen gebracht, sondern auch zu vielen schweren Sünden, Raub, Mord, Meineid und dergleichen verführt. Die besten Pfründen gebe man ungeschickten Leuten, welche die Pfarrstellen wieder mit untüchtigen Priestern besetzten, die das arme Volk statt des göttlichen Wortes mit abgeschmackten Legenden und dergleichen unterhielten.

Diesen Beschwerden fügten die Reichsstände die merkwürdige Klausel bei: dergleichen unerträgliche Lasten könnten in Deutschland nicht länger geduldet werden; und die Reichsstände wären entschlossen, zu ihrer Hinwegräu-

mung selbst Hand anzulegen, wosern es der heilige Vater nicht thun würde. —

Eine solche Wendung hatte der päpstliche Nuntius freilich nicht erwartet. Er mußte sich überhaupt auf diesem Reichstage manche Demüthigungen gefallen lassen. So hatten z. B. einige Prediger zu Nürnberg während des Reichstages nach Lutherschen Grundsätzen gepredigt und dem Volke beim Abendmahle auch den Kelch gereicht. Der Nuntius verklagte deshalb 5 Prediger, und verlangte vom Stadtrathe, daß sie gefänglich eingezogen und nach Rom geliefert werden möchten. Allein er erhielt die eben so unerwartete als unerwünschte Antwort: Man sey entschlossen, die Prediger mit Gewalt wieder zu befreien, wenn sie mit Gewalt verhaftet würden. Auch konnte, in Absicht Luthers, die widrig gesinnte Partei nichts durchsetzen. An die Vollziehung der Reichsacht (des Wormser Edikts) war also nicht zu denken, und der Herzog von Sachsen ließ durch seinen Gesandten vergebens um die Vollstreckung desselben ansuchen.

Der päpstliche Nuntius verließ endlich, voll Verdruß, den Reichstag, ehe er noch geendigt war, um wenigstens der Verlegenheit zu entgehen, die hundert Beschwerden der Reichsstände annehmen und dem Pabste übergeben zu müssen.

Pabst Adrian VI. nahm inzwischen seine Zuflucht zum Kaiser, da sein Nuntius auf dem Reichstage so wenig ausgerichtet hatte. Bei wem hätte er wohl auch mehr Bereitwilligkeit vermuthen können, seinen Absichten zu entsprechen, als bei dem Fürsten, welcher ihm seine frühere Bildung verdankte? Er führte daher bei dem Kaiser

sehr bittere Klagen über diejenigen Reichsstädte, welche Luthers Lehre am meisten zu begünstigen schienen, Nürnberg, Augsburg und Straßburg. Aber leider fand er sich selbst bei Karl in seinen Erwartungen betrogen.

Auch des Kaisers Bruder, Ferdinand, war jetzt mit den Türken und Ungarn zu sehr beschäftigt, und brauchte die, der Lutherschen Lehre ergebenden Reichsstände zu nöthig, als daß er sie nicht schonender hätte behandeln sollen, als der Papst wünschte.

Dieses Oberhaupt der Kirche trat auch zu früh wieder vom Schauplatz ab, um der Reformation weiter schaden zu können. Adrian, welcher die päpstliche Würde nur ungern angenommen hatte, starb im September des Jahres 1525, wie man glaubt ebenfalls an Gift. Ein italienischer Geschichtschreiber, Pallavicini, urtheilt von ihm: er sey ein guter Priester, aber ein mittelmäßiger Papst gewesen. *)

Sein Nachfolger war wieder aus der berühmten Familie der Mediceer, von welcher die Leser bereits wissen, daß sie schon einen ihrer Abkömmlinge auf dem päpstlichen Stuhle gesehen hatten (nämlich Leo X.), und nannte sich jetzt Clemens VII.

Dieser Papst beschickte den neuen oder vielmehr fortgesetzten Reichstag zu Nürnberg (1524) durch seinen Legaten, den Cardinal Campeggio (Campejus).

Die Hauptperson auf dem Reichstage indeß, der

*) Eine Lebensbeschreibung Adrians VI. findet man im 5ten Bande von Schröckhs allgemeiner Biographie, welcher auch das Bildniß des Papstes beigelegt ist.

Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, war schon abgereiset, als der Kardinal in Nürnberg anlangte. Dieser schrieb daher an den Kurfürsten einen sehr feinen Brief (denn er galt für einen schlauen Kopf und guten Redner, der auch schon bei mehreren Verhandlungen gebraucht worden war), und legte seinem Briefe zugleich ein Schreiben des neuen Papstes bei, worin der Kurfürst dringend aufgefordert wurde, die alte Lehre nach dem Beispiele seiner glorreichen Vorfahren zu unterstützen und zu erhalten.

Vor den Reichsständen erklärte Campeggio, er habe die Reise nach Nürnberg aus besonderer Vorliebe für die deutsche Nation unternommen. Seine Sendung betreffe theils die Religion, theils den Krieg wider den Erbfeind des Christenthums, den Türken. „Ich wundre mich, sprach er, daß so angesehene und verständige Fürsten eine solche Religionsreform zugelassen haben, wodurch nun eine gefährliche Spaltung in der Kirche entstanden ist, die zulezt in allgemeine Empörung der Unterthanen gegen die Obrigkeit übergehen wird. Der Papst, fuhr er fort, tief gerührt von diesem drohenden Unglück, wünscht ernstlich, die Irregeleiteten auf den rechten Weg zurückgebracht zu sehen, und ist entschlossen, alles anzuwenden, um diesen frommen Zweck zu erreichen. Die Eintracht, beschloß er seinen Vortrag, ist um so nöthiger, da der Türke seine Eroberungen immer weiter ausdehnt.“

Diese Rede wurde von den deutschen Ständen zwar höflich, aber doch zweideutig beantwortet. Keiner wollte die drohende Gefahr zuerst erwecken, und Campeggio

ließ sich in die auf dem vorigen Reichstage übergebenen hundert Beschwerden gar nicht ein, sondern erklärte sie für eine, von den Feinden des Papstthums zusammengeraffte Sammlung von Schmähungen, welche man nicht für werth gehalten, um sie Sr. Heiligkeit in die Hände zu geben. In Privatgesprächen gab indeß der Cardinal nicht undeutlich zu verstehen, der Papst hätte beschlossen, den Deutschen gar nichts zu bewilligen, weil sonst andere Völker ähnliche Wünsche äußern, und der Forderungen an ihn kein Ende werden würde.

Unmittelbar nach dem päpstlichen Legaten trat auch der kaiserliche Bevollmächtigte auf und empfahl den Reichsständen die Vollziehung des Wormser Edikts oder der gegen Luther ausgesprochenen Reichsacht sehr dringend. Viele Stimmen widersprachen zwar der Vollstreckung desselben; allein am 18. April 1524 kam dennoch nachstehender Recesß oder Reichstagsbeschluß zu Stande:

1. Die Reichsstände versprechen, das Wormser Edikt so viel wie möglich zu befolgen, besonders alle Schmähschriften zu verhüten, und wenn dergleichen dennoch erschienen, sich deshalb an das Reichsregiment zu wenden, welches beauftragt ist, diesem Uebel Abhülfe zu thun.

2. Die Reichsstände erkennen es für höchst nothwendig, daß eine freie Kirchenversammlung zusammenberufen werde, von welcher auf dem nächsten Reichstage zu Speier (der auf den November festgesetzt war) das Weitere verabredet werden solle.

3. Jeder Reichsstand soll während dieser Zeit die Bücher der neuen Lehre untersuchen, und gelehrte Män-

ner auswählen, um Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden.

4. Auf dem nächsten Reichstage zu Speier sollen die Beschwerden gegen den päpstlichen Hof und die deutsche Geistlichkeit von den weltlichen Ständen gewissen Deputirten übergeben und ihnen überlassen werden, solche Maßregeln zu ergreifen, daß die Sache zu einem endlichen Schlusse gebracht werden könne.

5. In Absicht der Türkenhülfe wollen die Reichsstände nicht eher einen Entschluß fassen, bevor sie nicht mit ihren Unterthanen darüber sich berathschlagt haben.

Der Kardinal Campeggio war mit diesem Reichstagsbeschlusse sehr unzufrieden und machte mancherlei Einwendungen und Gegenvorstellungen; allein sie halfen nichts, und auch er hatte zu Nürnberg noch manchen andern Verdruß. Die Prediger daselbst hatten während seiner Anwesenheit nachdrücklicher als sonst auf den Kanzeln gegen das Papstthum geeifert, und mehr als 5000, nach andern Angaben 4000 Menschen, hatten am Osterfeste in dem Augustinerkloster das Abendmahl auf Luthersche Art oder also gefeiert, daß sie auch den Kelch genossen. Dieß wollte der Kardinal nicht ungeahndet hingehen lassen. Er berief daher noch in dem nämlichen Jahre (1524) einige von den Reichsständen, welche der Lutherschen Lehre am gehässigsten waren, nach Regensburg, um ein Bündniß unter ihnen zu Stande zu bringen, das die Unterdrückung aller Religionsneuerungen bezweckte. Sie setzten also obigem Nürnberger Reichstagsbeschlusse einen andern entgegen, welcher dahin ging:

„Weil das Wormser Edikt Luthers Lehre verdammt habe, so wollten sie, daß dieses Edikt befolgt, die christliche Lehre nach alter Weise gepredigt, die Ketzer aber gestraft werden sollten.“

„Die Priester, welche in den Ehestand getreten waren, und die abtrünnigen Mönche sollten nach aller Schärfe der kanonischen oder päpstlichen Rechte bestraft werden.“

„Alle Landesfinder der verbündeten Fürsten, welche in Wittenberg studirten, sollten binnen 3 Monaten zurückgerufen und die Güter derer eingezogen werden, welche sich weigern würden zurückzukommen.“

„Die verbündeten Fürsten versprechen einander ihre gegenseitige Hülfe, wenn sich irgendwo Schwierigkeiten ereignen oder Widersprechlichkeiten vorkommen sollten.“

Die verbündeten katholischen Fürsten waren: der Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers; die beiden Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig; die Bischöfe von Trient, Regensburg, Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Freisingen, Passau, Basel und Konstanz, nebst dem Cardinal Campeggio, dem eigentlichen Stifter des Bundes. —

Kaum hatte Luther von demselben Nachricht erhalten, so ließ er ein Sendschreiben an die deutsche Nation ergehen, worin er ihr geradezu sagt: sie achte ihres Heils nicht. Der Papst, schrieb er, betriegt nur die katholischen Fürsten, ob sie gleich dessen Ansehn so sehr verehrten; ich hingegen meine es gut mit ihnen, ob man mich gleich unterdrücken will. Dann giebt er den Rath: man solle kein Geld zur Türkenhülfe hergeben, weil bei sol-

dem Unwesen doch keine Hülfe von Gott (kein Sieg gegen die Türken) zu hoffen sey.

Durch ein hartes Schreiben des Kaisers, in welchem er den für die Lutheraner so günstigen Nürnberger Reichstagsbeschluß verwarf, war auch der, für den November festgesetzte Reichstag zu Speier untersagt worden, und so glimmte das Feuer der Zwietracht unter der Asche, bis es zuletzt in helle Flammen ausbrach.

Auch trat in diesem Jahre (1524) zwar nur ein einzelner, aber doch sehr bedeutender Feind gegen Luthern auf, welcher ihn mit den Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharffsinns zu bekämpfen suchte, nemlich Erasmus von Rotterdam. Dieser berühmte Mann war im Jahr 1467 geboren, wurde von seinen Vormündern gezwungen in den geistlichen Stand zu treten und begab sich in das Kloster Stein bei Gouda in den Orden der regulirten Chorherren. In der Folge studirte er zu Paris die sogenannten humanistischen Wissenschaften (alte Geschichte, griechische und römische Schriftsteller) und ging hernach in Gesellschaft zweier jungen Edelleute nach England, wo er die Bekanntschaft des berühmten Kanzlers Thomas More und mehrerer angesehenen Gelehrten machte, auch selbst bei dem Könige von England Heinrich VIII. eine günstige Aufnahme fand. Mit päpstlicher Bewilligung legte er sein Ordenskleid ab, erhielt von Kaiser Karl dem V. während seines Aufenthalts in Flandern, den Titel eines kaiserl. Raths und lebte dann meistens zu Basel.

Dieser eben so geschmackvolle als wichtige Gelehrte, von dem D. Joh. Jak. Grynäus zu sagen pflegte: er ha-

be dem Pabstthume mehr mit Scherz und Schimpf geschadet, als Luther mit all seinem Ernste, dessen Schriften so allgemein gelesen waren, daß im Jahr 1527 ein Pariser Buchhändler in wenig Monaten 24000 Exemplare seiner Gespräche (colloquia) absetzte, weil das Gerücht ging, sie würden nächstens verboten werden, war ehemals Luthers Freund gewesen und hatte sich selbst gegen den Kurfürsten, Friedrich den Weisen, sehr vortheilhaft über Luthern erklärt. Er hatte auch bereits seit 1517 in einem Briefe an den Kurfürsten, Albrecht von Mainz, gestanden, daß Luther hinlängliche Veranlassungen zu seinem Eifer gegen die Mißbräuche der römischen Kirche gefunden.

Im folgenden Jahre (1518) foderte er sogar den Kurfürsten von Sachsen zum persönlichen Schutze Luthers auf; und er war es ebenfalls, der, als der wüthende Herzog Georg von Sachsen die Lutherisch Gesinnten überall verfolgte, solches Verfahren laut mißbilligte (1523.); dennoch trat er jetzt (1524) gegen ihn in die Schranken eines gelehrten Kampfes, wie man vorgiebt, auf Veranlassung Heinrich des VIII. der Luthern seine beleidigende Schrift gegen ihn nie vergeben konnte.

Luther hatte nämlich, als gewesener Augustinermönch, aus den Schriften des Kirchenlehrers Augustinus, mit denen er sehr vertraut war, den Satz als wahr und ungezweifelt aufgestellt: daß der Mensch aller natürlichen Fähigkeiten ermangele sich zur eigentlichen Tugend zu erheben, daß alles Gute, was er thue, nur als eine Wirkung der göttlichen Gnade, des göttlichen Beistandes anzusehen sey.

Erasmus leugnete diesen Satz in einer lateinischen Schrift und zeigte mit der ihm eigenen Wohlredenheit des Ausdrucks, und Klarheit der Vorstellungen, daß eine solche Behauptung nicht allein den Aussprüchen der heiligen Schrift, sondern auch der menschlichen Vernunft widerspreche und daß man sehr gefährliche Folgen aus Luthers Behauptung ziehen könnte. — Luther blieb zwar hartnäckig seiner Lehre getreu, wurde aber gleichwohl sehr in die Enge getrieben, so daß sich in der Folge selbst seine Anhänger Mühe gaben, jenen von ihm aufgestellten Satz zu mildern oder vielmehr so zu drehen und zu wenden, daß er etwas Anderes zu sagen schien.

Indeß war dieß immer nur ein gelehrter Streit, der von Vielen nicht einmal verstanden, von Anderen zuletzt vergessen wurde.

Viel wichtiger für Luthern mußte daher ein Auftritt andrer Art seyn, welcher in dem nemlichen Jahre seinen Anfang nahm und bis zum folgenden fort dauerte, jener in der Geschichte so berühmte Aufstand der Bauern, (*tumultus rusticorum*) welcher auch unter dem Namen des Bauernkriegs bekannt ist.

„Der Aufstand und Krieg der Bauern in vielen Gegenden von Deutschland, sagt Schröckh, dessen Worte wir hier und da mit einigen Anmerkungen begleiten wollen, setzte die Reformation in eine neue Gefahr und gab zu sehr unverdienten Beschuldigungen wider Luthern Anlaß. Das Landvolk, dessen Zustand damals weit mühseliger und

mit Sklaverei verwandter als heut zu Tage war *), hatte schon seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sich in mehrern Gegenden des deutschen Reichs empört **), um eine Erleichterung seiner Drangsale zu erhalten. Jetzt kamen zu diesen bloß weltlichen Beschwerden auch solche, welche die Religion betrafen, obgleich jene immer noch die vornehmsten blieben ***). Viele unter diesen Leuten hatten eine Neigung für die evangelische Lehre gefaßt und an Luthers Schrift von der christlichen Freiheit einen besondern Geschmack gefunden. Ihre ersten Forderungen waren zwar nicht ungerecht, aber sie unterstützten dieselben bald durch die Waffen; sie mißbrauchten die Lehre von der Freiheit der Christen und das Verlangen nach einer Verbesserung der Kirche zu den grausamsten Gewaltthatigkeiten gegen die Obrigkeiten und den geistlichen Stand, und sie wurden endlich durch einige schwärmerische Köpfe, die sich unter ihnen einfanden †), mit einer unheilba-

*) Eine Schilderung desselben findet man in Sartorius Geschichte des deutschen Bauernkrieges. Berlin 1795. 8.

**) Unter dem Kaiser Maximilian I. Besonders im Jahr 1502 in den Rheingegenden.

***) Die Bauern klagten am meisten über harte Frohndienste, betrübende Abgaben, namentlich über die häufigen Zehenden, die man unter dem Vorwande der heiligen Kriege (gegen die Türken) von ihnen erpreßte. Ferner begehrten sie, daß jede Gemeinde ihre christlichen Lehrer selbst bestellen und absetzen dürfe; sie forderten Theil an Jagd, Fischfang und Benutzung der Gehölze zum Bauen und Brennen; Abstellung alles Schadens, der ihren Feldern durch die Jagd zugefügt werde; gerechte und nicht nach Gunst ertheilte Urtheilssprüche u. s. w.

†) In Schwaben, wo die Unruhen zuerst ausbrachen, war ihr Anführer, ein verlaufener Gastwirth, Namens Meier; in der Pfalz ein verlaufener Pfarrer, Eisenhut; in Franken ein ent-

ren Raserei angesteckt. Ihr Aufruhr wurde im Jahr 1525 gedämpft *).

Man hat schon seit dem 16. Jahrhunderte, wo diese traurige Begebenheit vorsiel, bis auf die neuern Zeiten darüber gestritten: inwiefern die Reformation Luthers

laufener Mönch, Pfeifer; in Thüringen der berühmte Thomas Münzer, seit 1520 Prediger in Zwickau, dann seit 1523 Prediger zu Alstedt in Thüringen, wo er vertrieben wurde, und dann nach manchen Herumwanderungen zu Mühlhausen eine Predigerstelle erhielt, jedoch den Rath daseibst, der ihm das Predigen verboten hatte, absetzte, einen neuen anordnete, und sich überhaupt einen großen Anhang machte.

*) Und zwar durch die Schlacht bei Frankenhausen, welche am 15ten Mai 1525 vorsiel. Mehrere deutsche Fürsten, unter denen sich auch der Bruder Friedrichs des Weisen, Johann, und der Landgraf Philipp von Hessen betand, rückten dort gegen die Bauern an und verlangten zuerst, daß man ihnen ihren Anführer ausliefern solle. Als dieß nicht geschah, begann die Schlacht, in welcher gegen 5000 Bauern blieben, obgleich Münzer die feindlichen Kugeln in den Ärmeln seines Mantels aufzufangen versprochen hatte. Mehr als 300 Bauern starben unter Feindes Händen, Münzer und Pfeifer aber wurden gefangen, auf die Folter gebracht, und sodann noch in dem nämlichen Jahre zu Mühlhausen mit dem Schwerte hingerichtet.

Man kann über den Bauernkrieg, außer der bereits angeführten Schrift des Sartorius, noch lesen:

P. Haarer's Bauernkrieg (Bauernkrieg) vom Jahre 1525. Frankf. 1625. 4. Der Verfasser war Secretär des Pfalzgrafen Ludwigs, und schrieb seine Geschichte gleich nach Endigung des Bauernkrieges. Sie wurde von einem Unbekannten aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt, und im Jahr 1625 aus diesem Lateinischen wieder ins Deutsche übergetragen. Diese Ausgabe ist hier angeführt. Die Materialien zur Geschichte des Bauernkrieges in Franken, Schwaben, Thüringen im Jahre 1525 (zu Chemnitz 1791) herausgekommen, enthalten brauchbare Sachen, sind aber unvollendet geblieben.

Einfluß auf den aufrührerischen Volksgelst hatte? ob sie mit demselben in einer gewissen Verbindung stand oder nicht?

Die Katholiken hielten es für ausgemacht, daß die neue Lehre Luthers mit der Empörung der Bauern wie Ursache und Wirkung zusammenhänge. Sobald man, meinten sie, dem Volke von Rechten und christlicher Freiheit täglich vorspreche; wenn man ihm ein Buch (die Bibel) in die Hände gebe, aus dem es deuten und erklären könne, was seinen Leidenschaften schmeichle, so seyen Gährungen die unmittelbaren Folgen. Ohne die Einmischung des Wittenberger Mönchs würden die etwa bestehenden Mißbräuche auf dem Wege der Güte abgeschafft worden seyn, ohne die Grundpfeiler der geistlichen und weltlichen Ordnung wankend gemacht zu haben. —

Die andere Partei hingegen, welche Luthern zugehan war, behauptete, daß diese Ansichten grundlos und einseitig wären. Die Gährungen hätten sich schon längst in verschiedenen europäischen Ländern gezeigt; Luther sey daher nichts weiter als der Dollmetscher der Stimme der Mehrheit, das Organ der Volksmeinung. Was Huß hundert Jahre vorher bloß als ein vernünftiger Mann vorhergesagt habe, gehe nun in Erfüllung. Man könne den jetzigen Volksaufstand Luthern um so weniger zur Last legen, da nicht einmal die Reformation ganz allein auf seine Rechnung geschrieben werden dürfe. Es möchte freilich gerade der Ton seiner Predigten, diese Art von Volksschriften zum Ausbruch der Unruhen mitgewirkt haben, wo aber der Krankheitsstoff schon

so lange vorhanden gewesen, da wäre es thöricht zu sagen: es sey die Krankheit erst erzeugt worden.

„Luthers Stimme, sagt Sartorius in seiner Geschichte des Bauernkrieges, wie gellend und schreiend sie auch immer war, und wie im guten Verhältnisse sie auch zu den Ohren des Volks stand, hätte doch noch dreifach gellender seyn können, und sie würde sehr wirkungslos verhallt seyn, wenn nicht die Stimmung der Gemüther damals bestanden hätte, wie sie bestand, die einzig die Reformation möglich machte. — Nicht also Luther oder die Lutherschen Prediger waren Schuld an dem Aufruhr in Deutschland, sondern die mannigfaltigen Gebrechen in der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung brachten jene unglückliche Gährung hervor.“ —

Leugnen will und kann man dessen ungeachtet nicht, daß Luthers Predigten und Schriften nicht Einiges mit beitrugen; aber nur in einem kleinen Maß und nur insofern sie Befreiung von den vielen Uebeln verhiessen. Ohne jene angeführten Ursachen wären die Unruhen nie ausgebrochen, und wer es noch bezweifeln könnte, dem muß man sagen, daß ähnliche Unruhen durch Deutschland und benachbarte Länder sich schon zu Ende des 15ten Jahrhunderts gezeigt hatten, die also früher da gewesen waren, ehe Luther gelehrt, ehe er seine Sätze in Wittenberg angeschlagen, ja, ehe er selbst das Licht der Welt erblickt hatte.

Ehe noch diese Unruhen gänzlich gestillt waren, verlor Luther seinen großen und geliebten Landesheerrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, welcher am 5ten Mai

1525 im noch nicht vollendeten 65sten Jahre seines Alters starb. „Unter seinem Schutze und Schirme, spricht Luther, ging das Evangelium glücklich von Statten, und nahm allenthalben überhand; denn sein Name und großes Ansehen bewegte die Leute sehr (machte einen großen Eindruck auf die Menschen), und dieweil er ein weiser und kluger Fürst war, der weit sah, konnte Niemand leichtlich von ihm argwöhnen, daß er Keger und Ketzerei unter ihm leiden oder handhaben würde.“

„Klugheit und Gottesfurcht, sagt von Secken-
dorf (in seiner Geschichte des Lutherthums), vereinigten sich bei ihm, und selbst seine äußere Gestalt erweckte Ehrfurcht, so wie sein ganzes Betragen einnehmend war. In seiner Jugend liebte er ritterliche Uebungen, und erlangte in denselben eine solche Fertigkeit, daß er Wenigen hierin nachstand. Den Kaiser Maximilian I. begleitete er in vielen Feldzügen, und bildete sich unter ihm zum christlichen Helden. — Um die Kirchenreformation erwarb er sich dadurch ausgezeichnete Verdienste, daß er Luthern auf keine Weise hinderte, nach seiner Ueberzeugung zu lehren. Hierbei wollte er erst ruhig abwarten, wie die Vorsehung die Sache weiter leiten würde. Unterdeß ließ er sich weder durch die päpstlichen Befehle, noch die Drohungen Anderer bewegen, der Lutherschen Lehre mit Gewalt Einhalt zu thun und ihre Ausbreitung zu hindern, ob er gleich keine Veränderungen im äußern Gottesdienste machte.“

Als dieser edle Fürst, der an Spalatin, seinem Hofprediger, einen würdigen Biographen fand, anfang, Luthers Lehre zu begünstigen und man ihn warnte, sich

vor der Feindschaft des Papstes zu hüten, soll er die schöne Antwort gegeben haben: ist der Papst Gott, wie seine Anhänger behaupten, so fürchten wir uns nicht vor ihm, denn wir suchen ja seine Ehre zu fördern. Ist er ein Mensch, so haben wir Muth, uns gegen ihn zu schützen. Ist er aber der Teufel, so müssen wir ihn billig zum Feinde haben.

Als um die Wahlzeit Karls V. die Spanier hin und wieder den Råthen der deutschen Fürsten ansehnliche Geschenke machten, und dergleichen auch Friedrichs des Weissen Råthen anboten, fragten diese bei ihrem Herrn an, ob sie die Geschenke wohl annehmen dürften? „Ich will es euch nicht wehren, versetzte Friedrich, aber dann möget ihr auch nicht ferner meine Diener seyn.“ Einige Wochen vor seinem Ende soll er geäußert haben: Wenn es Gott gefiele, wollte ich gern sterben, denn es ist doch weder Liebe, Wahrheit, Glauben, noch etwas Gutes mehr in der Welt.

Als man ihn auf seinem letzten Krankenlager fragte: ob er noch ein Anliegen habe, sprach er: ich habe ein gutes Gewissen, die körperlichen Schmerzen will ich mit Geduld leiden. Die Trostsprüche, welche ihm Spalatin aufgesetzt hatte, las er zu wiederholten Malen mit großer Aufmerksamkeit.

Auch tröstete er sich über sein bevorstehendes Ende mit den Worten: der Herr hat das Leben gegeben, und kann es auch wieder nehmen.

Sein Leibarzt, Heinrich Stromer, brach nach seinem Hinscheiden in die Worte aus: „er war ein Kind des Friedens, und friedlich ist er auch verschieden.“

Sein Leichnam wurde am 9ten Mai in die Allerheiligen-Kirche zu Wittenberg gebracht, und Melanchthon hielt dem Sarg gegenüber eine lateinische Rede. Dann bestieg Luther die Kanzel, und predigte über 1 Thess. 4, 13 — 18. — Am folgenden Tage wurde die Leiche vor dem Altare beigesetzt, und Luther predigte abermals über denselben Text*).

Friedrichs des Weisen Nachfolger in der Regierung war sein Bruder, Johann, welcher unter dem Namen des Standhaften bekannt ist, und Luthers Lehre nicht nur begünstigte, sondern auch in seinen Ländern gesetlich einführte, daher man ihn mit Recht den andern Stifter und Vater der Lutherschen Kirche nennen kann. Allein von der Zeit dieses Kurfürsten Johann nimmt auch, wie Mosheim in seiner Kirchengeschichte richtig bemerkt, die Uneinigkeit der Deutschen Fürsten über Kirchen- und Religionsangelegenheiten, die vorher nicht auffallend groß gewesen war, ihren Anfang. Die Klugheit Friedrichs des Weisen hatte die Gemüther gleichsam in Fesseln gehalten; als aber sein Bruder, Johann, durch viele Schritte, die er jetzt öffentlich that, ganz deutlich zeigte, daß er die Kirche seiner Länder von der römischen völlig absondern wolle: so trennten sich plötzlich die vorher nur mittelmäßig entzweiten Gemüther der Fürsten, indem einige der alten Religion ihrer Voreltern, Andere aber der verbesserten anhängen.

*) Martin Luthers zwei Predigten über den Leich' Kurfürst Friedrichs. Wittenb. 1525. 4.

Die erstern hielten es aber jetzt für ihre Pflicht, alles Mögliche zur Ausrottung der neuen Lehre zu versuchen, und noch in demselben Jahre (1525) versammelten sich einige ihrer unversöhnlichsten Feinde zu Dessau, um sich über die zweckdienlichsten Mittel zu berathschlagen.

Die vorzüglichsten Theilnehmer an diesem Bündnisse waren der Kurfürst Albrecht von Mainz, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Herzog Georg von Sachsen, welcher dem Bunde etwas später beiträt.

Dieses Bündniß der katholischen Fürsten blieb nicht lange ein Geheimniß; aber selbst solche Reichsstände, welche Luthers Lehre noch nicht angenommen hatten, mißbilligten es, weil dasselbe die kaum erst wiederhergestellte Ruhe Deutschlands von neuem zu unterbrechen drohete. Es vereinigten sich daher mehrere Reichsstände untereinander, um den Plan des Dessauer Bündnisses zu zerstören oder doch wenigstens zu verhindern, daß das verhaßte Wormser Edikt nicht wieder in Anregung gebracht würde.

Noch schnellere Maßregeln glaubten jedoch diejenigen Fürsten nehmen zu müssen, welche Anhänger der Lutherschen Lehre waren. Kaum hatte daher der feurige Landgraf von Hessen, Philipp, von dem Dessauer Bündnisse genauere Nachrichten eingeزogen, so ließ er, im Vereine mit dem neuen Kurfürsten von Sachsen, Johann, ein Schreiben an den Herzog Georg, seinen Schwiegervater, ergehen, und erklärte ihm in sehr bestimmten Ausdrücken, daß man, trotz aller Verfolgungsplane, stand-

haft bei der evangelischen Lehre verbleiben, und sich durch keine Feindseligkeiten von dem Bekenntnisse derselben im geringsten abwendig machen lassen werde.

Auch verabredete der Landgraf von Hessen in einer Privatunterredung, welche er mit dem kursächsischen Prinzen, Johann Friedrich, zu Friedewalde hielt, daß man sich Mühe geben wolle, die übrigen Reichsstände ebenfalls auf seine Seite zu ziehen, und dadurch zu verhüten, daß man ihnen auf dem nächsten Reichstage das Wormser Edikt nicht von neuem aufdringen möchte. Und diese Absicht wurde auch wirklich erreicht.

Am 4. Mai des Jahres 1526 wurde nun auch zwischen dem Kurfürsten von Sachsen, Johann, und dem Landgrafen von Hessen, Philipp, ein Bündniß zu Torgau geschlossen, dessen Absicht dahin ging, das Evangelium in ihren Ländern lauter und rein predigen zu lassen, alle Mißbräuche der römischen Kirche abzuschaffen, und für den Glauben Gut und Blut, Land und Leute aufzuopfern; auch sich gegenseitig, wofern man von den Feinden angegriffen würde, aufs thätigste beizustehen.

Diesem Bündnisse traten am 12. Juni des genannten Jahres auch die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, Otto, Ernst und Franz; der Herzog von Mecklenburg, Heinrich; der Fürst von Anhalt, Wolfgang; die beiden Grafen von Mansfeld, so wie die Stadt Magdeburg bei.

Nachdem dieß Bündniß *) zu Stande gebracht worden war, begaben sich der Kurfürst von Sachsen und

*) Man findet es beim Seckendorf (Geschichte des Lutherthums)

Landgraf von Hessen auf den neuen Reichstag zu Speier, welcher am 25. Juni 1526 seinen Anfang nahm, ob er gleich schon auf den 1. Mai dieses Jahres angesetzt war. Der Kaiser hatte den Reichsständen versprochen, er wolle persönlich erscheinen; allein anderweltige Angelegenheiten hielten ihn noch in Italien auf. Er hatte daher seine Aufträge seinem Bruder Ferdinand und andern Bevollmächtigten gegeben; allein sie waren für die evangelischen Fürsten nicht erfreulich. Man drang auf gänzliche Unterdrückung einer Lehre, welche schon zu Worms als Ketzerei verdammt worden und bisher in Deutschland nur die Quelle vieler Unruhen gewesen sey.

Nach dem Willen des Kaisers solle man daher nichts beschließen, was der alten Religion zuwider laufe oder dem bisherigen religiösen Cultus Abbruch thue u. s. w.

Die Reichsstände widersprachen standhaft, wiederholten die gegen den Papst angebrachten hundert Beschwerden, und droheten den Reichstag zu verlassen, wofern man auf dem Wormser Verdammungsbedikt bestehe. Selbst der Kurfürst von Trier rieth dem Erzherzog Ferdinand nachzugeben, wofern nicht der ganze Reichstag zerrissen werden solle. — Die verbündeten Fürsten. der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen, waren so kühn gewesen, ihre eigenen Prediger mit nach Speier

vollständig abgedruckt. Merkwürdig sind die Schlussworte desselben: „Doch setzen Wir in alle Wege Unser Vertrauen nicht auf Uns, oder Unsere Lande und Herrschaften, sondern in und auf Gott, den Allmächtigen, dem auch wenig ist, (dem es auch ein Reiches ist) mit vielen oder wenigen wider die Feinde zu siegen.“

zu bringen, und hatten verlangt, daß man ihnen eine besondere Kirche einräumen möchte. Dieß geschah zwar nicht; allein die genannten Fürsten ließen nun täglich in ihren Wohnungen predigen und verstatteten Jedermann den Zutritt.

Auch für ihr Gefolge war eine eigene Ordnung entworfen worden, damit jede Ausschweifung verhütet werden möchte. Eben so wenig besuchten die Fürsten eine Messe, hielten weder die bei den Katholiken gewöhnlichen Fasten, noch feierten sie ihre übrigen Feste. Sie wollten überhaupt auf eine in die Augen fallende Art zu erkennen geben, daß sie entschlossen waren, sich in keinem Stücke nach dem Willen der Gegenpartei zu fügen.

Am 27. August 1526 kam endlich ein Reichstagsbeschuß mit folgenden Resultaten zu Stande: 1) Man wünsche eine allgemeine Kirchenversammlung in Deutschland, um auf derselben die Religionsirrungen auszugleichen. 2) Man bitte den Kaiser, seine Ankunft in Deutschland zu beschleunigen, um die Kirchenversammlung möglichst bald zu Stande zu bringen. 3) Man überlasse die Vollziehung des Wormser Edikts eines Jeden Gewissen, und wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. —

Nichts konnte den Anhängern der Lutherschen Lehre willkommener seyn, als obiger Reichstagschuß. Uebrigens konnte der Kaiser das Verlangen der Reichsfürsten, bald selbst nach Deutschland zu kommen, jetzt nicht er-

füllen; denn die französischen, spanischen und italienischen Angelegenheiten hinderten ihn daran, an Deutschland zu denken, und den schwer zu entscheidenden Religionszwist beizulegen. Und hätte er auch damals zum Vortheile des Papstes etwas in Deutschland thun können, so würde er es dennoch nicht gethan haben. Denn der Papst Clemens VII., welcher, nachdem Karl V. den König von Frankreich, Franz I., besiegt hatte, die Obermacht des Kaisers in Italien fürchtete, hatte mit den Franzosen und Venetianern ein Bündniß gegen ihn geschlossen. Dadurch erzürnte er den Kaiser dergestalt, daß dieser eine Armee nach Italien schickte, die Stadt Rom durch seinen Feldherrn, Karl von Bourbon, der indeß gleich beim ersten Sturme sein Leben verlor, am 6. Mai 1527 eroberte, den Papst, welcher sich in die Engelsburg geflüchtet hatte, belagerte und mehrere Monate darin einschloß, und überhaupt Veranlassung zu großer Beschimpfung desselben gab *).

*) Die kaiserlichen Soldaten haufeten bei der Eroberung Roms sehr übel, ohne sich daran zu kehren, daß es die Residenz des Oberhauptes der Christen sey. Sie plünderten nicht nur die Stadt mehrere Tage hindurch, sondern trieben auch viel Muthwillen, um den Papst auf eine recht auffallende Art zu kränken. So setzten sie zum Beispiel einige Kardinäle in ihrem Ornate auf Esel und führten sie in der Stadt herum; sie machten die päpstliche Sakristei zu einem Pferdestalle, und streuten den Pferden päpstliche Briefe, Bullen u. dergl. statt des Strohes unter. Am kränklichsten mußte es für den heil. Vater seyn, daß sich einige Soldaten als Kardinäle ankleideten und Luthern zum Papste ausriefen! Und dieß thaten meist katholische Kriegerheute, Spanier und Italiener. — Von dieser merk-

Es nutzten daher die Freunde der verbesserten Religion diese Zeit und den Speierschen Reichstagschluß vortrefflich, um ihre Sache zu fördern und zu befestigen.

Man kann die Jahre 1527 und 1528 als die eigentliche Periode der ersten Gründung des Luthertums, besonders in Sachsen, ansehen. Diese geschah nämlich durch die sogenannte Kirchenvisitation, welche im Jahr 1527 ihren Anfang nahm. Es war dieß nichts anders, als eine allgemeine Untersuchung sämmtlicher Kirchen und Schulen im ganzen Kurfürstenthume; zu welcher Luther schon früher Vorschläge gethan, deren Befolgung jedoch die damaligen Zeitumstände unmöglich gemacht hatten.

Melanchthon setzte in dem genannten Jahre einen eigenen Unterricht zu diesem Zwecke auf. Er enthielt Vorschriften für Schullehrer, wie sie die Jugend zweckmäßig unterrichten; für Prediger, wie sie das Volk nützlich belehren sollten.

Melanchthon genügte diesem Geschäft auf eine Art, wie sie nur von seinen Einsichten zu erwarten stand, und man konnte seinen Unterricht musterhaft nennen. Prediger und Schullehrer aber bedurften desselben auch im hohen Grade. Die erstern wußten oft selbst nicht, was sie

würdigen Eroberung Roms haben wir eine alte deutsche Beschreibung unter folgendem Titel: „Historische Beschreibung, welcher Gestalt die Stadt Rom den 6. Tag Maiens im Jahre Christi 1527 von Kaiser Caroli V. Kriegsheer bestürmt, erobert, geplündert und verheert worden.“ Frankf. 1625. 4. Eine Schrift, welche wenigstens der Seltenheit wegen angeführt zu werden verdient.

glauben oder andere lehren sollten. Manche unter ihnen waren gewesene Mönche, die einige Zeit zwecklos umherirrten, um ihre Freiheit zu genießen, oder arme Studierende aus Wittenberg, welche einige Zeit Luthers und Melanchthons Unterricht genossen hatten. Meist wiederholten sie das Gehörte ohne Selbstprüfung und ohne Rücksicht auf ihr Publikum. Oft glaubten sie recht im Geiste Luthers zu predigen, wenn sie so heftig als möglich auf Pabst und Pabstthum schimpften. Ihr Lebenswandel war mitunter anstößiger als der vorigen Prediger. Viele Kirchen konnten nicht einmal einen Prediger mehr ernähren, und der rohe Haufe blieb lieber ohne denselben, als daß er sich hätte entschließen können, ihm etwas von seinem Eigenthume zu geben. Man kann leicht erachten, wie bei so bewandten Umständen der Volksunterricht beschaffen seyn mußte. Noch viel weniger konnte man an verbesserte Schulanstalten denken. Viele Orte hatten auch wirklich gar keinen Schullehrer.

Im Jahr 1528 kam nun die wohlthätige Unternehmung eigentlich zu Stande. Man schickte nicht allein Theologen, sondern auch Rechtsgelehrte und Edelleute, zu denen man das meiste Zutrauen hatte, in alle Gegenden des Kurfürstenthums, um den vorhandenen Unordnungen und Gebrechen abzuhelpen. Luther nahm im Kurfreise und im Meißnischen an diesen Untersuchungen Antheil *), Melanchthon aber im Thüringischen. Ander-

*) Bei einer solchen Untersuchung geschah es einmal, daß Luther einen Bauer, der den Glauben hersagte, wie man erzählt, die Frage vorlegte: was das Wort allmächtig

wärts wurden andere Gottesgelehrten zu diesem Geschäfte berufen.

Dieser Kirchenvisitation verdankt Sachsen seine ganze kirchliche Verfassung und Einrichtung, so wie die allgemeine Einführung der Lutherschen Lehre.

Die Abtheilung der Kirchen in gewisse Distrikte, Inspectionen oder Superintenduren genannt, erhielt das durch ihre Entstehung und Form.

Ueber diesem eben so wichtigen als wohlthätigen Geschäfte verflossen beinahe 3 Jahre; aber die segensreichen Folgen desselben werden in den Annalen der Reformationsgeschichte mit goldnen Buchstaben eingegraben bleiben.

Luther machte bei dieser Gelegenheit abermals die für sein edles Herz so niederschlagende Bemerkung von der kläglichen Unwissenheit des gemeinen Mannes sowohl als auch vieler Prediger und Schullehrer. „Viele, sagt er in seinen Werken mit einem, nach seiner Art, etwas starken Ausbruche, der jedoch diesmal vielleicht nicht zu stark war, sollten billiger Sau'hirten oder Hundeknechte seyn, als Seelenwärter und Pfarrherren.“

Er faßte daher sogleich nach geendigter Kirchenvisitation den lobenswürdigen Entschluß, ein Lehrbuch zu schreiben, welches den unwissenden Pfarrern in die Hände

heißt? Da der Bauer gestand, er wisse es nicht, sagte Luther mit offenerziger Naivetät: „Du hast Recht, guter Freund! Ich und alle Gelehrte wissen und begreifen auch nicht; glaub' Du es indessen nur!“

gegeben werden könnte, um das noch unwissendere Volk aus demselben zu unterrichten.

Und so erschienen im Jahr 1529 seine beiden Catechismen oder ersten Unterweisungen im Christenthume. Sie waren die ersten brauchbaren Volks- und Unterrichtsbücher, und bleiben bei allen Mängeln, die ihnen anleben und die Luther, wenn er jetzt wieder auflebte, gewiß am ersten einschen und verbessern würde, ein Meisterstück in ihrer Art.

Dankbar wollen wir alle Religionslehrbücher, welche in neuern Zeiten und den Bedürfnissen derselben angemessen geschrieben wurden *) oder noch geschrieben werden dürften, aufnehmen; aber wir wollen dabei Luthers Lehrbücher nicht ganz bei Seite setzen oder gar herabwürdigen. —

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf einige andre deutsche und europäische Länder, in denen um diese Zeit die Reformation Luthers verbreitet wurde.

Unter den deutschen Fürsten war, nebst dem Kurfürsten Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, von welchem uns der um Geschichte und Kirchengeschichte so verdiente Schröckh im 8ten Theile seiner zu Berlin herausgekommenen allgemeinen Biographie eine ausführliche Lebensbeschreibung gegeben hat,

*) Unter ihnen zeichnet sich besonders das Försttersche Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Lutherschen Catechismus, von welchem in dem festlaufenden Jahre in der Baumgärtnerischen Buchhandlung zu Leipzig die 10te Auflage erschienen ist, zu seinem Vortheile aus.

einer der eifrigsten Beförderer der Lutherschen Lehre. Philipp, der einzige Sohn des Landgrafen Wilhelm, ward am 13. November 1504 geboren, und folgte seinem Vater schon 1518 in der Regierung. Luthers Lehren machten frühzeitig einen großen Eindruck auf ihn; denn er hielt sie für das wirksamste Mittel zur Beförderung guter Sitten und bürgerlicher Ordnung und Glückseligkeit. Philipp hatte schon auf dem Reichstage zu Worms, dem er persönlich beistand, den kühnen und edeln Vertheidiger seiner neuen Lehre gesehen, und machte ihm auch einen Besuch. Er scherzte bei dieser Gelegenheit mit Luthern über dessen Handel mit dem Papste, und sagte beim Abschied, ihm die Hand drückend: „wenn Ihr Recht habt, so sey Gott Euer Schutz und Beistand!“

Von dieser Zeit an faßte er eine sehr vortheilhafte Meinung von dem Wittenberger Reformator. Doch erst im Jahr 1525 erklärte er sich bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kurfürsten zu Sachsen, Johann, und dessen Prinzen, Johann Friedrich, für die Annahme der Lutherschen Lehre. Er verlangte sodann von Philipp Melanchthon ein Gutachten über die Art und Weise, wie er diese Lehre am zweckmäßigsten in seinen Ländern einführen könnte. Melanchthons kluger Rath ging dahin, nicht zu rasch bei Abänderung der äußern Religionsgebräuche zu Werke zu gehen, nicht alles Alte auf einmal wegzzuwerfen, und den gemeinen Mann durch einen zweckmäßigen Religionsunterricht vorher gehörig vorzubereiten. Auch solle den Geistlichen in Hessen alles Streiten über religiöse Gegenstände untersagt werden.

Dieser Rath Melancthons wurde vom verständigen Landgrafen treulich befolgt, und so ging fast in keinem Lande die Reformation so ruhig und glücklich von staten, als in Hessen.

Im Jahr 1526 veranstaltete der Landgraf zu Homburg eine Zusammenkunft (Konvent) der Geistlichen seines Landes, um mit ihnen die vorhabende Reformation zu unterhandeln. Die Geistlichen zeigten viel Bereitwilligkeit. Der Landgraf trug nun auch den Ständen auf, eine neue Kirchenordnung aufzusetzen. Es wurden überall Prediger angestellt, welche Luthers Grundsätze angenommen hatten, und sich die weitere Verbreitung derselben eifrig angelegen seyn ließen. Diejenigen Geistlichen aber, die sich weigerten, die neue Lehre anzunehmen und öffentlich zu predigen, entließ man und setzte Andere an ihre Stelle. Klöster wurden eingezogen und ihre Einkünfte meist zur Erhaltung der vom Landgrafen neu gestifteten Universität, Marburg (1527), so wie zur Erbauung neuer Krankenhäuser verwendet.

Das Schulwesen erhielt ebenfalls eine verbesserte Gestalt, und Männer, welche mit Geschicklichkeit Redlichkeit und guten Willen verbanden, und die zugleich das Zutrauen des Fürsten so wie der Stände besaßen, erhielten die Aufsicht über das Schul- und Kirchenwesen im ganzen Lande. Adam Kraft, nachmaliger Superintendent zu Marburg, war einer der ersten Männer, welchem das Hessische Schul- und Kirchenwesen seine neue, verbesserte Gestalt verdankte.

Das Beispiel des Landgrafen wirkte wohlthätig auf mehrere andere deutsche Fürsten, unter denen der Mark-

graf Georg von Brandenburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt und der Herzog Ernst von Lüneburg vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdienen.

Einen noch kühnern Schritt that der damalige Hochmeister des deutschen Ritterordens, Albrecht von Brandenburg, ein Bruder des eben genannten Markgrafen, Georg von Brandenburg. Albrecht hatte bereits im Jahr 1523 Luthers persönliche Bekanntschaft bei Gelegenheit einer Reise nach Deutschland gemacht, und ihn wegen einiger Regeln seines Ordens zu Rathe gezogen. Schon damals soll ihm Luther gerathen haben, den seltsamen Orden zu verlassen, sich zu verheirathen, und Preußen als ein weltliches Herzog- oder Fürstenthum zu regieren. Albrecht sahe bald, daß mehrere angesehene Männer in Preußen, welche ehemals Luthers Schüler gewesen waren, damit umgingen, seiner Lehre im Lande Eingang zu verschaffen. Paul Speratus*), damals Hosprediger des Hochmeisters, bewies sich vorzüglich thätig dabei. Selbst die beiden Bischöfe des Landes zeigten sich nicht abgeneigt. Der eine derselben, Georg von Polen, war selbst Luthers Freund und Anhänger; und der andere, Erhard von Queiß, gehörte wenigstens nicht zu seinen Widersachern, um Hin-

*) Dieser Paul Speratus ist der Verfasser des bekannten Kirchenliedes: Es ist das Heil uns kommen her u. s. w., welches Luther zum ersten Male von einem Bettler hörte, der es vor seiner Thüre sang, und ihm so wohl gefiel, daß er Freudenthränen darüber vergoß.

kenntniß in den Weg zu legen. Und so geschah es denn, daß der bisherige Hochmeister, Albrecht, im Jahr 1525 dem deutschen Ritterorden entsagte, sich mit der Tochter des Königs von Dänemark, Friedrichs I., vermählte, und Preußen, welches bisher einem geistlichen Orden zugehörte, eigennützig in ein erbliches, weltliches Herzogthum verwandelte*). In dem nämlichen Jahre erschien auch in dem neuen Herzogthume eine neue Kirchenordnung, nach welcher das ganze bisherige Kirchenwesen Preußens eine veränderte Gestalt erhielt.

Fast schneller noch als in den deutschen Staaten gingen Religionsveränderungen in den nördlichen Reichen von Europa vor. Christiern II., König von Dänemark und Schweden, schien gleich anfangs, als Luther in Wittenberg aufgetreten war, für dessen Religionsveränderungen sehr eingenommen zu seyn, — freilich nur aus eigennützigen Absichten, — um nämlich der ausschweifenden Herrschsucht seiner Bischöfe Grenzen setzen zu können. Er ließ daher Luthers Schriften sich ungestört in seinen Ländern verbreiten, weil sie Grundsätze enthielten, die seinen Absichten sehr günstig waren. Er ließ sogar

*) Es sind vor einigen Jahren Briefe, welche Luther mit Albrecht gewechselt hat, unter nachstehendem Titel erschienen: „D. Martin Luthers Briefe an Albrecht, Herzog von Preußen, von den Originalen im geheimen Archiv zu Königsberg, mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von K. Faber.“ Königsberg bei Nicolovius 1811. 8. Eine kleine Biographie Albrechts erschien schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel: „Leben und Thaten des Fürsten Albrecht des Ältern, Markgrafen von Brandenburg, ersten Herzogs in Preußen.“ Königsberg 1750. 8.

einen gewissen Martin Reinhard von Wittenberg; und bald darauf auch den bekannten D. Karlstadt nach Dänemark berufen, damit diese Männer durch Predigten Luthers Lehren weiter verbreiten sollten. Allein Christiern hatte sich durch seinen Geiz und seine Grausamkeit bei den Untertanen so verhaßt gemacht, daß man ihm stets die schlimmsten Absichten zuschrieb, er mochte unternehmen was er wollte.

Ob er sich nun gleich bald wieder als ein Feind der Lutherschen Lehre zeigte, so benutzte dennoch die erbitterte Nation seine zuvor bewiesene Anhänglichkeit an dieselbe dazu, daß sie ihm den Gehorsam ausludigte. Schweden machte den Anfang; dann folgte auch Dänemark nach; Christiern mußte seine Länder 1523 verlassen, und als ein Abentheurer umher irren. — Dagegen brachte es der berühmte Gustav Wasa, welcher sich durch seine Tapferkeit und Hochherzigkeit dem Weg zum schwedischen Throne gebahnt hatte, unter Mitwirkung seines Kanzlers, Lorenz Anderson, dahin, daß die beiden Brüder, Olof und Lorenz Peterson, welche damals von der Universität Wittenberg zurückkamen und Luthers Schüler gewesen waren, dem Volke ungehindert dessen Lehren und Grundsätze vortragen durften. Eine zwischen den beiden genannten Brüdern und einem Vertheidiger des Pabstthums zu Upsala 1524 angestellte Unterredung, welche für die erstern sehr vorthellhaft ausfiel, hatte die wichtige Folge, daß man an der Abstellung aller kirchlichen Mißbräuche mit Eifer arbeitete.

Im Jahr 1526 erschien bereits durch des Kanzlers, Anderson, Thätigkeit eine Bibelübersetzung in der

schwedischen Sprache. Es ist übrigens ein Beweis von des Königs, Gustav Wasa's, Billigkeit und Wahrheitsliebe, daß, da er dem Claus befahl, seine wörtliche Uebersetzung der heiligen Schrift herauszugeben, er zu gleicher Zeit dem Erzbischof von Upsala Erlaubniß gab, noch eine andere Uebersetzung, die den Lehrsätzen der römischen Kirche gemäß eingerichtet sey, zu veranstalten, so daß man durch eine genaue Vergleichung beider Uebersetzungen mit dem Grundtexte desto besser in den Stand gesetzt werde, nach eigener Ueberzeugung zu urtheilen.

Diesen Uebersetzungen der heiligen Schrift folgte 1527 eine neue Kirchenordnung, und im Jahr 1529 wurde im schwedischen Reiche die neue Religions- und Kirchenverbesserung gesetzmäßig eingeführt.

In Dänemark, wo Friedrich I., bisheriger Herzog von Holstein, den königlichen Thron bestiegen hatte, ging es etwas langsamer. Der König begünstigte zwar die Kirchenverbesserung, so viel er konnte, aber er wagte es nicht, durch ein Machtgebot solche gesetzlich einzuführen, Er gestattete jedoch allen seinen Unterthanen die unbeschränkteste Gewissensfreiheit. Mehrere ehemalige Schüler Luthers durften in Dänemark öffentlich Luthersche Grundsätze verbreiten, und der König ließ es geschehen, daß die dänische Stadt Wiborg und die norwegische Stadt Bergen die neuen Lehren und Gebräuche der Lutheraner öffentlich annahmen.

Auf einem zu Odensee im Jahr 1527 gehaltenen Reichstage erklärte er sogar den Reichsständen, daß er nicht Willens sey, offenbare Irrthümer, welche sich in

die christliche Lehre eingeschlichen hätten, fernerhin in Schutz zu nehmen, und daß es ihm sehr mißfalle, wenn man Luthers Lehren (wie viele bisher noch gethan hatten) als Ketzerei ansehen, und diejenigen, welche sie verbreiteten, als Ketzler behandeln wolle. Dabei versprach er sowohl den Katholischen als Lutherschen Lehrbegriff bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zu schützen und von seinen Unterthanen ungehindert ausüben zu lassen. Allen Geistlichen wurde es freigestellt, ob sie sich verheirathen wollten oder nicht. Dem Papste verweigerte man das bisher ausgeübte Recht, Bischöfe einzusetzen und zu bestätigen. Doch erst unter Friedrichs des I. Sohn und Nachfolger, Christian III., verbreitete sich die Reformation Luthers allgemeiner in Dänemark.

kehren wir jetzt unsere Blicke wieder nach Deutschland, wo zu Anfange des Jahres 1528 die sogenannten Pakschen Handel vorfielen, welche Deutschlands Ruhe zu unterbrechen, und dem Fortgange der Reformation große Hindernisse in den Weg zu legen schienen, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit geschlichtet worden wären.

Otto von Pak, ein meißnischer Edelmann und geschickter Rechtsgelehrter, war damals des Herzogs Georg Vicelanzler in Dresden, und wurde von ihm oft an den Landgrafen von Hessen, seinen Schwiegersohn, in verschiedenen Angelegenheiten abgeschickt. Er fand daher Gelegenheit, sich bei dem jungen Landgrafen beliebt zu machen und sein Zutrauen zu gewinnen. Er suchte diesen feurigen Fürsten zu überzeugen, daß gegen ihn und

Den Kurfürsten von Sachsen ein gefährliches Bündniß unter den mächtigsten Reichsfürsten im vorigen Jahre zu Breslau geschlossen worden sey. Er zeigte dem Landgrafen eine Abschrift von der Bundesformel, versprach auch, ihm das Original selbst vorzulegen. Als Bundesgenossen wurden in demselben der König Ferdinand von Böhmen, die Kurfürsten, Albrecht von Mainz und Joachim I. von Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe zu Bamberg und Würzburg, der Herzog Georg von Sachsen und die Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig, namhaft gemacht. Sie sollten sich zu Breslau am 12. Mai 1527 eidlich verpflichtet haben, daß sie zuvörderst Ferdinanden in Ungarn Hülfe leisten wollten. Dann sollten die Verbündeten den Kurfürsten von Sachsen, Johann, mit Kriegsmacht überziehen und er seines Landes und seiner Unterthanen beraubt werden, wofern er nicht Luthern, den gefährlichen Keger, ausliefern, und das ganze Religionswesen wieder in den vorigen Stand setzen würde. — Dann wolle man die Waffen gegen den Landgrafen von Hessen richten, jedoch seiner Jugend wegen und in Hinsicht seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, glimpflicher mit ihm verfahren; allein unter der einzigen Bedingung, daß er von seinen Religionsirrhümern zurückkehren sollte. Die kursächsischen Länder sollte Herzog Georg und die andern Bundesgenossen eine Entschädigung an Geld erhalten. Der Landgraf zweifelte nicht im geringsten an der Wahrheil dieses Bündnisses, reiste in hastiger Eile zu dem Kurfürsten nach Weimar, und machte ihm die dringendsten Vorstellungen, schnelle Maßregeln zu ergrei-

feh. Diese bewogen auch wirklich den Kurprinzen, Johann Friedrich, am 9. März 1528 ein Gegenbündniß mit ihm abzuschließen. „Weil uns Gott, hieß es in demselben, das Schwert gegeben hat, um Land und Unterthanen damit zu schützen, so sind wir nun desto mehr verbunden, da uns unsere Widersacher den theuern Schatz des Evangeliums gewaltsam rauben wollen, alles Mögliche zum Schutz derselben anzuwenden.“

Beide Fürsten machten sich noch gegen einander verbindlich, eine Armee von 20000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter aufzubringen, so wie eine Kriegskasse von 600000 Gulden zu errichten. Auch hofften sie noch auf Hülfe vom König in Dänemark, dem neuen Herzog, Albrecht von Preußen, und von vielen benachbarten Fürsten, welche ihnen auch versprochen wurde.

Raum hatten jedoch Luther und Melanchthon nebst dem kursächsischen Kanzler, Brück (Pontanus), von diesem Bunde und der raschen Thätigkeit des Landgrafen dabei, Nachricht erhalten, so suchten sie dessen Hitze aufs möglichste zu mäßigen. Besonders ließen die beiden erstern mehrere Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Prinzen ergehen, und bäten sie aufs rührendste, sich in keinen Krieg, außer nur in den dringendsten Fällen, zu verwickeln, und wenn von der feindlich gesinnten Partei Friedensvorschläge gemacht würden, solche um Gottes und seiner Ehre willen nicht auszuschlagen. Sie versicherten, daß sie, wenn der Religion wegen ein Krieg ausbrechen würde, die kurfürstlichen Lande verlassen müßten, so ungernieß auch ihrerseits geschähe. — Der Kurfürst nahm nun die Sache nochmals in reifliche

Ueberlegung, und schickte seinen Prinzen selbst nach Cassel, um den Landgrafen, welcher damals noch andere Streitigkeiten mit den benachbarten Bischöfen hatte, zu vermögen, eine im Werke seyende gütliche Unterhandlung mit ihnen abzuwarten. Der Landgraf ließ darauf ein weitläuftiges Schreiben an seinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachsen, ergehen, und legte demselben eine Abschrift von dem Bündniß bei, welche ihm Otto von Paß eingehändigt hatte. Er versicherte in seinem Briefe: „daß er dem Teufelsdienste weder vom neuem anhangen noch auch ruhig abwarten wolle, bis die Metten verschlafen wäre.“ Er bat seinen Schwiegervater zulezt, er möchte von dem ruchlosen Bündnisse wieder absehen.

Die Antwort auf diesen Brief erfolgte sehr bald; allein sie war anders, als der Landgraf erwartet hatte. Der Herzog leugnete in bestimmten Ausdrücken das ganze Bündniß ab, und erklärte, daß nur der ehrloseste Mensch es könne erdichtet haben, welchen der Landgraf nennen mußte, wenn er nicht selbst für den Urheber dieser Lüge gehalten seyn wolle. Der Herzog ließ hierauf das Schreiben des Landgrafen und seine auf dasselbe ertheilte Antwort statt einer Verantwortung öffentlich abdrucken.

Auch die übrigen in Rede stehenden Personen bezeugten, daß das Breslauer Bündniß nichts als die böshafte Verläumdung sey.

Da die Sache indessen viel Aufsehen machte, und man vorhersehen konnte, daß die erbitterten Gemüther nur mißtrauischer gegen einander werden würden, so schlugen sich der Kurfürst von Trier und von Pfalz ins Mittel.

Der Landgraf von Hessen bekam zum Ersatz der bei seiner Auflösung gehaltenen Unkosten eine Summe von 100,000 Gulden, und die bereits gezückten Schwerter wurden wieder in die Scheide gesteckt. Allein nun sollte der Vicekanzler, Otto von Paf, zur Rechenschaft gezogen werden. Er wurde in Verhaft genommen und am 20. Juli 1528 stellte man in Gegenwart mehrerer fürstlichen Gesandten ein Verhör mit ihm an. Paf nahm nicht das Geringste von dem zurück, was er bereits dem Landgrafen entdeckt hatte; er behauptete, das Original der Bundesformel sey im Archiv zu Dresden allerdings vorhanden gewesen und ihm selbst vom Kanzler anvertraut worden; als er aber nachher eines Tages nach demselben gesucht habe, sey das Siegel zerbrochen und die Urkunde zerrissen von ihm gefunden worden.

Die sämmtlichen Gesandten, es waren die vom König Ferdinand, von den Kurfürsten zu Trier, Pfalz, Brandenburg und vom Herzog Georg in Sachsen, verlangten nun, daß ihnen Otto von Paf ausgeliefert werden möchte, damit man ihn durch die Folter zu einem aufrichtigen Geständniß bringen könnte. Der Landgraf hatte jedoch Bedenklichkeiten, er gab seine Einwilligung nicht, jagte aber den Otto von Paf nach einiger Zeit aus dem Lande. Er floh in die Niederlande, war überall unsät und flüchtig, und wurde zuletzt doch noch ein Opfer der Verfolgungswuth Herzog Georgs *).

*) Nach einem angestützten gerichtlichen Verhör wurde er zu Mecheln in den Niederlanden im Jahr 1536 öffentlich enthauptet. Vorher hatte man ihn noch die Qualen der Folter ausstehen lassen.

Es ist schwer abzusehn, was diesen Edelmann zu einem solchen Betrüge habe veranlassen können, da er nothwendig sich der Rache beider Parteien ausgesetzt sahe, wenn er als Betrüger entdeckt würde.

Luther wenigstens behauptete, daß der Breslauische Höllenbund, wie er ihn nannte, keine Erfindung wäre, und that dieß in so bestimmten Ausdrücken, als sey er sehr genau von der Sache unterrichtet gewesen.

In diesem Jahre gab auch der Kurfürst von Brandenburg, Joachim I., ein auffallendes Beispiel seiner Intoleranz. Die Gemahlin desselben, Elisabeth, eine Schwester des vertriebenen Königs von Dänemark, Christiern, welchen die Leser bereits aus dem Vorhergehenden kennen, und zugleich eine Schwestertochter Johanns, Kurfürsten von Sachsen, war in Gefahr, auf eine schmachliche Art ihr Leben zu verlieren. Ihr Gemahl wollte sie lebendig einmauern lassen, weil sie das heilige Abendmahl nach Lutherscher Art (unter beiderlei Gestalt) genossen hatte. Sie entkam aber aus dem Zimmer, in welchem man sie bereits eingeschlossen hatte, und langte am 24. März 1528 in Begleitung eines einzigen Bedienten und eines Kammermädchens auf einem schlechten Bauernwagen zu Torgau bei ihrem Vetter, dem Kurfürsten Johann, an. Hier traf sie auch ihren Bruder, den vertriebenen König Christiern. Der Kurfürst räumte ihr das Schloß Richtenberg ein, ebendasselbe, wo vormalß Luther mit dem Kammerherrn von Miltitz ein Gespräch gehalten hatte. — Kurfürst Joachim I. gab indeß von

seinem Haß gegen die Luthersche Lehre noch in dem nämlichen Jahre neue Proben. Er ließ z. B. die Prediger zu Lüterbock mit List aus der Stadt locken, durch mehrere Reiter aufheben und gefangen setzen. Der Herzog Georg von Sachsen ahmte ihm treulich nach; er hatte jedoch den Verdruß, daß in demselben Jahre eine Schwestertochter von ihm, die Prinzessin von Münsterberg, Ursula, nebst zwei andern Nonnen aus dem Kloster zu Freiberg entflohen. Der Herzog verlangte hierauf von dem Kurfürsten die Auslieferung der Nonnen; aber umsonst. Die Prinzessin Ursula setzte nun eine eigene Schutzschrift für sich auf, führte die Ursachen an, warum sie, Gewissens halber, das Kloster habe verlassen müssen, und allen Gefahren Troß geboten habe, um ihren Zweck zu erreichen. Diese Schrift überschickte sie nebst einem Briefe an den Herzog Georg und seinen Bruder Heinrich, als ihre nächsten Verwandten. Luther ließ in der Folge den Aufsatz drucken und machte eine Vorrede dazu.

Kaiser Karl V. hatte inzwischen auf das kommende Jahr 1529 einen Reichstag nach Speier ausgeschrieben, und er war sehr zahlreich. Der Kurfürst von Sachsen war in Person zugegen, und hatte nebst mehreren Theologen auch den Philipp Melancthon *) mitgebracht.

*) Melancthon machte bei Gelegenheit dieser Reise seiner alten Mutter zu Bretten einen Besuch. Die ehrliche Frau hatte viel von den jetzigen Religionshändeln gehört, und fragte daher ihren gelehrten Sohn, wer denn nun unter den Breitten:

Ferner fanden sich hier ein, der Bruder des Kaisers, König Ferdinand; der Kurfürst von der Pfalz, Herzog Wilhelm von Baiern nebst mehrern weltlichen Ständen. Bischöfe sahe man dießmal so viele, als man lange Zeit auf keinem Reichstage gesehen hatte. Melanchthon machte jedoch hierbei die Bemerkung: man hätte es schon in ihren Mienen lesen können, was sie gegen die Anhänger Luthers im Schilde führten. — Der kaiserliche Vortrag ging dahin, man solle theils über den Türkenkrieg, theils über die Religionsangelegenheiten berathschlagen. Der letzte Punkt kam nach einiger Einwendung zuerst in Vortrag, weil man sich schwerlich zur Türkenhülfe verstehen werde, bevor man nicht wisse, wie man mit der andern Partei, in Absicht der Religion, daran sey. Der Ausschuß aber, welcher über diesen Gegenstand entscheiden sollte, bestand meist aus katholischen Ständen, und der Beschluß konnte daher nicht anders als zur Unzufriedenheit der Anhänger Luthers ausfallen. „Man müsse, sagten die katholischen Stände, dem Kaiser es großen Dank wissen, daß er eine allgemeine christliche Kirchenversammlung zu halten versprochen, welche längstens in einem Jahre zu Stande kommen und dem traurigen

den Gottesgelehrten Recht oder Unrecht habe? Melanchthon, stets vorsichtig und bedachtam, ließ sich auf die Beantwortung der Frage nicht ein, sondern sagte bloß: liebe Mutter, verehere Eud Gott auf Ihre bisherige Weise, und lasse Sie sich durch das Gezänke der Theologen im geringsten nicht irre machen; wir lassen uns einst jedes bei seinem Glauben, wenn er mit Redlichkeit des Herzens verbunden ist, in der Ewigkeit wiederzusehen.

Zwiespalte, der bisher die Kirche zerrissen, ein Ende machen werde." — Weil aber der auf dem vorigen Reichstage zu Speier festgesetzte Artikel, „daß jeder nach seinem Gewissen und so wie er's vor Gott und dem Kaiser verantworten könne“ Gelegenheit zu neuem Zwist gegeben, so hätten die Stände beschlossen, daß die, welche bisher das Wormser Edikt befolgt, dabei auch bis zur künftigen Kirchenversammlung verbleiben und ihre Unterthanen zu dessen Beobachtung anhalten, die andern Gesinnten aber bis dahin keine weiteren Neuerungen in Religionsfachen machen sollten. —

Dieser Beschluß enthielt im Grunde nichts weiter, als was einige Jahre vorher Luther und seine Anhänger unweigerlich angenommen haben würden. Allein jetzt hatten sich die Verhältnisse gar sehr geändert. Luthers Anhänger waren nicht mehr einzelne Gelehrte und Privatpersonen; es waren vielmehr mächtige Reichsstände. Sie dachten kaum mehr an eine Kirchenversammlung, wo erst entschieden werden sollte, was bei ihnen nun schon völlig entschieden war! — Sie wollten freie Uebung ihrer Religion, und so gaben sie denn eine Gegenklärung gegen diesen Reichstagsbeschluß ein, welcher auf nachstehende Punkte, die einer sorgfältigen Beachtung der Leser werth sind, hinauslief:

Da die Sache Gottes Ehre und die ewige Seligkeit betrifft, so kann sie nicht, wie die übrigen weltlichen Handel, durch die meisten Stimmen entschieden werden.

Weil man bei dem Religionszwist kein bequemerer Mittel hat aussündig machen können, als eine allgemeine

freie christliche Kirchenversammlung, so erhellt daraus von selbst, daß uns nicht zugemuthet werden kann, unsere Lehre aufzugeben.

Eben so wenig können wir es bei unserm Gewissen verantworten, daß diejenigen, welche etwa dem Evangelium noch folgen wollen, durch das Wormser Edikt davon abgehalten werden.

Wir finden es sehr befremdend, daß man uns zumuthen will, in unsern Ländern die Messe zu erlauben, da die Gegenpartei in ihren Ländern die Anhänger der Lutherischen Lehre nicht dulden will.

Die Kirchenversammlung wird nicht dazu dienen, Friede und Eintracht wieder herzustellen, weil die Gegenpartei dieselbe wieder auf das Wormser Edikt zu stützen gedenkt.

Diese Gründe, so triftig sie auch waren, machten gleichwohl bei den Katholiken keinen Eindruck, und am 19. April 1529 erfolgte der Reichstagsbeschluß, in welchem den Lutheranern angedeutet wurde, sich nach den meisten Stimmen zu fügen. Diese aber traten sogleich zusammen und übergaben schon am folgenden Tage (20. April) dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, so wie den übrigen kaiserlichen Kommissarien eine förmliche Protestation *) gegen obigen Reichs-

*) Johann Joachim Müllers Historie von der evangelischen Stände Protestation und Appellation u. s. w. Jena 1705. 4.

tagsbeschluss, und erhielten davon den noch jetzt üblichen Namen Protestanten *).

Die Protestation war unterschrieben von dem Kurfürsten, Johann von Sachsen; dem Landgrafen, Philipp von Hessen; dem Markgrafen, Georg von Brandenburg; den Herzögen, Ernst und Franz von Lüneburg; dem Fürsten, Wolfgang von Anhalt; ingleichen von den 14 Reichsstädten: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Memmingen, Lindau, Kempten, Reutlingen, Heilbronn, Essay, Nördlingen, St. Gallen, Windsheim und Weisenburg. Sie enthielt nachstehende Punkte:

1) Es sey durchaus nicht von dem vorigen Reichstagsbeschlusse abzuweichen, vermöge welches bis auf eine Kirchenversammlung Jedermann freie Religionsübung zugestanden worden. Man müsse folglich dem nicht zuwider handeln, was damals mit Eid und Siegel sey bestätigt worden.

2) Sie, die Protestanten, wollten zwar kaiserlicher Majestät in allen Dingen treu und gehorsam seyn; allein die gegenwärtige Sache betreffe nicht weltliche Angelegenheiten, sondern das Heil der Seelen und die ewige Seligkeit.

3) Man habe jederzeit eingesehen, daß nur eine allgemeine freie (vom Pabste unabhängige) Kirchenversammlung die Religionszwistigkeiten beilegen könne, aber es werde dazu keine Anstalt gemacht, sondern man wolle vielmehr denen, welche in der Lehre und Kirchenordnung

*) D. J. G. Rosenmüller, warum nennen wir uns Protestanten? Leipzig 1790. 8.

von den Katholiken abgewichen wären, verbieten, in ihren bessern Einsichten zu wachsen, ein Gebot, welchem sie sich nicht unterwerfen könnten, weil sie dadurch ihren bisherigen Glauben als irrig verwerfen müßten, welches nichts anders wäre, als eine Verläugnung Christi und seines heiligen Wortes. —

Würde nun die Gegenpartei diese Gründe nicht in Erwägung ziehen, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott, unserm ewigen Erschaffer und Erhalter, der allein unsre Herzen erforsche und recht richten werde; — ferner protestirten sie auch vor allen Menschen und Kreaturen, daß sie in obgedachten Reichstagsbeschluß nicht willigen würden.

Die kaiserlichen Kommissarien nahmen die Protestation nicht an; allein es schlugen sich einige andere Fürsten ins Mittel, um weitem Streitigkeiten vorzubeugen. Der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Markgraf Philipp von Baden gaben sich große Mühe, die Sache gütlich beizulegen, damit eine gegenseitige Duldung Statt finden möchte. Allein die Katholiken bestanden auf der Forderung, daß sich die Lutheraner der Stimmenmehrheit unterwerfen sollten, wobei sie jedoch versprachen, Ruhe und Eintracht zu erhalten. Sie weigerten sich dagegen, die Protestation mit in den Reichstagsbeschluß (Reichsabschied) zu setzen.

„Eine Angelegenheit, wie diese, entgegneten die Protestanten, kann unmöglich durch Stimmenmehrheit entschieden werden, denn die größere Zahl kann ja die kleinere auf keine Weise verbinden wollen, Gott ungehorsam zu werden. Sie selbst, die Protestanten,

wünschten recht sehr, daß Ruhe und Eintracht erhalten werde; nur müsse man in Glaubenssachen ihr Gewissen nicht verletzen wollen! —

Nun erfolgten von beiden Seiten noch einige Einwendungen und Gegeneinwendungen, wobei Zeit und Papier verdorben wurde. Die Protestanten schienen der Sache am ersten überdrüssig zu werden, und verließen, nachdem sie ein völliges Appellationsinstrument hatten aufsetzen lassen, den Reichstag.

Da in Religionsangelegenheiten so wenig gethan wurde, so konnte und wollte man auch in Absicht der Türkenhilfe sich zu nichts verstehen. Die protestantischen Stände trugen Bedenken, ihre Länder zu entblößen, weil sie einen Angriff der Gegentheile befürchteten, und mehrere katholische Stände hegten gleiche Besorgniß. Daher wurde auch in dieser Angelegenheit auf beiden Seiten nichts entschieden; die Türken eroberten inzwischen Ungarn und belagerten zuletzt sogar Wien.

Ehe jedoch die protestantischen Stände den Reichstag verließen, hatten sie beschlossen, eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, welche nachstehende Instruction erhielt:

„Die protestantischen Stände bezeugen ihren Gehorsam gegen den Kaiser, geben von den Gründen ihrer Protestation gegen den Speierschen Reichstagschluß Rechenschaft, führen dem Kaiser zu Gemüthe, daß er selbst gestanden, wie viele Mißbräuche noch vor seiner Regierung sich in der Kirche eingeschlichen, welchen abzuheben man kein dienlicheres Mittel als eine Kirchenversammlung habe ausfindig machen können; diese stehe

denn noch ferner zu erwarten, und die Religionsangelegenheit müsse daher nicht durch einige Reichsstände entschieden werden. Ihr Gewissen erlaube ihnen nicht, in dieser Sache auch nur im geringsten nachzugeben. Wenn jedoch die Gegenpartei behaupte, daß sie (die Protestanten) Irrthümer nährten und irrigen Grundsätze onhängen, so verlangten sie derselben aus der heiligen Schrift überwiesen zu werden. Diese einzige Gewissenssache angenommen, versprechen sie, dem Kaiser alles, was seinen Wünschen angemessen wäre oder zu seinem Vortheil gereichen könne, zu leisten.“

Die Gesandtschaft hatte am 12. September 1529 bei dem Kaiser zu Piacenza in Italien Audienz und wurde freundlich empfangen. Allein am folgenden Tage erhielt sie eine schriftliche Antwort, welche nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfiel. Der Kaiser erklärte, daß er schon von dem, was zu Speier vorgegangen, durch seinen Bruder unterrichtet sey. Es thue ihm sehr Leid, daß so großer Zwiespalt im deutschen Reiche herrsche, und er beabsichte nichts weiter, als die Wiederherstellung der Eintracht unter den deutschen Reichsständen. Es sey ihm aber sehr aufgefallen, daß der Kurfürst von Sachsen und seine Bundesgenossen sich nicht zu einem friedlichen Vereine bequemen wolle, daß er hartnäckig auf seinen angenommenen Lehrsätzen beharre und dieselben für die einzig waren und richtigen halte, da doch der Kaiser und die übrigen katholischen Fürsten ebenfalls für das Heil ihrer Seelen besorgt wären, auch nicht minder eine allgemeine christliche Kirchenversammlung wünschten.

Weil es jedoch ein uraltes Reichsherkommen wäre, daß das, was durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen worden, von der Minorität nicht verhindert werden dürfe, so habe er (der Kaiser) an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Glaubensgenossen ein Schreiben ergehen lassen und sie gebeten, dem Speierschen Reichstagsbeschlusse Folge zu leisten, widrigenfalls er sich gedrungen sehe, strengere Maßregeln zu ergreifen.

Er wiederhole nun seine Willensmeinung nochmals, und hoffe von dem Kurfürsten zu Sachsen und den übrigen Fürsten um so mehr Bereitwilligkeit, jemehr bei dem Vordringen der Türken, dem Erbfeinde des Christenthums, gemeinsame Ruhe und Eintracht in Deutschland nöthig sey. — Die Gesandten fügten sich keineswegs in den Willen des Kaisers, sondern überreichten vielmehr eine Appellation dagegen.

Der Kaiser nahm dieß so ungnädig auf, daß er die Gesandten verhaften ließ. Sie mußten (bis zum 30. October 1529) zu Parma im Gefängnisse bleiben, wurden aber sodann wieder entlassen.

Während dieser Zeit stellten die besorgten protestantischen Stände mehrere Zusammenkünfte an, in denen man berathschlugte, was zu thun seyn möchte? — Man kam auf den Gedanken, ob es nicht rathsam wäre, einen förmlichen Bund gegen die Katholiken zu schließen. Luther, welchen der Kurfürst bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, stellte ein Gutachten oder sogenanntes Bedenken aus, welches auf nachstehende Punkte hinauslief:

„Ein Bündniß gegen die Katholiken soll die Beschützung des Glaubens zum Zweck haben; man muß daher des Glaubens aller Bundesgenossen auch versichert seyn. Allein dieß ist eine mißliche Sache, besonders in Hinsicht der Bundesstädte, wo einige wenige kühne Männer die ganze Stadt auf andere Meinung bringen können. — Die Hitze des Landgrafen von Hessen, fuhr Luther fort, ist nicht minder gefährlich; man muß ihm also nicht zu viel Gewalt bei dem Bunde einräumen. Zuletzt erklärte er noch, er glaube nicht, daß man sich mit gutem Gewissen mit denjenigen verbinden könne, welche in der Lehre vom Abendmahle eine irrige Meinung hätten (er meinte die Schweizer, die Anhänger Zwingli's), indem nämlich derjenige eben sowohl ein Unchrist sey, welcher einen, als der, welcher viele Glaubensartikel leugne und verwerfe.“

Dieses Urtheil, welches, um die Wahrheit zu gestehen, nicht den Geist einer humanen Duldung verrieth, machte gleichwohl auf den Kurfürsten einen großen Eindruck und galt ihm als Orakel. Er trug Bedenken mit den Städten Ulm und Straßburg, welche sich zu Zwingli's Lehre vom Abendmahle bekannten, ein Bündniß zu schließen. — Nach langen Unterhandlungen kam jedoch zu Rotach im Koburgischen ein Konvent zusammen, den indeß der Landgraf von Hessen nur durch Räte beschiedte. Er schrieb zugleich an den Kurfürsten von Sachsen, und beschwerte sich sehr nachdrücklich darüber, daß der Kurfürst um der Abendmahlslehre willen die Stärke des Bündnisses gegen den gemeinschaftlichen Feind schwächen wolle. „Die Zwiste der Theologen, sagte er, müs-

sen der gemeinen Sache nicht nachtheilig werden; denn ihre Zänkereien nehmen kein Ende; und die Klügern sind der Meinung, daß der theologische Streit über die Abendmahlslehre keineswegs so bedeutend scheint, um deswegen den Bund unter den Protestanten zu zerreißen.“ —

Mehrere Briefe wurden über diesen Gegenstand zwischen beiden Fürsten gewechselt, und da der Kurfürst sich immer noch nicht nach dem Willen des Landgrafen bequemen wollte, fragte dieser an: wie sich denn der Kurfürst verhalten wolle, im Falle die Katholiken ihn feindlich angriffen?

„Sollen wir aber alle, schreibt er, so verzagt wollen werden, daß wir uns nicht wehren und einander verlassen, so erbarme Gott, so ist's nichts denn eine Plage von Gott (ein göttliches Strafgericht) über uns verzagte Deutschen!“

Der Kurfürst von Sachsen antwortete: er sey entschlossen, fest am Evangelium zu halten und Leib und Leben für die reine Lehre zu wagen; allein man müsse bei gegenwärtigen Umständen bedenken, ob und wie man sich gegen den Kaiser vertheidigen könne? Auch bleibe, da der Winter hereinbreche, noch Zeit genug übrig, zweckmäßige Anstalten zu treffen. — Es erfolgten nun mehrere Zusammenkünfte, an welchen jedoch der Landgraf nicht persönlichen Antheil nahm. Desto mehrere Mühe aber wendete er an, um den Streit Luthers mit Zwingli in Güte beizulegen. Allein das zu diesem Zwecke zu Marburg im October 1529 veranstaltete Gespräch zwischen Luther und Zwingli, welchem, außer dem Landgrafen, noch mehrere Gelehrte von beiden Parteien bei-

wohnten, lief, wie leicht voranzusehen war, fruchtlos ab, obgleich Zwingli am meisten nachgegeben hatte. Es wurde 3 Tage lang gestritten, aber in der Hauptsache, in der Abendmahlslehre, nichts zur Entscheidung gebracht. Luther erklärte sich über den streitigen Punkt mit den Worten: Meine liebwerthesten Herren, bieweil der Text meines Herrn Jesu Christi allda stehet: das ist mein Leib, so kann ich wahrlich nicht vorüber, sondern muß bekennen und glauben, daß der Leib Christi da sey. Zwingli sagte mit Thränen in den Augen: es giebt keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber eins seyn wollte, als mit den Wittenbergern.

Beide Parteien trennten sich sodann mit der gegenseitigen Versicherung, christliche Liebe und Eintracht unter einander zu beweisen, auch keine Streitschriften zu wechseln; — ein Versprechen, welches jedoch leider in der Folge nicht gehalten wurde.

Während dieser Vorfälle in Deutschland reiste der Kaiser Karl V. aus Spanien, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte, nach Italien, um von da aus in seine deutschen Länder zu kommen, in welchen seine Gegenwart schon längst sehnlichst gewünscht wurde. In Italien hatte er, und zwar zu Bologna, wo er am 5. November 1529 seinen feierlichen Einzug hielt, mit dem Pabste nicht allein eine persönliche Zusammenkunft, sondern wohnte sogar mit demselben mehrere Monate lang in Einem Palaste. Es ist des Zusammenhanges wegen hier noch zu erinnern, daß Karl kurz vor seiner Abreise aus Spanien wegen Beilegung der Religionsstreitig-

keiten einen eignen Staatsrath gehalten hatte, in welchem die Stimmen getheilt waren. Einige Mitglieder hatten den Rath gegeben, der Kaiser solle sein Ansehen und seine Macht anwenden, um die Protestanten mit Gewalt der Waffen zu zwingen, von ihren Ketereien abzustehen. Andere hingegen hielten gewaltsame Maßregeln in Religionsfachen für gefährlich, und meinten, weil die Protestanten selbst eine allgemeine Kirchenversammlung verlangten, Gelindigkeit werde das sicherste Mittel seyn, die Abtrünnigen in den Schooß der allgemeinen Kirche wieder zurückzuführen. Der Kaiser hörte beide Meinungen an, ohne sich für eine derselben zu erklären; denn er wollte erst die persönliche Zusammenkunft mit dem Pabste abwarten. Er wohnte auch wirklich einer Kongregation des Pabstes und einiger Kardinäle in eigener Person bei.

Der kaiserliche Vortführer und Kanzler, Gattinara, ein sehr redlich gesinnter Mann, hielt eine lateinische Rede, und zeigte mit vieler Beredsamkeit, daß eine Reformation der römischen Kirche höchst nöthig sey; er verlangte deswegen vom Pabste eine Kirchenversammlung, zu welcher gelehrte und rechtschaffene Männer aus allen Nationen berufen werden sollten. Ein jeder müsse auf dieser Kirchenversammlung seine Meinung frei und ungehindert darlegen können, alles unbefangen prüfen, und alle bisher streitige Punkte gründlich zu erörtern suchen. Sanftmuth, Duldsamkeit müsse die Mitglieder dieser Kirchenversammlung beseelen, und die heilige Schrift allein die Schiedsrichterin seyn.

Der Pabst beantwortete die Rede Gattinara's selbst, zeigte jedoch eine entschiedene Abneigung zur Berufung einer Kirchenversammlung. „Die Lehrpunkte, sprach er, sind schon längst durch andere Kirchenversammlungen bestimmt worden; man darf sich also nur nach diesen richten. Einige von den neuen Lehren, fuhr er fort, sind theils so abgeschmackt, theils so gottlos (er meinte besonders die Wiedertäufer), daß es durchaus unnöthig scheint, sie in Untersuchung zu ziehen; man muß sie vielmehr geradezu verwerfen und ihre Anhänger verdammen. Andere Lehrmeinungen, erklärte er sich ferner, haben unauflöslliche Schwierigkeiten, die sich nicht durch eine Kirchenversammlung beilegen lassen, und es ist daher besser, sich auf dieselben gar nicht einzulassen. — Wegen einiger Mißbräuche, worüber man Klage führt, setzte er hinzu, muß man bei Niemand als bei mir, dem unmittelbaren Oberhaupte der Kirche, Abhülfe suchen. Und wenn endlich auch eine Kirchenversammlung gehalten wird, so sehe ich schon voraus, daß die Protestanten dieselbe, wenn sie nicht nach ihrem Sinne ist, nicht anerkennen werden. Die Anzahl der Abtrünnigen, beschloß er, ist jetzt noch gering, und diese muß der Kaiser, als Beschützer der Kirche, mit Gewalt zum Gehorsam bringen.“

Gattinara setzte den Gründen des Pabstes neue entgegen; allein dieser bezeugte ein großes Mißfallen darüber, daß man ihm öffentlich widerspreche, und fiel dem Gattinara heftig in die Rede. Der Kaiser nahm nun selbst das Wort, bestätigte das, was sein Kanzler gesagt hatte und bemerkte unter andern: das göttliche Gesetz, daß man keine fremden Götter anbeten, noch auch sündlichen Lüste

fröhnen sollte, sey unverbrüchlich und unveränderlich. In der Kirche aber hätten sich solche Anbetungen eingeschlichen, die der Ehre Gottes zuwider wären, und der Greuel der schändlichsten Laster und Ausschweifungen liege Jedermann vor Augen. Allein nicht bloß um dieser willen halte man eine Kirchenversammlung für nöthig, sondern der ganze Lehrbegriff müsse eine solche Form erhalten, daß sie in allen Ländern übereinstimmend sey. Dem Pabste könne es nicht unbekannt seyn, wie viele Streitigkeiten über die wichtigsten Lehrpunkte selbst unter den Katholiken obwalteten, woraus schon oft die heftigsten Bänkereien erwachsen wären. Gegen die Aeußerung des Pabstes: daß in vielen Lehrsätzen unauslöbliche Schwierigkeiten enthalten wären, bemerkte der Kaiser: dieß sey eine dem Pabste höchst unanständige Behauptung. Gott habe sich den Menschen mit unendlicher Güte geoffenbart; wäre aber das göttliche Wort zweifelhaft, enthielten die Lehrsätze unauslöbliche Schwierigkeiten, so hätte man nichts als einen leeren Ton, einen bloßen Wortschall. Zuletzt schloß der Kaiser mit den Worten: beide Parteien müssen gehört werden; kein Urtheil darf willkürlich oder tyrannisch seyn, sondern es muß auf entscheidenden Gründen beruhen; denn mein Wille ist keineswegs. Gutes und Böses zugleich auszurotten, eine geistliche Tyrannei in der Kirche einzuführen oder Recht und Blligkeit zu unterdrücken.

Am 24sten Febr. 1530 wurde Karl V. vom Pabste als Kaiser gekrönt, und machte sich in dem Eide, welchen er bei dieser Gelegenheit ablegen mußte, verbindlich,

Die Würde und Hoheit des Pabstes aus allen Kräften zu schützen und zu schirmen, die Freiheiten der Kirche auf keine Weise zu beeinträchtigen, dagegen die Gerichtsbarkeit und Herrschaft derselben nach allem Vermögen zu erhalten.

Der persönliche Umgang mit dem Pabste zu Bologna, welcher bis in den März des genannten Jahres dauerte, vermochte unstreitig den Kaiser zu dem abermaligen Versprechen, die Protestanten entweder durch gelinde Mittel in den Schooß der römischen Kirche zurückzubringen oder durch die Gewalt der Waffen zur Rückkehr zu zwingen. Er schrieb daher einen Reichstag nach Augsburg auf den 8ten April 1530 aus, und versprach, denselben durch seine persönliche Gegenwart zu verherrlichen. Das Ausschreiben war in sehr glimflichen Ausdrücken und in einer frommen Sprache abgefaßt; die Protestanten schöpften daher frohe Hoffnungen. Der Kurfürst von Sachsen versprach nicht allein in eigener Person zu erscheinen, sondern schickte auch von Torgau aus an die Wittenberger Theologen nachstehenden Befehl:

„Weil der nächste Reichstag gleichsam die Stelle einer allgemeinen Kirchenversammlung vertreten sollte*), so sey es nöthig, sich sorgfältig vorzubereiten, damit man einen festen Schluß fassen könne, inwiefern man sich mit gutem Gewissen und ohne Nachtheil der reinen Lehre in einige Unterhandlungen mit der katholischen Partei

*) Der Kaiser hatte in idem Ausschreiben ausdrücklich versprochen, alle Mühe anzuwenden, um die Zwietracht im heiligen Glauben heizulegen.

einlassen möge. Die Gottesgelehrten sollten demnach unverzüglich den nächsten Sonntag ihr schriftliches Gutachten mit nach Torgau bringen, wo man das Weitere in Ueberlegung nehmen wolle."

Luther setzte also, in Gemeinschaft mit Johann Bugenhagen und Justus Jonas, 17 Artikel auf, welche die Grundlage der augsburgischen Confession ausmachen, obgleich diese selbst, wie bekannt, nicht Luthern, sondern Philipp Melanchthon zum Verfasser hatte.

Da diese Artikel dem Kurfürsten zu Torgau (21sten März 1530) überreicht wurden, so nennt man sie die Torgauischen.

Der Kurfürst von Sachsen fand sich unter allen übrigen Fürsten zuerst auf dem Reichstage ein (am 2ten Mai 1530). Ihn begleiteten die wittenbergischen Theologen, namentlich Melanchthon, Spalatin, Jonas und Agricola von Eisleben. Luthern ließ man in dem Städtchen Koburg zurück, theils, weil man seine Hitze fürchtete, theils, weil es gefährlich schien, ihn, den vom Kaiser Geächteten, in Augsburg auftreten zu lassen. Er bekam jedoch von allem, was auf dem Reichstage vorging, Nachricht, und ertheilte von Koburg aus dem Kurfürsten Rathschläge.

Die Begleitung des Kurfürsten war nicht allein zahlreich und glänzend, sondern auch bewaffnet. Es befanden sich in seinem Gefolge sein Prinz, Johann Friedrich, der Herzog von Lüneburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, mehrere Grafen und Ritter und 70 vom sächsischen Adel, welche mit ihren berittenen Dienern 160 Personen ausmachten.

Gleich bei seinem Eintritte in Augsburg legte jedoch der Kurfürst den Katholiken einen Stein des Anstoßes in den Weg; denn er ließ noch vor Ankunft der übrigen Stände seine Gottesgelehrten nach der verbesserten Lehre predigen, und der Landgraf von Hessen, der sich bald darauf auch einfand, ahmte ihm hierin treulich nach. Da jedoch das Murren unter den Katholiken lauter wurde, foderten die protestantischen Fürsten von ihren Theologen ein Gutachten, wie man sich wohl verhalten solle, wenn es dem Kaiser bei seiner Ankunft einfallen möchte, das Predigen zu verbieten. — Melancthon sagte: man könne einem solchen Verbote klüglich ausweichen (da auch auf dem Reichstage zu Speier dergleichen Predigten zugelassen worden wären), wenn man nicht theologische Streitfragen, sondern nützliche und heilsame Christenthumslehren zum Gegenstande der öffentlichen Vorträge machte. Verböte jedoch dessen ungeachtet der Kaiser das öffentliche Predigen, erlaube es aber in den fürstlichen Wohnungen, so müsse man sich nicht widersetzen, weil die Stadt Augsburg nicht unter dem Kurfürsten stehe. — Würde endlich auch das Predigen in den Wohnungen verboten, so solle man nachgeben und keine Gewalt brauchen. — Diesem vernünftigen und eines Melancthons würdigen Rathe traten die übrigen Theologen ebenfalls bei, und so erwarteten die protestantischen Stände die Ankunft des Kaisers, welcher sich jetzt noch zu Innsbruck aufhielt.

Hier, umgeben von eifrig katholischen Fürsten, welche ihm von Augsburg aus entgegen gereiset waren, und unter denen sich vorzüglich der Kurfürst von Branden-

burg, Joachim I., Herzog Georg von Sachsen und Herzog Wilhelm von Baiern befanden, sog der Kaiser sehr nachtheilige Gefinnungen gegen die Protestanten und ihre Wünsche ein. Selbst die frühzeitige und bewaffnete Ankunft des Kurfürsten von Sachsen auf dem Reichstage wurde dahin gedeutet, daß man von Seiten der Protestanten nichts Geringeres als gänzliche Ausrottung des katholischen Glaubens beabsichtige; ja wohl gar auf den Trümmern des Kaiserthrons einen neuen Staat zu gründen suche. —

Da diese Dinge so oft zur Sprache kamen, so häufig wiederholt wurden, mußten sie nothwendig einen ungünstigen Eindruck auf den Kaiser machen, und seine Gefinnungen gegen die Protestanten, schon bereits durch den Pabst verstimmt, noch mehr verstimmen. Er ließ daher auch das Predigen verbieten.

Die protestantischen Fürsten foderten abermals ein Gutachten von ihren Theologen, und diese riethen dießmal: man solle mit dem Predigen so lange fortfahren, bis der Kaiser die Kirchenthüren verschließen lassen würde. Sie merkten es unstreitig ihren Fürsten ab, daß sie einen solchen Bescheid wünschten. Der Kurfürst ließ indeß den Kaiser bitten, dieß Verbot zurückzunehmen, weil ja die Prediger das Wort Gottes verkündigten, auch überdieß für kaiserliche Majestät fleißig gebetet würde.

Inzwischen verfaßte Melanchthon, weil man wegen der verspäteten Ankunft des Kaisers Zeit genug übrig hatte, daß unter dem Namen der augsburgischen Confession so bekannte Glaubensbekenntniß, welches Luthern nach Koburg zugesandt, von ihm vollkommen gebilligt und nur mit dem Zusatze begleitet wurde: er könne nicht so leise treten, als Melanchthon.

Endlich, es war gerade der Abend vor dem Fronleichnamsfeste, kam der Kaiser in Augsburg an (15ten Juni 1530)*).

Die protestantischen Fürsten, welche nicht ohne Grund besorgten, daß man ihnen zumuthen würde, der feierlichen Messe beizuwohnen, wandten sich sogleich wieder an ihre Theologen, die abermals ein Gutachten aufsetzten, welches dahin ausfiel: die Fürsten dürften der Proceßion nicht beiwohnen, weil man dabei, der heiligen Schrift entgegen, das Sakrament nicht allein theile, sondern auch anbete.

Noch an dem nämlichen Abend foderte des Kaisers Bruder, Ferdinand, von den protestantischen Ständen,

*) Er nahm sein Quartier auf der sogenannten Pfalz oder dem Bischofshof, wohin ihn die sämmtlichen Kurfürsten und Fürsten begleiteten. Es schien den protestantischen Fürsten absichtlich geschehen zu seyn, daß der Kaiser gerade am Abend vor dem Fronleichnamsfeste ankam, und es ist auch glaublich, daß der Kaiser, vielleicht auf Eingebung katholischer Fürsten, die Protestanten gleich anfänglich, in Hinsicht ihrer Religionsgesinnungen habe erforschen und auf die Probe stellen wollen.

welche, nachdem der Kaiser die übrigen Stände schon entlassen hatte, bei ihm zurückbleiben mußten, daß sie nicht nur das Predigen abstellen, sondern auch der morgenden feierlichen Procession beiwohnen sollten. Der Markgraf Georg von Brandenburg aber, welcher das Wort führte, protestirte im Namen der Uebrigen gegen beide Forderungen, und sagte im frommen Eifer: ich will lieber auf der Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen, ehe ich Gott und sein heiliges Evangelium verleugne. Der Kaiser, hochherzig genug, um das Edle dieser Handlung zu fühlen, versetzte lächelnd in seinem niederländischen Dialekt: Löwer (lieber) Fürst, nit Kop ab! nit Kop ab! und gab den protestantischen Fürsten bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit. Dessen ungeachtet kamen noch in der Mitternachtsstunde (um 11 Uhr) einige kaiserliche Räthe zum Kurfürsten von Sachsen, um eine bestimmte Erklärung von ihm zu hören. Allein der Kurfürst sagte: es wäre nun Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, und er wolle Morgen seinen Entschluß bekannt machen.

Dieß geschah auch und zwar durch den Kurprinzen, Johann Friedrich (denn der Kurfürst befand sich nicht wohl), und die Erklärung war in so bestimmten Ausdrücken abgefaßt, als sie der Kaiser wohl nicht erwartet haben mochte. — Wirklich erschien auch kein einziger protestantischer Fürst bei der Procession; dagegen aber übergaben diese Fürsten schon am 17ten Juni eine schriftliche Erklärung ein, in welcher sie die Gründe anführten, die ihnen nicht erlaubten, das Predigen einzustellen. „Unsere Prediger, hieß es in der Erklä-

rung, lehren das Evangelium rein und lauter, wie die bewährtesten ältesten Kirchenlehrer thaten, es kann uns also dieß Predigen nicht ohne Verletzung der Gerechtigkeit verboten werden; eben so wenig können wir andere Predigten hören, weil auf dem Reichstage noch nicht ausgemacht ist, auf welcher Seite Wahrheit oder Irrthum Statt findet. Völlig ungegründet ist die Beschuldigung, daß die Lutherschen Prediger ärgerliche Dinge lehren; es ist vielmehr allgemein bekannt, welche ärgerliche Dinge in Lehre und Wandel bei der Gegenpartei Statt gefunden, worüber von jeher die Rechtsschaffenen bittere Klagen geführt haben. Die Lutherschen Prediger vermahnten ja das Volk zum herzlichen Gebet für den gesegneten Fortgang des Reichstages, und es wäre daher gleich unrecht, so etwas zu verbieten, als so etwas zu unterlassen.

Noch an dem nämlichen Tage ließen die evangelischen Fürsten, wie gewöhnlich, predigen. Der Kaiser, um nicht sein Ansehn aufs Spiel zu setzen, gab daher dem Vorschlage einiger vermittelnder Fürsten: das Predigen aller ständischen Fürsten, sowohl der katholischen als protestantischen, zu untersagen, Gehör, und versprach zulezt, solche Prediger anstellen zu wollen, welche die Protestanten ohne Gewissensverletzung hören könnten. Und dabei blieb es auch.

Am 24. Juni nahmen die Reichstagsverhandlungen ihren Anfang *).

Der Pfalzgraf Friedrich las den kaiserlichen Vortrag ab, welcher erst die Türkenhülfe, sodann die Religionsangelegenheiten betraf. Es hieß darin: die sämtlichen Reichsstände wußten, wie der Kaiser zu Worms einen Reichstag persönlich mit ihnen gehalten; vielfache Kriege hätten ihn jedoch gehindert, seit dieser Zeit wieder nach Deutschland zu kommen, so sehr es auch sein Wunsch gewesen sey. Dessen ungeachtet habe er ein ordentliches Reichsregiment und seinen Bruder, Ferdinand, zum Verweser bestellt, sodann Deutschland ruhig verlassen, weil er in die Redlichkeit der Nation das größte Vertrauen gesetzt. Leider aber habe er erfahren müssen, daß nicht allein in Deutschland große Unruhen über Religionsgegenstände entstanden wären, sondern auch die Türken einen stürmischen Einfall in Ungarn gethan hätten. Im nächsten Jahre wären diese verhaßten Feinde wieder gekommen, hätten Wien belagert, und nur die tapfere Vertheidigung der Besatzung dieser Stadt habe endlich die Türken zurückgetrieben. Es sey jedoch zu besorgen, daß dieser Erbfeind des Christenthums im nächsten Jahre wiederkomme und ganz Deutschland verderben werde.

*) Sie waren so weitläufig, daß ein Gelehrter einen starken Foliohand damit anfüllen konnte: *Coelestini historia comitiorum anno 1530 Augustae celebratorum in causa religionis*. Franef. 1577. Fol. — Beiträge zur Geschichte dieses merkwürdigen Reichstages findet man auch in der 2ten und 3ten Sammlung von „*Strobela Miscellaneen literarischen Inhalts*“ 26.“

Diese Unglücksfälle hätten allerdings die Reichsstände bewegen sollen, auf schleunige Vertheidigungsanstalten zu denken; allein man sey dabei ziemlich faumfelig zu Werke gegangen, so daß man für Deutschland äußerst besorgt seyn müsse. Jetzt wäre noch die höchste Zeit, dem Andrang des Feindes Widerstand zu thun, und man müsse daher eifrig darauf bedacht seyn, daß es weder an Geld, Kriegsbedürfnissen, Truppen, noch gutem Willen fehlen möge, um nicht nur das Verlorne wieder zu gewinnen, sondern auch den übermüthig gewordenen Feind zu demüthigen. Er, der Kaiser, nebst seinem Bruder, Ferdinand, wollten alles thun, was in ihren Kräften stehe; sie erwarteten aber auch von den deutschen Reichsständen eine gleiche Bereitwilligkeit.

Was die Religionsangelegenheiten anlange, so thue es dem Kaiser sehr leid, daß das Wormser Edikt gegen Luthern und seine Anhänger so wenig sey befolgt worden; denn aus dieser Nichtbefolgung wäre lauter Unheil für Deutschland entsprungen, wovon der verderbliche Bauernkrieg einen traurigen Beleg abgegeben hätte. Der Kaiser verlange nun, da das Geschehene nicht mehr ungeschehen gemacht werden könne, daß die Kurfürsten und Stände ihre Meinungen sagen, und solche schriftlich ihm übergeben möchten.

Der Kurfürst von Sachsen ließ nun die protestantischen Stände zusammentreten, und ermahnte sie zur Standhaftigkeit. Sie kamen untereinander darin überein, daß auf dem Reichstage zuerst von den Religions-

angelegenheiten, nachher aber von dem Türkenkriege gehandelt werden sollte. Diesen Beschluß hatten auch andere katholische Stände gefaßt. Der Kaiser genehmigte denselben (22. Juni). Die protestantischen Stände vereinigten sich nun, ihre Confession oder ihr Glaubensbekenntniß schriftlich zu übergeben. Dieß sollte am 24. Juni in öffentlicher Reichsversammlung auf dem Rathhause vorgelesen werden. Allein der Kaiser wollte es bloß schriftlich haben. Darüber entstand ein heftiger Widerspruch, und der Kaiser setzte endlich den folgenden Tag zur Vorlesung an, bestimmte aber seine Kapellstube dazu, die geräumig genug war, um etliche hundert Personen zu fassen.

Der 25. Juni des Jahres 1550 war also der merkwürdige, in der Reformationsgeschichte unvergeßliche Tag, an welchem diese öffentliche Vorlesung wirklich geschah, und zwar nicht in lateinischer Sprache, wie der Kaiser anfänglich verlangt hatte, sondern in deutscher, weil der Kurfürst von Sachsen meinte, es sey doch billig, daß, da man sich auf deutschem Grund und Boden befände, die deutsche Sprache vor der lateinischen den Vorzug behaupte.

Der kursächsische Kanzler, D. Bayer, las nun das Glaubensbekenntniß oder die Confession Nachmittags von 4 bis 6 Uhr mit so lauter Stimme ab, daß man, weil die Fenster des Zimmers geöffnet waren, selbst im Hofe jedes Wort verstehen konnte. Der Kaiser und alle Reichsstände hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und so hatte Luther den Triumph, seine Glaubenssätze und Lehr-

meinungen öffentlich bekannt zu sehen! Seine vielen Arbeiten und Mühen waren nicht vergeblich gewesen! —

Nachdem die Vorlesung, welche die Protestanten stehend anhören wollten, was aber der Kaiser nicht erlaubte, beendet war, verlangte der Kaiser die doppelte Abschrift in lateinischer und deutscher Sprache. Die erstere behielt er selbst, die andere gab er dem Kurfürsten, Albrecht von Mainz, zur weitem Prüfung.

Die Confession wurde noch während des Reichstages in mehrere ausländische Sprachen übersetzt, und war in kurzer Zeit fast im ganzen christlichen Europa bekannt *).

Die Protestanten verlangten von den Katholiken ebenfalls ein schriftliches Bekenntniß nach Art des ihrigen, weil nämlich der Kaiser versprochen hatte, beider Parteien Meinungen zu hören, und dann wo möglich den Zwiespalt unter ihnen gütlich beizulegen. Allein die Katholiken, entschlossen ihrer Lehre treu zu bleiben, glaubten sich der Mühe, dieselbe in einem besondern Aufsatze darzulegen, überhoben, und riefen dagegen dem Kaiser, das Glaubensbekenntniß der Protestanten durch einige der angesehensten katholischen Theologen widerlegen zu lassen.

*) Ernst Salomo Cyprians Historie der augsburgischen Confession, aus den Originalakten beschrieben. 4. Götta, 1730. [ein sehr gutes Buch, welches auch Lesern, die keine Gelehrten sind, empfohlen zu werden verdient, da es nicht durch zu große Weitläufigkeit ermüdet.]

Zwanzig der gelehrtesten und zugleich streitbarsten erhielten auch wirklich den Auftrag zu diesem Geschäft. Unter ihnen befanden sich D. Eck, der alte Widersacher Luthers; Johann Cochläus, nicht minder ein unversöhnlicher Feind desselben; Johann Faber, ein eifriger Dominikaner, der Gelehrteste unter den Uebrigen, und der in der Folge Bischof zu Wien wurde; Konrad Wimpina, ebenderselbe, der schon ehemals von Tetzeln gegen Luthern zum Beistand gebraucht worden war, und mehrere andere.

Ihre sogenannte Widerlegung (Konfutation), welche jedoch anfänglich dem Kaiser so mißfiel, daß sie auf seinen Befehl ganz umgearbeitet und mehr ins Kurze gezogen werden mußte, wurde wirklich am 13. Juli 1530 dem Kaiser übergeben, nachdem sie mit der größten Strenge revidirt worden war. Die Katholiken stellten in ihrer Widerlegung die Sätze von neuem auf: das Abendmahl könne nicht unter beiderlei Gestalt gereicht werden; die Priesterchei könne nicht erlaubt seyn; — die Messe müsse auf die nämliche Art, wie sonst, beobachtet werden; — Klostersgelübde wären heilig und diejenigen straffällig, welche sie durch Verlassung der Klöster gebrochen hätten; — die Fasten müßten strenge nach den alten Kirchengesetzen beobachtet werden; — den Bischöfen gebühre nicht allein das Lehramt, sondern auch das Regentenamt.

Und diese Sätze sollten die Protestanten annehmen; denn der Kaiser hatte sich gegen sie dahin erklären lassen: der Inhalt der Widerlegung wäre sowohl von ihm, als den übrigen katholischen Reichsständen als richtig

und mit der heiligen Schrift übereinstimmend befunden worden, und der Kaiser hoffe, die Protestanten würden nun, nachdem sie seine Willensmeinung vernommen, sich mit der heiligen Kirche wieder vereinigen und die bisher vorgenommenen Aenderungen unverzüglich wieder abstellen. Thäten sie dieß nicht, so möchten sie bedenken, daß er (der Kaiser), als Beschützer der katholischen Kirche, strengere Maßregeln ergreifen könne, und es wirklich zu thun nicht säumen werde.

Da die Protestanten eine Abschrift der sogenannten Widerlegung verlangten, wurde sie ihnen anfänglich verweigert, endlich aber doch mit dem ausdrücklichen Gebote eingehändigt, sich aller Widerlegung derselben zu enthalten *). Dieß hieß freilich den Knoten gewaltsam zerhauen, da man ihn nicht auflösen konnte; und es war kein Wunder, wenn solche Anforderungen bei den protestantischen Fürsten den höchsten Unwillen erregten. Der feurige Landgraf von Hessen, welchem ohnehin die Unterhandlungen zu lang dauerten, reiste am 6. August in geringer Begleitung und in möglichster Stille vom Reichstage ab, und setzte sich dadurch bei den Katholiken dem Verdachte aus, daß er schon auf Kriegsrüstungen bedacht sey.

*) Sie blieb jedoch nicht aus. Melancthon machte im folgenden Jahre seine merkwürdige Schutzschrift oder Apologie der augsburgischen Confession durch den Druck bekannt (1531), welche, wie Jedermann weiß, den symbolischen Büchern der Lutherschen Kirche beigelegt worden, und nach Melancthons eigenem Geständniß, in etwas härteren Ausdrücken, als die Confession selbst, abgefaßt, obgleich immer noch mit großer Mäßigung geschrieben ist.

Auch gegen den Kurfürsten von Sachsen ließen sich mehrere katholische Fürsten in harte Drohungen aus, welche jedoch seine Standhaftigkeit nicht zu erschüttern vermochten. Noch bei seiner Abschiedsaudienz sagte er zum Kaiser: „Ich weiß gewiß, daß die in der Confession enthaltene Lehre auch wider die Pforten der Hölle bestehen wird.“ —

Nach mancherlei Verhandlungen auf beiderlei Seiten, deren detaillirte Erzählung theils die Grenzen dieser Blätter überschreiten, theils aber auch viele Leser nur ermüden würde, erklärten endlich die katholischen Stände: daß der Kaiser zwar eine Kirchenversammlung befördern wolle, sein ausdrücklicher Wille jedoch zugleich dahin gehe, daß zuvor alles, was von den Protestanten in Kirchen- und Religionsfachen geändert worden wäre, wieder auf den alten Fuß gesetzt werden solle. Der Reichstagsbeschluß lautete also:

„Nachdem das Bekenntniß der Protestanten durch Zeugnisse der heiligen Schrift und Kirchenväter genügend widerlegt und dessen Ungrund satzsam dargethan worden, so wollen Kaiserliche Majestät den Protestanten bis zum 15. April des kommenden Jahres Bedenkzeit geben, ob sie sich mit dem Pabste und der Kirche wieder vereinigen und ausöhnen wollen. Bis dahin sollen sie in ihren Ländern nichts, was Glaubensfachen betrifft, drucken oder verkaufen lassen; sollen keine Unterthanen anderer Herrschaften, wie bisher geschehen, zu ihrer Sekte ziehen; sollen gegen die, welche dem alten Glaubenssysteme folgen, duldsam sich beweisen und keine weitere Neuerung anfangen. Dagegen verspricht der Kaiser binnen 6

Monaten eine Kirchenversammlung auszuschreiben, welche innerhalb Jahresfrist wirklich gehalten werden soll.“

Die letzte Gegenerklärung der Protestanten war: daß sie die Sache Gott befehlen und anheim stellen wollten, übrigens schlechterdings nichts thun könnten, was wider Gott und ihr Gewissen wäre.

Sie verließen nun Augsburg, in welches sie zum Theil mit so schönen Hoffnungen eingezogen waren. Ihnen folgte am 24. November der Kaiser ebenfalls nach, und mit seiner Abreise nahm der Reichstag, dessen Ausgang die Erwartung so Vieler in höchster Spannung erhalten hatte, ein Ende.

Kaum war der Reichstag zu Augsburg beendigt, so vermehrten sich die Besorgnisse der Protestanten durch die zu Köln am 5. Januar 1551 vollzogene Wahl Ferdinands, des Kaisers Bruders, zum römischen König. Kaiser Karl nämlich, dessen politische Handel, in die er immer verwickelt war, ihm nicht erlaubten, sich lange Zeit in Deutschland aufzuhalten, hatte schon seit einiger Zeit den Plan, seinen Bruder zum römischen König ernennen zu lassen, weil es seiner stets gespannten Aufmerksamkeit nicht entgangen war, daß seine langen Abwesenheiten von Deutschland sein Ansehn, das ihm so sehr am Herzen lag, schwächten. Sein Bruder schien ihm daher die schicklichste Person, dieses Ansehn aufrecht zu erhalten. Karl hatte jedoch, wenn er seinen Plan durchsetzen wollte, großen Widerstand zu erwarten; denn nicht nur sämtliche protestantische Stände, sondern auch einige katho-

lische waren den Absichten des Kaisers entgegen, besonders die Herzöge von Baiern. Sie glaubten, daß durch eine solche Wahl die Freiheit des deutschen Reichs beeinträchtigt werde. Am mißfälligsten mußte die Sache dem Kurfürsten von Sachsen seyn, weil Ferdinand damals noch ein sehr eifriger Katholik war, von welchem sich die protestantische Partei nichts Erfreuliches versprechen konnte. Er hatte dieß noch vor Kurzem zu Augsburg bei den Reichstagsverhandlungen deutlich genug gezeigt. Der Kurfürst forderte daher erst ein Gutachten von Luthern, ob es gleich eigentlich eine politische Angelegenheit war, und dieser, seinen bisherigen Grundsätzen treu bleibend, meinte: man müsse dem Kaiser überall gehorsam seyn, und es wäre keine Sünde, einen Feind des Evangeliums (Ferdinand) weltlicherweise zu wählen, da solches ohnedieß geschehen würde, wenn es gleich der Kurfürst zu hindern suchte. Man müsse, setzte er hinzu, Gott vertrauen, welcher es also fügen würde, daß auch der König Ferdinand nicht mehr Schaden könne, als der Kaiser bisher geschadet habe. Endlich schloß er mit den treuherzigen Worten: „Ew. Kurfürstl. Gnaden wolte mir mein unverständiges Geschwätz zu Gute halten; ich rede, wie ichs verstehe, weiß aber wohl, daß ich Ew. Kurfürstl. Gnaden Gewissen gerne sicher und frei haben wollte, und mir es höchst Leid wäre, daß Elbe in Fahr oder Beschwörung komme.“ — Auch Melancthon trat Luthers Meinung bei, und suchte dem Kurfürsten durch Beispiele aus der deutschen Reichsgeschichte zu beweisen, daß noch bei Lebzeiten des Kaisers römische Könige erwählt worden wären. — Der Kurfürst,

welcher sonst die Urtheile Luthers und Melanchthons als halbe Drahtsel betrachtete, glaubte dennoch, von politischen Gründen geleitet, die Wahl Ferdinands hindern zu müssen, und schickte in dieser Absicht seinen Prinzen, Johann Friedrich, nach Köln, um in seinem Namen gegen die Wahl zu protestiren. Die Herzöge von Baiern, so wie der Herzog von Braunschweig, Heinrich, thaten ein Gleiches. — Der Herzog von Lüneburg, Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt und die Grafen von Mansfeld schickten ebenfalls ein Schreiben an die Reichsstände nach Köln, in welchem sie dieselben um die Aufrechthaltung der güldnen Bulle (Karls IV.) baten.

Dessen ungeachtet wurde Ferdinand, wie schon bemerkt worden, zum römischen Könige gewählt.

Die protestantischen Stände vergaßen aber auch nicht für ihre Sicherheit zu sorgen. Sie schlossen nämlich zu Schmalkalden (am 27. Februar 1551) ein Bündniß, welches aus nachstehenden Punkten bestand: „Da es allerdings den Anschein habe, daß sie einen Angriff ihrer Gegner befürchten müßten, und es einer christlichen Obrigkeit zukomme, Sorge zu tragen, damit ihre Unterthanen von der reinen Lehre des Evangeliums nicht abfällig gemacht würden, so hätten sie sich hiermit in ein Vertheidigungsbündniß eingelassen, also, daß, wenn ein Theil der Verbündeten des göttlichen Worts wegen angegriffen würde, die andern alle, als gelte es ihnen selbst, zu seiner Vertheidigung herbeieilen sollten. Kein Theil der Verbündeten dürfe, ohne Wissen und Willen der Uebrigen, einen Vertrag mit der Gegenpartei

machen, dagegen aber die, welche die gereinigte Lehre angenommen, auf ihr Verlangen in den Bund aufnehmen. Dieser Bund solle vorerst 6 Jahre dauern; wenn aber während dieser Zeit ein Krieg ausbrechen würde, bis zur Beendigung desselben verlängert werden."

Im Monat Juni 1551 hatten die schmalkaldischen Bundesgenossen, wie man sie gewöhnlich nennt, eine neue Zusammenkunft zu Frankfurt am Main; man verdarb jedoch hier viel Zeit mit Einholung juristischer und theologischer Gutachten, welche größtentheils die Frage zum Gegenstande hatten, ob es erlaubt wäre, dem Kaiser Gewalt entgegen zu setzen, wofern er in Religionsangelegenheiten ebenfalls Gewalt brauchen wolle?

Nach 8 Tagen gingen die Bundesverwandten wieder auseinander, nachdem sie beschlossen hatten, Gesandtschaften nach Frankreich, England und andern Staaten zu schicken, auch des Kaisers Bruder, Ferdinanden, den Titel eines römischen Königs zu verweigern, weil er widerrechtlich erwählt worden sey.

Der letztere Beschluß wurde sogar dem Kaiser und seinem Bruder schriftlich übersandt. So beleidigt sich Beide dadurch auch immer finden mochten, so waren sie doch zum Glück für die schmalkaldischen Bundesgenossen jetzt nicht im Stande, Gewalt zu gebrauchen. Der Kaiser mußte nämlich seine ganze Macht vorzüglich gegen die Türken kehren, wenn er ihnen nicht den größten Theil der Erbländer seines Bruders Preis geben wollte.

Der Kaiser that daher, was er in solchen Fällen immer zu thun pflegte, er schlug den Weg nochmaliger gütlicher Unterhandlungen ein. Es hätte wohl schwerlich Jemand bei Bekanntmachung des Reichstagsbeschlusses zu Augsburg geahnet, daß der Kaiser selbst den protestantischen Fürsten den Frieden anbieten würde. Um jedoch seine kaiserliche Würde bei Ehren zu erhalten, mußten die Kurfürsten, Albrecht von Mainz und Ludwig von der Pfalz, welche sich zu Mittelspersonen brauchen ließen, wenn auch nur zum Schein, bei ihm um die Erlaubniß ansuchen, mit den Protestanten Friedensunterhandlungen einzuleiten zu dürfen. Der Kaiser erlaubte, was er selbst wünschte; und der Kurfürst von Sachsen nebst dem Landgrafen von Hessen sahen dieß als eine willkommene Gelegenheit an, ihre Religionsangelegenheiten auf einen festen Fuß zu setzen. — Luther wurde in dieser Sache abermals vom Kurfürsten Johann zu Rathe gezogen, und er schrieb an den sächsischen Kanzler Brück (Pontanus): „Ich halte, daß die fürgeschlagene Meinung des Kurfürsten von Mainz nicht sey abzuschlagen. So ist auch aus den vorigen Händeln leicht zu rathen, was man nachgeben könne oder nicht, und wo man könnte dahin arbeiten, daß Friede gemacht und unsers Theils Sachen (unserer Partei Angelegenheiten) aufgeschoben würden, wäre es wohl anzunehmen nach dem Sprichwort: Nachfrist Jahrfrist, kommt Tag, kommt Rath.“

Da die schmalkaldischen Bundesfürsten die Aufhebung aller Processen beim Reichskammergericht, welche die Religionsveränderungen der Protestanten betrafen, zur ersten Friedensbedingung gemacht hatten, und der

Kaiser dazu bereitwillig war, so setzte man den 29. August 1551 zu einer Zusammenkunft der Gesandten zu Schmalcalden an. Allein da man auf beiden Seiten nicht einig werden konnte, ging schon am 2. September die ganze Friedensversammlung wieder auseinander, ohne Frieden gemacht zu haben.

Gleichwohl bedurfte der Kaiser des Friedens; denn der König von Frankreich, der Kurfürst von Sachsen, Landgraf von Hessen, so wie die Herzöge von Baiern, unterhandelten bereits mit einander über die Mittel, wodurch die Wahl Ferdinands zum römischen Könige wieder vernichtet werden könnte; auch droheten die Fortschritte, welche die Türken in Ungarn machten, neues Unglück. Der Kaiser vermittelte daher durch die Kurfürsten von Mainz und Pfalz am 2. April 1552 eine neue Zusammenkunft, welche zu Schweinfurt gehalten wurde. Der Kaiser verlangte aber vor allen Dingen von den protestantischen Fürsten Genehmigung der Wahl Ferdinands und Zurücknahme der dagegen eingegebenen Protestation. Allein gerade dieß verweigerten die Protestanten, und es hatte bereits den Anschein, daß auch diese Versammlung unverrichteter Sache auseinander gehen würde. Ueberhaupt machte die Frage die meisten Schwierigkeiten: Wem der abzuschließende Friede eigentlich zu Gute kommen sollte? Die Katholiken schienen denselben nur denjenigen zuzusichern zu wollen, welche die augsbургische Confession bereits angenommen hatten. Allein der Kurprinz von Sachsen, Johann Friedrich, welcher die Friedensunterhandlungen vorzüglich leitete, verlangte bestimmt, daß auch

diejenigen daran Antheil nehmen sollten, welche noch künftig die augsburgische Confession annehmen würden. — Es ist gewiß, daß, wosern die Protestanten das Letztere nicht erhalten konnten, die Kirchenverbesserung in die engsten Grenzen eingeschränkt und die schwächern Reichsstände, welche noch reformiren wollten, daran gehindert wurden. Darum drangen die protestantischen Gesandten so sehr darauf, daß alle, welche künftig eine Kirchenverbesserung vornehmen würden, mit in den Frieden eingeschlossen werden mußten. Dennoch fand sich Jemand, der es dem Kurfürsten in einem eignen Briefe widerrieth, deswegen den Frieden aufzuschieben oder wohl gar zu vereiteln, und dieß war Luther *). Sein Brief hatte wirklich die Wirkung, daß man nachgab, und so wurde am 25. Juli 1552 zu Nürnberg der sogenannte erste Religionsfriede**) geschlossen, dessen Hauptinhalt auf nachstehenden Punkten beruhete:

1. Kein Theil soll den andern des Glaubens wegen drücken und belästigen, oder denen, welche deshalb Gewalt brauchen wollen, Hülfe leisten.

*) Luther erscheint also abermals hier als Friedensrath, und es ist sehr gegründet, was sein verdienter Biograph, Schröckh, von ihm sagt: „es war eben sein (Luthers) größter Kummer nicht, wenn in der Kirche heftige Streitigkeiten entstanden; sobald er dieselben für nöthig hielt, führte er sie, ohne sich durch eine andere Betrachtung irre machen zu lassen, gestoft und nachdrücklich. Desto mehr ist er stets besorgt gewesen, daß bei Gelegenheit der Religionshändel keine Unruhen im Staate ausbrechen möchten: und er würde nicht verdienen, der Reformator der Kirche zu heißen, wenn er anders gesinnt gewesen wäre.“

**) Kurzgefaßte Geschichte des ersten Religionsfriedens (von Baumeister). Görlitz 1755. 8.

2. Man soll einander bis zur bevorstehenden Kirchenversammlung mit rechter christlicher Freundschaft und Liebe zugethan seyn.

Dieser Friede gab eigentlich den Protestanten nichts, was sie nicht schon vorher gehabt hätten, nämlich die Versicherung, daß sie keinen gewaltsamen Angriff bis zu einer Kirchenversammlung besorgen dürften. Auch die vom Kaiser bewilligte Aufhebung der Religionsprocesse war im Grunde eben so unbedeutend für die Protestanten, als jenes. Denn bei ihrem mächtigen Bunde, bei den anderwärtigen Beschäftigungen des Kaisers wagte es Niemand, diese geltend zu machen. Daher war der Landgraf mit dem Friedensschlusse höchst unzufrieden, unterzeichnete ihn auch nicht. Er ließ sich vielmehr in sehr empfindlichen Ausdrücken gegen den Kurfürsten und dessen Prinzen heraus. Es wurde hin und her darüber gebriefwechselt, und wäre beinahe zwischen dem Kurfürsten und Landgrafen zum Bruche gekommen. Endlich schrieb der Landgraf, nachdem seine erste Hitze etwas abgeköhlt war: was geschehn ist, ist geschehn; der Ausgang aber wird zeigen, wer Recht hat. —

Der Kurfürst von Sachsen überlebte jedoch den Frieden nicht lange; er starb am 16. August 1552, und hinterließ den Ruhm eines eben so milden, als frommen und in seinem Glauben standhaften Fürsten. „Mit Kurfürst Friedrichen, sagte Luther, ist die Weisheit, mit Kurfürst Johannes aber die Frömmigkeit gestorben.“

Man zeigt zu Nürnberg auf der Rathsbibliothek noch die Schreibtasel von ihm, in welcher er Luthers

Predigten nachzuschreiben pflegte. Täglich mußten ihm 6 Pagen abwechselnd 6 Stunden aus der Bibel vorlesen; denn, sagte er: „ich kann des göttlichen Wortes eben so wenig entbehren, als des Essens und Trinkens.“

Als sich dieser Fürst mit seinen Theologen auf dem Reichstage zu Augsburg befand, sagte er zu ihnen: „liebe Herren! traut ihr euch die Lehre zu erhalten, so denkt, daß ihr Land und Leute nicht in Schaden bringt.“ Die Theologen antworteten: „wenn Kurfürstl. Gnaden nicht bei ihnen seyn wollten, so wären sie bereit, allein vor den Kaiser zu treten und sich zu verantworten.“ Sehr lebhaft versetzte darauf der Kurfürst: „Daß wolle Gott nicht! Wollet ihr mich ausschließen? Ich will Christum und sein Wort ebenfalls mit euch bekennen.“

Und er bekannte dasselbe bis an seinen Tod mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Sterbend streckte er bei dem Eintritte Luthers und Melancthons, die man eilig von Wittenberg herbeigeholt hatte, noch die Arme gegen sie aus, mußte sie aber aus Schwäche wieder sinken lassen, und verschied bald darauf.

Luther feierte sein Andenken in zwei Leichenpredigten über den Text 1 Thess. 4, 13—18., über welchen er sieben Jahre zuvor bei Friedrichs des Weisen Beerdigung ebenfalls gepredigt hatte*).

*) Zwei Predigten über der Leiche des Kurfürsten Herzog Johannes zu Sachsen, D. Martini Luthere. Wittenb. 1532. 4.



Job. Friedrich der Großmüthige, Churfürst v. Sachsen.

1834
nach zu einem ganz neuen -
nach auszuweisen sollte, weil sonst die

te Forderung nicht werden würde.

Es ist nun, das die Forderung nicht ausbleiben, was
sich nicht durch die Forderung nicht ausbleiben, was

das nicht durch die Forderung nicht ausbleiben, was

das nicht durch die Forderung nicht ausbleiben, was

das nicht durch die Forderung nicht ausbleiben, was

das nicht durch die Forderung nicht ausbleiben, was

das nicht durch die Forderung nicht ausbleiben, was

Die Reichsstände verlangten auf dem, noch in dem nämlichen Jahre (1552) zu Regensburg gehaltenen Reichstage von dem Kaiser, daß er selbst eine Kirchen- oder Nationalversammlung ausschreiben solle, weil sonst die durch kaiserliches Versprechen so lange getäuschte deutsche Nation aus Erbitterung sich auf die Seite der Protestanten schlagen werde. Sie setzten noch hinzu: sie würden nicht eher an eine Türkenhülfe denken, bis diese ihre gerechte Forderung erfüllt worden wäre.

Der Kaiser versprach: er wolle bei dem Pabste ernstlich um eine Kirchenversammlung anhalten, und wenn dieser keine Lust dazu bezeige, so wolle er einen neuen Reichstag halten, auf welchem die Beilegung der Spaltungen in der Kirche mit Nachdruck betrieben werden solle.

Schon zu Anfange des Jahres 1553 versicherte er auch die deutschen Reichsstände in einem an sie erlassenen Schreiben, daß es ihm gelungen wäre, die so oft gewünschte Kirchenversammlung beim Pabste auszuwirken. Der Pabst machte dieß den Ständen selbst bekannt, setzte aber hinzu, daß vorher aller christlichen Potentaten Erlaubniß dazu erfordert werde. Bald darauf schickte er einen Legaten in der Person des Bischofs Rangoni von Reggio in Begleitung eines kaiserlichen Gesandten an den sächsischen Hof, welcher am 2. Juni 1553 in Weimar ankam. Sein Vortrag war ungefähr folgender:

„Der Pabst (Klemens VII.) habe vom Anfang seiner Regierung an die Religionszwietracht der deutschen Stände mit großem Kummer bemerkt, und mehrere Male gelehrte und kluge Männer als Legaten nach

Deutschland geschickt, die aber leider! trotz ihrer ernstlichen Bemühungen, nichts ausgerichtet hätten. Nachher sey ihm die Hoffnung geblieben, kaiserliche Majestät werde während Ihrer Anwesenheit in Deutschland mehr ausgerichten. Allein ungeachtet einiger deshalb angestellten Reichstäge wäre gleichwohl sein löbliches Unternehmen gescheitert. Nun hätten Se. Heiligkeit mit dem Kaiser zu Bologna über diese Angelegenheit Rücksprache genommen, und wären darin mit den deutschen Ständen einig, daß eine allgemeine Kirchenversammlung das sicherste Mittel sey, dem verderblichen Religionszwispalte ein gewünschtes Ende zu machen. Se. Heiligkeit habe daher ihn (den Legaten) an den Kurfürsten geschickt, um zugleich bekannt zu machen, unter welchen Bedingungen und an welchem Orte die Kirchenversammlung gehalten werden könne. Sobald dieser Punkt mit den übrigen christlichen Potentaten aufs Reine gebracht worden sey, wolle der Pabst binnen 6 Monaten die Kirchenversammlung ausschreiben. Sie solle eine freie christliche Kirchenversammlung seyn; was auf derselben beschlossen worden, müsse Jeder unverbrüchlich halten; wer nicht dabei persönlich erscheinen könne, solle Bevollmächtigte senden dürfen; in den streitigen Religionspunkten solle bis zu Ende der Kirchenversammlung keine Neuerung vorgenommen werden; der beste Ort würde entweder Piacenza, Bologna oder Mantua seyn, weil diese Städte den Vorzug einer gesunden Luft und überflüssig vorhandener Lebensmittel hätten.“

Der zugleich anwesende kaiserliche Gesandte bat nun den Kurfürsten um eine geneigte, angemessene Antwort.

Der neue Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, gab die verlangte Antwort schon nach einigen Tagen; allein sie war so schwankend, daß man leicht daraus abnehmen konnte, wie wenig ihm an der ganzen Sache gelegen sey. „Freilich, sprach er, ist die Kirchenversammlung ein dringendes Bedürfniß, und ich werde zu ihrer Bejörderung alles, was ich kann, beitragen. Nur vermag ich allein keinen Entschluß zu fassen, bevor ich nicht zuvor mit den übrigen Bundesgenossen Rücksprache genommen habe. Die Sache kann auf dem nächsten Bundestage, der zu Schmalkalden gehalten werden soll, am besten entschieden werden.“

Mit dieser Antwort reiseten die Gesandten wieder ab. Der Kurfürst hatte jedoch nicht vergessen, ihnen alle Arten von Höflichkeiten zu erweisen. Ueberall, wo sie in seinen Ländern hinkamen, wurden Anstalten zu ihrer Bewirthung gemacht, sie erhielten sichere Geleitsbriefe u. Selbst Luther und Melanchthon hatten den Rath gegeben, sie möglichst glimpflich zu behandeln. Die Gesandten zeigten auch wirklich ihre Zufriedenheit mit einem eigenen Dankesagungsschreiben an den Kurfürsten für ihre gute Aufnahme.

Luther versprach sich übrigens von den neuen Unterhandlungen so wie von einer künftigen Kirchenversammlung wenig Erfreuliches. Er schrieb an einen seiner Freunde:

„Der Pabst hat uns etliche Artikel, wie das Concilium zu halten, überreichen lassen, nämlich, daß man darin handle nach seinem Willen und nach Art der vori-

gen Concilien, das ist, daß wir verdammt und verbrannt werden. Wir wollen ihm aber auch wieder solche Worte zurückgeben, wie uns und ihm gebührt. Es sind doch Buben in der Haut und bleibens auch."

Man schickte nun die päpstlichen Artikel an mehrere Theologen und verlangte ihr Gutachten darüber. Luther setzte seine Gedanken ebenfalls auf, und sagte unter andern:

„Wo sich der Pabst klärlich erzeigte, daß er ein Concilium nach Gottes Wort und nicht nach seiner Gewohnheit halten wollte, und sich dessen verpflichtete: so bedürfte es keiner Frage, ob wir erscheinen und gehorsam seyn wollten. Denn wir wollten nicht allein thun, sondern wären auch schuldig zu thun. Aber ein Concilium nach bisheriger Gewohnheit heißt ein Concilium wider Gottes Wort nach menschlichem Dünkel und Muthwillen. Weil nun die zwei, nämlich nach Gottes Wort und wider Gottes Wort, in einerlei Maul des Pabstes sich selbst Lügen strafen, so muß man greifen (gleichsam mit Händen greifen), daß der Pabst uns nur narret und unserer spottet."

Der damalige Syndikus zu Bremen, D. Johann van der Wijk, that den Vorschlag, daß man bei dem Concilium eigene Schiedsrichter erwählen sollte, weil der Pabst und die römische Geistlichkeit nicht entscheiden könnten. — Ein nürnbergischer Prediger, Andreas Osiander, war der Meinung: man solle zuvorberst alle Prälaten und geistliche Personen auf dem Concilium von ihrem Eid, womit sie dem Pabste verpflichtet wären, lössprechen;

man müsse auch fest darauf bestehen, daß die heilige Schrift einzig zur Schiedsrichterin diene; ferner solle den protestantischen Gesandten und Theologen hinlängliche Sicherheit verschafft werden, damit der Pabst nicht nach seiner angemessenen Gewalt, Treue und Glauben brechen könne u. s. w.

Bei dem Konvent zu Schmalkalden wurde die Sache in nähere Ueberlegung gezogen, und endlich das Resultat derselben dem kaiserlichen und päpstlichen Gesandten bekannt gemacht. Die Mitglieder des Konvents dankten zuvörderst dem Kaiser, daß er Gott und Christo zu Ehren ein allgemeines Concilium zu fördern gedenke, und baten Gott, daß er diese hochwichtige Sache ferner dahin leiten wolle, daß seine Ehre befördert, alle falsche Lehre ausgerottet und ein wahrer Gottesdienst wieder angerichtet würde. Darauf erklärten sie: wir suchen, wünschen und verlangen ein solches Concilium, auf welchem man die streitigen Punkte rechtlich, ordentlich, christlich und nach Gottes Wort behandle. Man schickte die Erklärung, vom 30. Juni 1533 datirt, an den kaiserlichen Gesandten und päpstlichen Nuntius.

Man machte übrigens den Protestanten von Seiten der Katholiken darüber Vorwürfe, daß erstere keine andere Norm annehmen wollten, nach welcher die streitigen Punkte auf einer Kirchenversammlung entschieden werden müßten, als nur die heilige Schrift. „Die heilige Schrift, sprachen die Katholiken, ist ein stummer Buchstabe, der sich nicht selbst erklären kann, daher ist es nöthig, daß er von dem heiligen Geist (durch die Concilien und den Pabst) erklärt werde.“

Andere machten den Protestanten den Vorwurf: „ihr erklärt die heilige Schrift nach eurem Belieben und wollet euch also selbst bei dem Concilium zu Richtern machen.“

Allein Luther und seine Anhänger leugneten nicht, daß die Schrift erklärt werden müsse, behaupteten aber, eine solche Erklärung müsse gründlich und nach folgenden Regeln gemacht werden: daß man die heilige Schrift aus ihr selbst erkläre, eine Stelle mit der andern vergleiche, und besonders die Hauptstellen richtig bemerke, in welchen eine Lehre deutlich vorgetragen werde, ohne zu gezwungenen Deutungen seine Zuflucht zu nehmen, oder gar neue Glaubenslehren auf das Ansehen der Päbste, Concilien &c. festzusetzen. Sie verwarfen es geradezu, daß Gott den Papst zum Richter in Glaubenssachen gemacht habe; sie räumten ferner der Kirche das Recht nicht ein, Glaubensartikel festzusetzen, wofern sie nicht in der heiligen Schrift gegründet wären.

Der Papst erlebte übrigens die Kirchenversammlung, mit der es ihm niemals Ernst gewesen war, nicht; denn er starb am 25. September 1554. Sein Nachfolger, Paul III., schien dagegen den Religionszwist durch eine Kirchenversammlung wirklich beilegen zu wollen, obgleich die Protestanten behaupteten, daß auch er alles, was er deshalb that, nur zum Scheine gethan habe. Inzwischen bereisete wenigstens zu Anfange des Jahres 1555 der päpstliche Legat, Peter Paul Vergeri, die deutschen Höfe, um ihnen den Entschluß des Papstes bekannt zu machen, ohne jedoch eine einzige Bedingung,

wie es bei der Kirchenversammlung gehalten werden sollte, festzusehen.

Das erfüllte die schon ohnehin sehr mißtrauisch gewordenen Protestanten mit neuem Mißtrauen, und Luther selbst sagte dem Legaten, welcher in eigener Person zu ihm nach Wittenberg kam, geradezu: „ich achte es nicht des Pabstes Ernst, und kömmt es auch zu Stande, so werden sie doch nur von Kutten, Glaken und dergleichen Narrenwerk handeln, aber nicht von andern wichtigen Wahrheiten der Religion.“ „Wir bedürfen überhaupt, äußerte Luther weiter, gar keiner Kirchenversammlung; denn wir sind unserer Sache gewiß; Ihr aber wisset nicht, was ihr glaubet. Habt ihr indeß Lust zu einer Kirchenversammlung, so haltet eine, ich will kommen und auch meinen Hals mitbringen *).“

Der Kurfürst von Sachsen hatte die Ankunft des päpstlichen Legaten in Weimar nicht erwartet, sondern war nach Wien gereiset, um dort die Belehnung mit der Kurwürde zu empfangen, nachdem er sich mit dem kaiserlichen Hofe wieder ausgesöhnt und Ferdinanden, des

*) Der Legat suchte in diesem Gespräch zuerst Luthern durch Schmeichelei für sich zu gewinnen und verlangte nur von ihm, daß er sich nicht gänzlich vom römischen Hofe trennen sollte. Als aber alle seine schönen Worte vergeblich waren, sagte er hernach öffentlich: ich will eher glauben, daß der Pabst mit allen seinen Kardinälen Luthers Lehre annehme, als daß dieser davon abgehen werde. Es ist übrigens merkwürdig, daß dieser Legat in der Folge selbst zur protestantischen Religionspartei überging und eine Vertheidigungsschrift für den Protestantismus schrieb.

Kaisers Brüder, für einen rechtmäßig erwählten römischen König erklärt hatte. Auf der Rückreise von Wien traf der Kurfürst den päpstlichen Legaten in Prag und erklärte ihm: daß er zwar immer noch ein allgemeines Concilium wünsche, aber nicht in einer italienischen, sondern in einer deutschen Stadt.

Gerade aber um die Zeit, als der päpstliche Legat in Sachsen erschienen war, hatten sich allerlei Gerüchte unter den Protestanten verbreitet, welche den Saamen des Argwohns von neuem in ihren Herzen ausstreuten. Bald sollte der Kaiser, bald sein Bruder sich ernstlich zum Kriege rüsten; man redete von starken Werbungen, welche hie und da angestellt würden, und man hielt es fast für ausgemacht, daß ein neues Ungewitter sich über den Häuptern der Protestanten aufthürme. Diese kamen daher auf die Vermuthung, der Kaiser habe sich mit dem Pabste verbunden und suche eine Kirchenversammlung bloß deswegen zu beschleunigen, um auf derselben die Protestanten unterdrücken zu können. — Unter solchen Umständen ließ sich denn auch keine andere Erklärung erwarten, als die, welche die Protestanten dem Pabste wirklich gegeben hatten, daß ihnen eine Kirchenversammlung zwar angenehm seyn würde; allein sie müsse vom Pabste unabhängig seyn und in Deutschland selbst angestellt werden. Der Pabst schien sich an diese Erklärung nicht kehren zu wollen.

Am 2. Juni 1536 erschien eine päpstliche Bulle, in welcher die Kirchenversammlung auf den Mai des folgenden Jahres ausgeschrieben wurde. Mantua war aber-

maß der Ort, welchen der Pabst dazu bestimmte, allein er änderte in Absicht des Orts seinen Entschluß, weil der Herzog von Mantua seine Hauptstadt nur unter gewissen Bedingungen dazu hergeben wollte. Er verlangte nämlich vom Pabste, daß er ihm während der Kirchenversammlung eine hinlängliche Besatzung geben und zugleich für den Unterhalt derselben sorgen solle, daß ferner die Gerechtigkeit durch seine Civilbedienten in Mantua, nicht aber durch Personen, die vom Concilium bloß abhängig wären, verwaltet werden müsse. Da der Pabst diese Bedingungen nicht annehmlich fand, wählte er die Stadt Vicenza, im Venetianischen, zum Concilium. — Man zweifelte jedoch selbst in Rom, daß der Pabst ernstlich auf eine Kirchenversammlung und Kirchenverbesserung denke. — Auch Luther spöttelte zu Wittenberg darüber, indem er sagte: „es schleppt sich der Pabst mit dem armen Concilio, wie die Kage mit den Jungen. In Deutschland will er's nicht halten, zu Mantua kann er's, wie er vorgiebt, nicht halten; jetzt solls zu Vicenza werden, da es nicht seyn kann und sie es auch nicht meinen. Er kann keinen Ort finden, da er gern ein Concilium hätte. Denn wo sie sollten erfunden werden auch im geringsten Stück sträflich oder irrig, so stiele der Pabst mit der Krone und den Schlüsseln zu Grunde. Das aber wäre der Tod und die Hölle für solche Majestät. Sollte alles in einem freien Concilium gerüttelt werden, welch ein Gestank sollte sich da erheben? Dessen fürchten sie sich und denken auf die abgeschmacktesten Plänke.“

Luther hatte wirklich Recht. Denn obgleich zu An-

fange des Jahres 1557 abermals ein päpstlicher Legat nach Deutschland kam, und die Protestanten zu der angesetzten Kirchenversammlung im Namen des Papstes besonders einlud, so spielte er gleichwohl nur ein Gaukelspiel. Er wußte sehr gut, daß unter gegenwärtigen Umständen kein Concilium zu Stande kommen werde, wollte sich aber doch gern den Schein geben, daß er alles gethan habe, um dasselbe zu Stande zu bringen. Die politische Geschichte damaliger Zeit giebt darüber gehörigen Aufschluß. Es war nämlich zwischen dem Kaiser Karl V. und seinem alten Feinde, dem Könige von Frankreich, Franz I., ein neuer Krieg ausgebrochen, welcher den Kaiser so sehr beschäftigte, daß ihm jetzt unmöglich eine Kirchenversammlung zu gelegener Zeit kommen konnte. Es ließ sich daher auch mit Gewißheit voraussehen, daß dieser jetzt nichts thun würde, um dieselbe zu befördern. „Die römischen Buben, schreibt Luther, haben wohl gewußt, wie es mit den Türken und Franzosen stehe, und eben darum das Concilium in dieß Jahr gelegt, damit, was die Lutherschen nicht hindern würden, doch die Türken und Franzosen es hindern müßten.“

Die Protestanten hatten inzwischen im Jahr 1536 ihr Bündniß zu Schmalkalden aufs neue befestigt, auf 10 Jahre verlängert und durch Aufnahme der Herzöge von Wirtemberg und Pommern, der Fürsten von Anhalt, ingleichen der Städte Augsburg, Frankfurt und Hannover beträchtlich verstärkt. Man war übereingekommen, eine Armee von 12,000 Mann auf gemeinschaftliche Kosten zu unterhalten. Diese Beschlüsse wurden im fol-

genden Jahr 1537 zu Frankfurt am Main bestätigt. Auch trat man mit Frankreich und England, welche zum Beitritt in den Bund Hoffnung machten, in Unterhandlungen.

Alle diese Vorkehrungen hatten den Nutzen, daß der Kaiser die Protestanten sehr schonend behandelte und ihnen die ausdrückliche Versicherung gab: er werde für seine Person keine Veranlassung zum Bruche des zu Nürnberg geschlossenen Religionsfriedens geben, so sehr auch die Protestanten, getäuscht durch ausgestreute falsche Gerüchte, das Gegentheil befürchten möchten.

Auf dem noch in dem nämlichen Jahre (1537) abermals zu Schmalkalden gehaltenen großen Konvente, wohin auch der päpstliche Gesandte dem Kurfürsten von Sachsen gefolgt war, gaben die Protestanten einen deutlichen Beweis ihres verstärkten Muthes; denn sie erklärten dem päpstlichen und kaiserlichen Gesandten: daß sie fest entschlossen wären, an einer vom Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung gar keinen Antheil zu nehmen.

Melanchthon hatte auch eine Schrift abgefaßt, in welcher die Gründe dargelegt wurden, warum sich die Protestanten weigerten, eine Kirchenversammlung zu beschicken. Luther hingegen rieth, die Kirchenversammlung zu besuchen, damit man auf derselben den Papst recht züchtigen und demüthigen könne. Er verfertigte auf Befehl des Kurfürsten einen Aufsatz, um denselben, wenn dennoch eine Kirchenversammlung zu Stande käme, als Grundlage der daselbst vorzunehmenden Unterhandlungen gebrauchen zu können. Dies

sind die bekannten schmalkaldischen Artikel. Sie erhielten diesen Namen, weil der Aufsatz Luthers von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurde.

Diese schmalkaldischen Artikel sind ganz im Geiste Luthers abgefaßt, voll heftiger Ausfälle gegen den Papst und dessen angemafte Gewalt, voll bitterm Tadel der päpstlichen Lehren und Mißbräuche der römischen Kirche. Luther hatte den Artikeln auch eine Vorrede vorgesetzt, worin er sagt: „ich habe darum wenig Artikel gestellt; denn wir ohne das von Gott so viel Befehl haben, in der Kirche, in der Obrigkeit, im Hause zu thun, daß wir sie nimmermehr ausröhten können.“

Melanchthon war jedoch in dem Artikel von der Gewalt des Papstes nicht ganz mit Luthern einstimmig, und hielt es für rathsam, dem Papste unter einigen Einschränkungen einen gewissen Vorzug oder eine gewisse Macht einzuräumen. Er machte daher einen Anhang zu den schmalkaldischen Artikeln über diesen Gegenstand, welcher wenigstens seine friedfertigen Gesinnungen bezeugt. Uebrigens unterschrieb er die schmalkaldischen Artikel mit den Worten: Ich, Philippus Melanchthon, halte diese obgestellten Artikel auch für recht und christlich. Bekanntermaßen werden dieselben mit zu den symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche gerechnet.

Die Bedrückungen des Reichskammergerichts gegen die Protestanten hatten unterdessen, ungeachtet des geschlossenen Religionsfriedens, nicht aufgehört, so viele

Klagen auch bereits dagegen erhoben worden waren. Auch hatte der Kaiser selbst durch seinen Gesandten, den Vicekanzler Held, auf dem letzten Konvent zu Schmalkalden frei erklären lassen, daß nur diejenigen Reichsstände an dem Religionsfrieden Theil nehmen könnten, welche bei Abschließung desselben ausdrücklich erwähnt worden wären, diejenigen aber davon ausgeschlossen werden mußten, die während der Zeit die Luthersche Lehre angenommen hätten. — Die Protestanten konnten aus dieser Erklärung leicht abnehmen, daß sie sich auf die Freundschaft des Kaisers nicht verlassen dürften. Auch erlaubte sich der Vicekanzler nicht allein beleidigender Ausdrücke gegen sie, sondern reifete auch gleich nach dem schmalkaldischen Konvente an vielen katholischen Höfen in Deutschland herum, um sie gegen die Protestanten noch mehr aufzuwiegeln. Ueberdieß reizte er das Kammergericht zu einem immer übermüthigern Verfahren gegen sie. Er war es auch, der diejenige Verbindung unter einigen katholischen Reichsfürsten zu Stande brachte, welche in der Reformationsgeschichte unter dem Namen „des heiligen Bundes“ bekannt ist und am 20. Juni 1558 zu Nürnberg geschlossen ward. So wie der schmalkaldische Bund alle Mitglieder zu gegenseitiger Hülfe im Fall eines feindlichen Angriffs verpflichtete, so zweckte dieser sogenannte heilige Bund darauf ab, daß, wenn Einer von den Verbündeten des alten Glaubens wegen in Gefahr käme, die Uebrigen zu seinem Beistande sogleich bereit seyn sollten. Die Theilnehmer an diesem Bunde waren: der Erzherzog Ferdinand, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, der Herzog Georg von Sach-

sen und die Herzöge von Baiern und Braunschweig. Herzog Ludwig von Baiern und Heinrich von Braunschweig wurden zu Bundesobersten ernannt. Es ist ungewiß, ob der Kaiser ebenfalls an dem Bündnisse Theil genommen.

Allein auch die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes hatten sich seit Kurzem beträchtlich vermehrt, und die Reformation Luthers machte in verschiedenen deutschen Ländern selbst dann große Fortschritte, wenn sogar die eigenen Landesherren sie zu unterdrücken suchten. Dieß war vorzüglich der Fall bei Joachim I., Kurfürsten von Brandenburg, und bei Georg dem Bärtigen, Herzog von Sachsen.

So unermüdet sie auch der Lutherschen Lehre entgegenarbeiteten, so harte Maßregeln sie auch gegen ihre Anhänger ergriffen, so hatten sie gleichwohl, noch während ihres Lebens, den Verdruß zu sehen, daß ihre bestimmten Nachfolger diese Lehre begünstigten. Joachim II., der nach seines Vaters, Joachims I., Tode die Kurwürde von Brandenburg erhielt, war schon längst ein eifriger Verehrer Luthers gewesen, und nur die feindseligen Gesinnungen seines Vaters gegen den Wittenberger Reformator, so wie einige Rücksichten, die er auf seines Vaters Bruder, den Kurfürsten Albrecht von Mainz, nehmen zu müssen glaubte, hatten ihn verhindert, in dieser Sache den Wünschen seines Herzens zu folgen. Selbst nach dem Tode Joachims I. (1555) wollte Joachim II. noch keine gewaltsamen Schritte thun, sondern stellte es

den verschiedenen Gemeinden frei, nach ihrer Ueberzeugung zu glauben und sich predigen zu lassen. Als aber sein Bruder, Johann, der in der Mark Brandenburg regierte, sich öffentlich für die Luthersche Lehre erklärte und sie in seinem Lande einführte (1538), so folgte er dessen Beispiele. Im Jahr 1559 wurde das Kurfürstenthum Brandenburg protestantisch, obgleich noch Manches vom Katholicismus geduldet ward.

Eben so verhielt sich mit dem Herzog Georg von Sachsen. Er blieb, so lange er lebte, Luthers unversöhnlichster Feind; auch war er schon im Begriff, solche Verfügungen zu treffen, daß nach seinem Tode die ihm so verhaßte Luthersche Lehre nicht eingeführt würde (er gedachte dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, seine Länder zuzuwenden), allein sein schneller Tod (24. April 1559), welcher im 68. Jahre seines Alters erfolgte, vereitzelte seine Plane, und sein Bruder, Heinrich, welcher in der Geschichte unter dem Namen, des Frommen, bekannt ist, und bereits im Jahr 1537 in den schmalkaldischen Bund aufgenommen worden war, ein eifriger Anhänger Luthers, erbte die brüderlichen Länder, und führte bald und ohne Widerstand die Reformation in denselben ein. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, war dabei sein Rathgeber; Luther, Melancthon, Justus Jonas und Georg Spalatin bewiesen sich in dieser Sache ebenfalls sehr thätig. Am 4. Mai wurden schon zu Annaberg in des neuen Herzogs Gegenwart evangelische Predigten gehalten. Und Luther predigte kurze Zeit nach dem Tode des Herzogs Georg in den Leipziger Kirchen, am Pfingst-

festes des Jahres 1559. Er hatte also im prophetischen Geiste gesprochen, wenn er mehrere Male äußerte: „ich werde es noch erleben, daß Herzog Georg und sein Haus nicht mehr seyn wird, und ich das Wort Gottes noch selbst zu Leipzig predige.“

Im geschichtlichen Zusammenhang steht das mit dem folgenden Abschnitt.

Kaiser Karl V. hatte inzwischen mit dem Könige von Frankreich, Franz I., zu Nizza Frieden gemacht (18. Juni 1558). Aber in dem nämlichen Jahre droheten auch die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn, und ihre gewaltigen Zurüstungen ließen das Schlimmste befürchten. Ferdinand, der römische König, bat daher die Protestanten selbst um Hülfe gegen den gefährlichen Feind. Die Protestanten schlugen die Bitte nicht ab, machten jedoch Bedingungen, welche zunächst ihre eigene Sicherheit bezweckten. Sie verlangten von Ferdinand, daß er ihnen beim Kaiser einen dauerhaften Frieden auswirken möchte, und zwar einen Frieden, an welchem alle diejenigen, welche ihrer Partei bereits beigetreten wären, oder noch beitreten würden, Theil nehmen dürften. Ferner verlangten sie, daß alles Verfahren des Reichskammergerichts gegen die Protestanten eingestellt würde. Auch begehrtten sie, daß bald möglichst ein neuer Reichstag gehalten werden möchte, auf welchem dieser Vergleich auch von den katholischen Ständen bestätigt werden sollte. Unter diesen Bedingungen versprachen sie eine ansehnliche Türkenhülfe. Im nächsten Jahre (1559) kamen auch wirklich die Kurfürsten von Pfalz und Brandenburg zu Frankfurt zusammen, um mit den Protestanten im Namen des Kaisers und seines Bru-

ders den Vergleich einzugehen. Der Papst war damit sehr unzufrieden, und arbeitete um so eifriger daran, den Kaiser gegen die verhaßten Kecher sobald als möglich in die Waffen zu bringen. Er versprach demselben sogar die Summe von 50,000 Ducaten zu zahlen, sobald er ihn ernsthafte Anstalten zur Unterdrückung der Protestanten würde machen sehen. —

Der Kaiser zeigte sich nicht abgeneigt, den päpstlichen Wünschen zu entsprechen, sobald es sich werde thun lassen. —

Auch die katholischen Stände waren in einer für die Protestanten nicht minder ungünstigen Stimmung, und selbst Ferdinand, der römische König, arbeitete auf dem zu Worms (1539) gehaltenen Reichstage sehr eifrig daran, mehrere Reichsstände zur Theilnahme an dem sogenannten heiligen Bunde zu bewegen, so, daß die Protestanten nicht länger ungewiß bleiben konnten, was sie zu erwarten hätten. Indesß fertigten sie zu Anfange des Jahres 1540 an den Kaiser eine Gesandtschaft nach den Niederlanden ab, wo er sich damals befand, und drangen von neuem auf die Bestätigung der Frankfurter Unterhandlungen, so wie auf die baldige Veranstaltung des beschlossenen Religionsgesprächs. —

Der Kaiser zeigte sich zum letztern geneigt, und lud am 18. April des genannten Jahres in einem besondern Ausschreiben an den Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen zu einer auf den 6. Juni angesetzten Versammlung nach Speier, oder welchen andern Ort etwa der römische König bestimmen würde. Die Ver-

gleichungsunterhandlungen sollten daselbst sogleich angefangen werden.

Die Protestanten gingen nun gemeinschaftlich mit einander zu Rathe, über welche Punkte man sich etwa beim Religionsgespräche vergleichen könne, und waren schon im Voraus entschlossen, gewisse Vorschläge anzunehmen, welche zur Begründung des Kirchenfriedens dienen könnten. Zwar wollten sie, in Hinsicht ihrer Lehre, streng bei der augsburgischen Confession verbleiben, und sonst noch die Gültigkeit der Beschlüsse des Reichskammergerichts gänzlich verwerfen; dagegen aber auch sich in Beziehung auf äußere Gebräuche, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, so wie die Kirchengüterverwendung, desto nachgiebiger finden lassen.

Der Konvent wurde sonach, weil zu Speier epidemische Krankheiten ausgebrochen waren, am 12. Juni 1540 in Hagenau eröffnet. — Mittelsperson bei den Unterhandlungen beider Parteien war abermals der Kurfürst von der Pfalz, Ludwig.

Allein man muthete den Protestanten auf diesem Konvente zu, daß sie alle streitige Punkte, die schon auf mehreren Reichstagen zur Sprache gebracht, aber nicht beigelegt worden waren, als bereits entschieden annehmen sollten; eine Zumuthung, welche die protestantischen Gesandten geradezu verwarfen.

Beide Theile trennten sich daher, ohne einander im geringsten friedlich näher gerückt zu seyn.

Dessen ungeachtet verordnete der Kaiser auf den 28. October des nämlichen Jahres ein neues Vergleichungs-

gespräch zu Worms. Es nahm aber erst am 14ten Januar 1541 seinen Anfang. Bemerkenswerth ist es, daß sich dabei schon ein Jesuit als geheimer päpstlicher Geschäftsträger einfand, obgleich der Jesuitenorden erst das Jahr vorher vom Pabste Paul III. bestätigt worden war. — Nachdem Melanchthon und D. Eck über die Lehre von der Erbsünde 4 Tage hinter einander disputirt hatten, kam am 18ten Januar ein kaiserlicher Befehl, der den ganzen Konvent auseinander gehen hieß. Doch wurden die Anwesenden eingeladen, sich nächstens wieder zu Regensburg einzufinden, wo das abgebrochene Religionsgespräch unter des Kaisers eigenen Augen fortgesetzt werden sollte.

Der Reichstag zu Regensburg nahm am 5ten April 1541 seinen Anfang. Es waren sehr große Vorbereitungen dazu gemacht worden, und man schöpfte daher auch zum Theil große Hoffnungen von demselben. Der Kaiser hob nicht allein die Kammergerichtsprocesse auf, ertheilte denen, welche den Reichstag besuchten, sicheres Geleit, sondern erlaubte auch Jedem noch vor Beendigung des Reichstags, jedoch mit kaiserlichem Vorwissen, abzureisen. — Karl V. war selbst der erste auf dem Reichstage, und der Landgraf von Hessen erschien Tags darauf. Der Kurfürst von Sachsen aber wollte sich, ob ihn gleich der Kaiser darum gebeten hatte, nicht bewegen lassen, in eigener Person sich einzufinden, weil er es für nicht rathsam hielt, daß beide Bundeshäupter zugleich gegenwärtig wären*). Luther hatte in einem eigenhän-

*) Bekanntermaßen waren der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen die Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes.

digen Briefe dem Kurfürsten, die Erscheinung auf dem Reichstage dringend abgerathen. „Wir haben, schrieb er, immer herzlich gewünscht, auch Gott gebeten, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden ja nicht persönlich auf den Reichstag zöge in dieser gefährlichen Zeit; denn E. K. G. Person ist der rechte Mann, den der Teufel vor andern Fürsten sucht und meinet. Und ist in keinem Weg zu rathen, daß sich E. K. G. aus dem Lande begeben, dafür wir auch noch herzlich und um Gottes willen E. K. G. wollen gebeten haben. Denn wo E. K. G. selbst da seyn sollten, und gedrungen werden, würden Sie gewißlich zuletzt nicht genug Behrworte finden. Denn da ist kein Ablassen mit Anhalten, bis sie etwas verlangen, wie ich zu Worms selbst erfahren*). Weil nun E. K. G. die gewisse Fahr sehen und keine Frucht, so will zu bedenken seyn, daß E. K. G. Gott nicht versuche und sich wissenschaftlich in Fahr begeben.“

Der Kurfürst von Sachsen schickte unterdessen eine ansehnliche Gesandtschaft nach Regensburg, an deren Spitze sich der Fürst, Wolfgang von Anhalt, befand. Sobald die Gesandten gegen Ende des März an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt waren, setzten ihnen der Landgraf von Hessen, der Pfalzgraf, Friedrich, und der kaiserliche Minister, Granvella, sehr heftig zu, daß sie den Kurfürsten bewegen möchten, persönlich zu erscheinen. — Allein der Kurfürst blieb seinem einmal gefaßten

*) Die Leser werden sich noch erinnern, wie Luthern von dem markgräflich badenschen Kanzler Behus zu Worms zugesetzt wurde, um ihn zum Nachgeben zu bewegen.

Entschlusse treu, und gab jedesmal die Antwort: es geschehe aus hochwichtigen Gründen.

Es fand sich übrigens zu Regensburg eine überaus große Anzahl Geistliche ein, und der päpstliche Legat, Contareni, ließ sich die Wiederherstellung des Kirchenfriedens, dem Anscheine nach, sehr angelegen seyn. Er hatte, nach der Versicherung des italienischen Geschichtschreibers, Pallavicini, den Befehl, sich bei den Reichstagsverhandlungen nicht auf seine schriftliche Vollmacht zu beziehen, sondern solle überhaupt nur darauf sehen, daß das päpstliche Ansehen erhalten, den Protestanten nichts eingeräumt, die gütlichen Unterhandlungen zu rechter Zeit abgebrochen und alle Streitigkeiten auf eine Kirchenversammlung verwiesen würden. Nach einem andern Rescript war Contareni beauftragt, den Krieg mit den Protestanten nicht anzurathen; aber nachgeben solle er in Glaubenssachen den Protestanten gar nichts, denn die streitigen Artikel wären die Hauptstünge der Religion (nämlich die Artikel von der geistlichen Macht des Papstes, der Messe, dem Fegfeuer, der Ehrenbeichte, Anrufung der Heiligen, dem Mönchsstand), und darüber könne er keine Unterhandlungen pflegen.

Das zu Worms angefangene, aber sobald wieder abgebrochene Religionsgespräch wurde jetzt ebenfalls fortgesetzt, und nahm am 27sten April seinen Anfang.

Unter den Katholiken waren die Gesprächhalter: Julius von Pflug, Domprobst zu Zeitz, ein eben so talentvoller als gelehrter Mann, Johann Gropper, Domherr zu Köln, und der bekannte D. Johann Eck.

Unter den Protestanten: Melancthon, Bucer und der hessische Theolog, Johann Pistorius.

Man überreichte ihnen dabei ein Buch, in welchem die vorzüglichsten christlichen Glaubensartikel abgehandelt waren, nach dessen Norm die Theologen an der Religionsvereinigung arbeiten sollten. Man nannte diesen Aufsatz das erste oder regensburger Interim (die einstweilige Glaubensnorm). Für die Verfasser wurden bald Katholiken, bald Protestanten gehalten; aber kein Theil war damit zufrieden, am wenigsten waren es die Protestanten. Indesß vereinigte man sich über einige Punkte wirklich, aber die meisten blieben unverglichen, und D. Eck soll sich bei dieser Gelegenheit, aus Verdruß, ein Fieber zugezogen haben.

Der Landgraf von Hessen zeigte sich überhaupt viel nachgiebiger, als der Kurfürst von Sachsen, und Luther war auf den erstern so unwillig, daß er schrieb: „Philipp kehrt das Vaterunser um, und setzt die 4te Bitte den 3 erstern vor.“

Eben so unzufrieden war der Kurfürst von Sachsen mit seinen Gesandten, und es verdroß ihm ungemein, daß sie sich das Interim hatten gefallen lassen. Die Gesandten entschuldigten sich so gut sie konnten, und baten dagegen den Kurfürsten, in eigener Person auf den Reichstag zu kommen. Der Kurfürst that jedoch weder das eine, noch bequente er sich in den übrigen Dingen. Er verwarf z. B. die bereits verglichenen Artikel, und erklärte zuletzt, daß das Gespräch ganz abgebrochen werden müsse, wosern man in der Abendmahlslehre nicht einig werden könne.

Luther war ebenfalls dieser Meinung, und so konnte man nicht zu dem gewünschten Religionsvereine gelangen. Der Kurfürst von Sachsen, welcher schon in Sorgen stand, daß man den Katholiken zu viel einräumen möchte, schickte sogar den magdeburger Theologen, Nicolaus von Amstdorf, nach Regensburg, um jeden Schritt, den hier die sächsischen Theologen thun würden, sorgfältig zu bewachen; denn es sollte, nach seinem Willen, auch kein Buchstabe von Luthers Lehrmeinungen verloren gehen, und der Kurfürst hatte eifrig darauf gedrungen, selbst bei den Worten der augsburgischen Confession stehen zu bleiben.

Der Kaiser indeß zeigte sich bei diesem theologischen Zwiste sehr duldsam und nachgiebig. Denn da der eben genannte Amstdorf einmal in der Predigt sagte: Gott urtheilt anders, als der Kaiser, ließ er es ganz ungeahndet hingehen. Er erklärte auch, daß er eine Kirchenverbesserung mit Hülfe der deutschen Reichsstände zu Stande bringen würde, der Pabst möge wollen oder nicht. — Gegen den Landgrafen von Hessen, der sich ihm auf diesem Reichstage besonders gefällig zu machen suchte, gab er folgende merkwürdige Erklärung:

„Man könnte recht gut mit einander einig werden, wenn nicht Melancthon von Luthern und Andern verhezt würde. Die Protestanten haben Manches geschrieben, was ihnen jetzt ein Evangelium dünkt; aber sie sind, wie wir Alle, Menschen und können sich ebenfalls irren.“

Der Kurfürst von der Pfalz ermüdete noch immer nicht, den Zwist zu beseitigen, und der Landgraf von

Hessen wünschte es aufrichtig. Allein der Kurfürst von Sachsen schien die Katholiken durchaus zu Lutheranern machen zu wollen; und wie hätte auf diese Weise wohl ein gütlicher Vergleich zu Stande kommen können?

Luther glaubte noch überdem, daß es den Katholiken mit einem Vergleiche gar kein Ernst sey, und der Kurfürst war gleicher Meinung. Er ertheilte daher zuletzt seinen Gesandten den Befehl: sie sollten durchaus nichts weiter einräumen und keinen gottlosen Vergleich eingehen.

Voll Verdruß verließ endlich der in der Religion weit duldsamere Landgraf von Hessen den Reichstag, und der Kurfürst von Sachsen gebot seinen Gesandten, sie sollten sich ebenfalls von Regensburg entfernen. —

Der Kaiser glaubte jetzt der Sache ein Ende machen zu müssen. Er fragte bei den Ständen an, ob sie für gut befänden, daß die bereits verglichenen Punkte bis auf eine allgemeine Kirchenversammlung oder einen andern Reichstag sollten angenommen werden? Die Antwort fiel dahin aus: es solle dieß bis zu einer Kirchenversammlung geschehen; und es sey auch möglich, daß die streitigen Punkte noch auf dem jetzigen Reichstage verglichen werden könnten. Wäre dazu keine Zeit mehr, so möchte man nachher mit dem Pabste und andern Potentaten Rücksprache nehmen, damit eine Kirchen- oder Nationalversammlung zu Stande käme. — Die protestantischen Stände (Kursachsen ausgenommen) baten noch überdieß den Kaiser: er möge die bereits verglichenen Lehrpunkte bestätigen, damit die Wahrheit gefördert und die Mängel der Kirche verbessert würden. Sollte, setzten sie hinzu,

eine Kirchenversammlung nicht zu Stande kommen, so wollten sie auf einem künftigen Reichstage ihre Lehre weitläufiger auseinander setzen.

Die Bischöfe, und mit ihnen Baiern und Braunschweig, drangen ausdrücklich auf eine Kirchenversammlung, weigerten sich aber, die bereits verglichenen Artikel anzunehmen, weil man sich über die wichtigeren nicht habe vereinigen können. —

Der Kaiser versprach nun, er wolle bei dem Pabste selbst eine Kirchenversammlung auswirken; doch begehrte er von den Protestanten, daß sie während der Zeit keine weitem Veränderungen machen sollten.

Am 29sten Juli 1541 wurde endlich der Reichstagsbeschuß bekannt gemacht, welcher aus nachstehenden Punkten bestand:

1. Alle Religionsverhandlungen sollen bis auf einen neuen Reichstag oder eine Kirchenversammlung verschoben bleiben. —

2. Die Protestanten sollen gehalten seyn, über die bereits verglichenen Punkte bis dahin nicht hinauszugehen. —

3. Der Kaiser sichert den Protestanten die fernere Gültigkeit des zu Nürnberg geschlossenen Religionsfriedens zu. —

Die Protestanten bewilligten dem Kaiser, aus Dankbarkeit wegen des letzten Artikels, die verlangte Türkenhilfe.

Zu Anfange des Jahres 1545 wurde ein neuer Reichstag zu Nürnberg gehalten. Der römische Kö-

nig, Ferdinand, brauchte neue Hülfe gegen die Türken, und der abermals in einen französischen Krieg verwickelte Kaiser wünschte sich von Seiten der Protestanten in so weit sicher zu stellen, daß sie an diesem Kriege keinen Antheil nehmen möchten. Ferdinand, welcher auf dem Reichstage in Person zugegen war, wollte das Verlangen der Protestanten, obigen für sie so vortheilhaft ausgefallenen Regensburger Reichstagsbeschuß im Namen der übrigen Reichsstände zu bestätigen, weil er ihres Beistandes bedurfte, zwar erfüllen; allein die katholischen Stände zeigten sich diesmal weniger nachgiebig. Sie widersetzten sich vielmehr dieser Bestätigung, und Ferdinand mußte ihnen nachgeben, so sehr er auch jetzt die Protestanten zu schonen wünschte. Diese thaten dagegen nichts, als daß sie sich bitter über die Katholiken beschwerten und die Türkenhülfe verweigerten. Doch bewilligten sie, nach einem vom Kaiser selbst an sie erlassenen schmeichelhaften Schreiben, einen ansehnlichen Geldbeitrag zum Türkenkriege.

Auf dem im nächsten Jahre zu Speier gehaltenen Reichstage (1544) suchte der schlaue Kaiser die Protestanten von seiner Geneigtheit zu überzeugen, mit ihnen eine Ausgleichung des Religionszwistes zu treffen, und eine Verbesserung des Religionswesens in Deutschland, selbst ohne und wider Willen des Papstes, zu Stande zu bringen. Er wußte dem Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen zu Hessen so fein zu schmeicheln, daß diese höchst zufrieden mit ihm waren, und sich zur abermals

verlangten Reichshülfe gegen die Türken, so wie auch gegen die Franzosen, willig finden ließen. Dafür erhielten sie auf diesem Reichstage

1. unbedingte Versicherung des Friedens bis zu einer völligen Entscheidung des Religionszwistes;

2. gänzliche Aufhebung aller Processe ihrer evangelischen Bundesgenossen vor dem Reichskammergericht;

5. das gewisse Versprechen, nach 5 Jahren die verlangte Verbesserung des Reichskammergerichts vorzunehmen;

4. das freiwillige Anerbieten des Kaisers, durch Kluge und gelehrte Männer sich Verbesserungsvorschläge aufsetzen zu lassen, welche auf dem nächsten nach Worms bestimmten Reichstage in nähere Ueberlegung gezogen werden sollten.

Der Pabst, Paul III., war jedoch über den für die Protestanten so vortheilhaft ausgefallenen Reichstagsbeschuß dergestalt erzürnt, daß er einen heftigen Strafbrief an den Kaiser ergehen und in demselben sich sogar die Worte entfallen ließ: „er werde, wosern der Kaiser die verruchten Keker begünstige, genöthigt seyn, anders mit ihm zu verfahren, und mehr Ernst und Schärfe brauchen, als ihm lieb wäre.“

Karl erwiederte auf diesen Strafbrief Folgendes: „Ich habe in Erwägung gezogen, wie wichtig die Worte Sr. Heiligkeit sind; auch werde ich zu rechter Zeit auf diesen Brief ausführlicher antworten und zeigen, daß ich mir alle Mühe gegeben, den entstandenen Kirchenzwie-

spalt abzustellen. Hätte dieß jeder Andere ebenfalls gethan, so würde man jetzt keine Ursache zu Klagen und Beschwerden haben."

Karl V. schloß inzwischen gegen den Ausgang dieses Jahres den bekannten Frieden zu Cresspy mit Frankreich (18. Sept. 1544), und er hatte sich dabei ausdrücklich ausbedungen, daß ihm der König, Franz I., bei seinen Unternehmungen gegen die Ketzer in Deutschland, kein Hinderniß in den Weg legen möchte. Er schrieb nun auch weitläufiger an den Papst, und versicherte, daß Se. Heiligkeit nicht Ursache gehabt habe, mit seinem bisherigen Benehmen gegen die Ketzer unzufrieden zu seyn, weil Se. Heiligkeit nun sehen würden, daß Er das Seinige thue, um dem eingerissenen Uebel zu steuern.

Auf dem im Anfange des Jahres 1545 zu Worms gehaltenen neuen Reichstage suchte Kaiser Karl zwar die Protestanten durch vorgespiegelte Vergleichsvorschläge noch auf einige Zeit zu täuschen und hinzuhalten; allein die Täuschung dauerte nicht lange, und man sah den päpstlichen Gesandten beständig in der Nähe des Kaisers und in Unterhandlungen mit ihm. Täglich liefen zu Worms Nachrichten von den Kriegsrüstungen ein, welche der Kaiser in den Niederlanden machen sollte; man erzählte Schauer erregende Geschichten von den vielen Hinrichtungen, welche auf seine und des Papstes Veranstaltung in den Niederlanden, Italien und Frankreich statt gefunden hätten. Auch erlaubten sich die Katholiken auf dem

Reichstage Beleidigungen gegen die Gesandten des Kurfürsten von Sachsen; einige italienische Mönche schimpften in ihren Predigten ungescheut auf die verruchten Ketzer, welche ausgerottet werden mußten u. s. w.

Die Protestanten erklärten übrigens auf dem Reichstage, sie könnten sich der Kirchenversammlung zu Trident, welche seit 1543 wirklich ihren Anfang genommen, aber auch wieder abgebrochen worden war *), nicht unterwerfen. Sie verlangten dagegen Fortdauer des Religionsfriedens bis auf völlige Ausgleichung der streitigen Punkte. König Ferdinand stellte den Gesandten der protestantischen Stände nochmals die Gefahr der Türkenkriege vor, versicherte, daß sein Bruder, der Kaiser, bloß deswegen einige Rüstungen mache, beschwerte sich dagegen über die Kriegsrüstungen der Protestanten, welche doch nur gegen den Kaiser und die katholischen Stände gerichtet seyn könnten.

Trotz Ferdinands Versicherung vom Gegentheil waren die Gesinnungen des Kaisers gegen die Protestanten

*) Ueber die Kirchenversammlung zu Trident oder Trient, die oft unterbrochen wurde, aber lang dauerte und in vielen Hinsichten sehr merkwürdig ist, besitzen wir ein ausführliches und klassisches Werk, von einem gelehrten Venetianer, welches wir nach der deutschen Uebersetzung anführen: Paul Carpi Historie des Tridentinischen Concilii (aus dem Lateinischen) von Rambach übersetzt. 6 Thle. gr. 8. Halle 1760 — 1765. Diejenigen, denen das angeführte Werk zu weitläufig ist, können auch mit Nutzen lesen: Christian Hechts kurzgefaßte Historie des Tridentinischen Concilii, aus Carpi, Pallavicini und andern Schriften verfertigt. 3. Frankf. 1742.

nicht die friedfertigsten. Dieser ehrgeizige Monarch sahe ihre Verbindung als einen Eingriff in seine Rechte, als eine Verletzung der Reichsverfassung an, und je furchtbarer sie sich machten, desto nöthiger schien es ihm, sie zu überlisten, oder so lange durch Täuschungen hinzuhalten, bis er sich stark genug fühlte, sie mit gewaffneter Hand anzugreifen, die Religion mußte im Grunde nur zum Vorwande dienen; denn glauben hätten sie mögen, was sie gewollt. Allein daß sie sich der päpstlichen Herrschaft entzogen hatten und sich auch der kaiserlichen Gerichtsbarkeit beim Kammergericht entziehen wollten, konnte man ihnen so leicht nicht verzeihen. —

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Protestanten das Gefährliche ihrer jetzigen Lage sehr deutlich einsahen, ob sie gleich zum Theil etwas sonderbare Mittel wählten, sie abzuwenden. Schade nur, daß diese Mittel nimmermehr zum Ziele führen konnten, und daß diejenigen, welche es hätten thun können, von ihnen vernachlässigt wurden.

So vereinigten sie sich z. B. auf gegenwärtigem Reichstage durch ihre Geistlichen allgemeine Buße und Besserung predigen zu lassen, gleich als wenn sie durch bloßes Beten die drohende Gefahr hätten zurücktreiben wollen. Dagegen begingen sie andere wesentliche Fehler. Die Könige von England und Frankreich hatten ihnen aufs neue ein Bündniß gegen den Kaiser angeboten und versprochen, sie in ihren Unternehmungen gegen denselben zu unterstützen. Unter gegenwärtigen Umständen mußte eine solche Verbindung sehr vortheilhaft für sie seyn; allein der Kurfürst von Sachsen, welcher freilich

schon einmal von beiden Königen getauscht worden war, wollte sich durchaus nicht von neuem mit ihnen einlassen, so sehr dieß auch der Landgraf von Hessen und andere protestantische Fürsten wünschten. Der Kurfürst von Sachsen hielt den König von England, Heinrich VIII., ungeachtet er sich der päpstlichen Herrschaft entzogen, für einen Feind der evangelischen Lehre, und nannte ihn einen ruchlosen Mann, der sich eine eigene Religion erfunden habe. — Gleichwohl wurde durch die Mehrheit der Stimmen eine Gesandtschaft nach England und Frankreich beschlossen, aber nichts entschieden, weil man gegen einander mißtrauisch war. Nur darin trauete man dem englischen Hofe, daß man dessen Nachrichten von dem Angriffsplane der Katholiken gegen die Protestanten völligen Glauben beimaß.

Die Wittenberger Theologen wurden indeß zu einem neuen Gutachten aufgefordert, weil die schmalkaldischen Bundesgenossen abermals einen Konvent zu Frankfurt halten wollten, welcher am 15. December 1545 seinen Anfang nahm.

Man entwarf hier vorerst einen Plan zur bessern Einrichtung des Bundes, man beschloß selbigen noch fernerhin fortzuhalten, damit die reine Lehre des Evangelii vor aller Gefahr sicher gestellt würde. Der Bund solle nicht wider den Kaiser oder sonst einen Reichsstand gerichtet seyn, sondern bloß die Beschützung des Glaubens beabsichtigen. Streitigkeiten unter den Bundesgenossen sollten durch Schiedsrichter geschlichtet werden. Die eingezogenen Kirchengüter sollte man zu frommen Gebrauche verwenden.

In Fällen, die keinen Aufschub litten, sollten die beiden Oberhäupter des Bundes, der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen, die nöthigen Verfügungen treffen, und zu diesem Behufe stets eine bestimmte Geldsumme bereit haben.

Von diesem Frankfurter Konvente ging übrigens eine merkwürdige Schrift Melanchthons aus, nämlich eine Verweigerung der vom Papste angeordneten Tridentinischen Kirchenversammlung. Die Protestanten erklärten in derselben, daß sie von der erkannten evangelischen Wahrheit um keinen Preis abgehen werden; der Religionszwist betreffe jetzt sehr wichtige Punkte, wobei es auf das Heil der Seelen ankomme; die Katholiken befänden sich in groben Irrthümern, da hingegen die Protestanten das reine Gold der apostolischen Lehre aus dem päpstlichen Schutte wieder hervorgezogen hätten; sie bäten daher alle christliche Potentaten und Obrigkeiten, Gott zu Ehren und den Menschen zur Seligkeit die reine christliche Lehre zu erhalten, zu fördern, zu schützen, nicht aber durch eine sogenannte päpstliche Kirchenversammlung unterdrücken zu lassen, eine Kirchenversammlung, in welche sie durchaus nicht willigen könnten, weil der Papst auf derselben Richter seyn wolle, und die daselbst versammelten Väter bloße Bauchdiener wären, welche von Gotteswort nicht mehr verstanden, als die Maulesel, auf denen sie ritten u. s. w.

Während dieses Frankfurter Konvents fiel auch das Religionsgespräch in Regensburg vor, welches am 27. Januar 1546 seinen Anfang nahm.

Der Kurfürst von Sachsen versprach sich wenig Gutes von demselben, und wünschte, daß es unterbleiben möchte. Allein mehrere Wittenberger Theologen stellten ihm in einen Gutachten vor, daß es etwas Anders wäre, ein solches Gespräch verlangen, und etwas anders, dazu auf kaiserlichen Befehl, einzuwilligen. Im Grunde erwarteten sie jedoch ebenfalls nichts Erfreuliches davon.

Als die Zeit heranrückte, daß die Gesprächhalter (Kollokutoren) nach Regensburg abgehen sollten, ereignete sich bei dem sächsischen ein unvermutheter Anstand. Melanchthon war bereits zu einem Kollokutor (Gesprächsführer) ernannt; allein unerwartet kam Luther zu dem Kurfürstlichen Kanzler, Brück, und bat ihn dringend, er möchte den Melanchthon mit dem Auftrage verschonen. An dem nämlichen Tage schrieb er an den Kurfürsten: Se. Kurfürstl. Gnaden möchten doch reiflich überlegen, ob Melanchthon zu einem so vergeblichen Gespräche abgeschickt werden müsse? Es wäre Niemand auf Seiten der Gegenpartei, der es verdiene, daß ein Melanchthon mit ihm disputire. „D. Major, setzte Luther hinzu, ist Mannes genug und überflüssig genug. Zu dem sind Schnepf und Brenz auch dabei, die werden sich nichts nehmen lassen, und wenn sie auch wollten, könnten sie doch nicht, weil man uns ebenfalls zu Rathe ziehen wird.“

Dann führte Luther noch die jetzigen kränklichen Umstände Melanchthons an, und sagte: „wer sollte rathen, daß er in Gefahr gestürzt und Gott versucht werde? Wir würden es hernach zu hart bereuen. Die Jungen

müssen auch hinan und lernen, wie sie das Wort führen sollen, wenn wir nicht mehr vorhanden sind. Wenn D. Major und andere predigen und in Collegiis lehren können, so werden sie eben sowohl auch mit Sophisten disputiren können, denn sie müssen dem Teufel ja täglich widerstehen.“ —

Der Kurfürst gab dem Rathe Luthers, welcher zugleich in Absicht der darin zu Tag gelegten freundschaftlichen Gesinnung gegen Melanchthon seinem Herzen große Ehre macht, Gehör, und schickte keine andern Personen nach Regensburg, als den D. Major, als Gesprächsführer, und den D. Lorenz Zoch, einen Rechtsgelehrten, als Zuhörer. —

Ehe die Theologen noch zu Regensburg anlangten, hat der Bischof von Eichstädt, Moritz Hutten, der mit zum Präsidenten bei dem künftigen Gespräche ernannt worden war, die anwesenden evangelischen Gottesgelehrten zu Gäste, und that ihnen den Vorschlag: ob es nicht das Rathsamste wäre, die Religionsfache der Kirchenversammlung zu überlassen; die Protestanten könnten nach Trient gehen und Andern rathen, sich aber auch selbst rathen lassen.

„Ich für meine Person, setzte er hinzu, will bei dem alten Mütterlein, der Kirche, bleiben.“

Die protestantischen Gäste erwiederten ihm hierauf: „er thue ganz Recht daran, wenn er sich zu der rechten und wahren Mutter halten wolle.“

Man machte den Anfang der Gesprächsunterhandlungen katholischer Seits mit einer feierlichen Messe in der Domkirche, und von Seiten der Protestanten mit einer Predigt in der Stadtkirche zu Regensburg. Diese entwarfen in Briefen an ihre Freunde eine sehr ungünstige Schilderung von den katholischen Gesprächsführern. „Wir sollen und müssen, schrieb D. Zoch an den Kanzler Brück, mit solchen Leuten zu thun haben, bei welchen gar keine Vereinigung zu hoffen ist, so gewiß die Sonne am Himmel steht.“ D. Major schrieb an seine Amtsbrüder in Wittenberg: „Unsere Widersacher sind die rechte Schlangenbrut und gar nicht wie Menschen, eine Grundsuppe von Sophistereien.“ —

Das erste Gespräch fing auch gleich mit einem Gezänk an, und betraf gleichwohl nur Nebendinge, wie viel Notarien seyn sollten, welchen Eid sie schwören mußten, wie die Akten verwahrt und geheim gehalten werden sollten und dergleichen mehr. Gegen das Letztere machten die Protestanten sehr ernsthafte Vorstellungen, und erklärten, daß sie gar nicht einsehen könnten, warum man geheim halten sollte, was auf die Religion, von welcher doch jeder unterrichtet seyn müsse, Beziehung habe.

Man sieht schon aus dem, was so eben erzählt worden, in welcher Stimmung die Gesprächsführer gegen einander waren, und wir würden unsere Leser nur ermüden, wenn wir ihnen den Inhalt ihrer Gespräche im Detail darlegen wollten*). Wir bemerken bloß, daß die

*) Ausführliche Nachrichten darüber findet man in Seckendorfs Geschichte des Lutherthums.

protestantischen Gesprächhalter am 12. März ihren Prinzipalen ausführlichen Bericht von dem Hergange erstatten, und ihre vorigen Klagen über das widerwärtige Betragen der Gegenpartei wiederholten; sie hielten es für rathsam, daß man das Gespräch abbräche und sie zurückberiefe.

Der Landgraf von Hessen schrieb an den Kurfürsten von Sachsen: „man solle die protestantischen Gesprächhalter von Regensburg abrufen, ehe noch der Kaiser dort einträfe, sie könnten jedoch in aller Stille abreisen, ohne einen ausdrücklichen Befehl von ihren Prinzipalen vorzuzeigen.“ — Der Kurfürst von Sachsen hatte jedoch den Theologen einen Befehl, Regensburg zu verlassen, bereits zugesandt; sie verabschiedeten sich daher öffentlich, und übergaben am 20. März den zwei Präsidenten eine Protestation, in welcher jede Beschwerde, die ihnen vom Anfange des Gesprächs zugesügt worden, namentlich angeführt und erwiesen wurde, daß unter diesen Umständen der beabsichtigte Zweck niemals erreicht werden könne. „Wir scheuen, sagten sie unter andern, eben so wenig als unsere Obern, das Licht, und wünschen nichts mehr, als daß ein Gespräch gehalten werde, wodurch die Wahrheit aufgeklärt, der Irrthum aber in seiner Blöße gezeigt wird.“

Man erhob katholischer Seits ein großes Geschrei darüber, daß die protestantischen Theologen das Gespräch, von welchem man in ganz Deutschland so viel erwartet hatte, gewaltsam und ohne gerechte Veranlassung abgebrochen hätten.

Es ist jedoch, wie sich aus den Originalakten ergibt, augenscheinlich, daß der kaiserliche Hof alle Mühe anwendete, die Protestanten durch die unbilligsten Forderungen so weit zu treiben, daß sie selbst wünschen möchten, aus dem Gedränge zu kommen. Die Zumuthung, z. B. einen Eid zu schwören, daß sie von allen Handlungen bei dem Gespräche ihren Prinzipalen durchaus keinen Bericht erstatten sollten, war eben so unbillig, als der Instruction, welche die Abgeordneten erhalten, zuwiderlaufend.

Alles dieß wird jedoch wenig befremden, wenn man weiß, daß der Kaiser das ganze Gespräch nur zum Schein veranstaltete, - damit die Protestanten noch einige Zeit hingehalten würden, bis er sie mit Krieg überziehen könnte. —

Luther erlebte diesen Krieg nicht, ob schon er ihn mit prophetischem Geiste vorausgesagt, aber stets gewünscht hatte, ihn nicht erleben zu dürfen. Er war zu Anfange des Jahres 1546 (im Januar) nach seinem Geburtsorte, Eisleben, gereist, um hier die zwischen den Grafen von Mansfeld entstandenen Streitigkeiten wegen des Antheils an Bergwerken, ihrem eigenen Wunsche gemäß, beilegen zu helfen. Schwach und krank kam er in Eisleben an, und sprach im Vorgefühl seines nahen Endes: „wenn ich sie werde vereinigt haben, will ich heim ziehen, mich in meinen Sarg legen, und den Würmern einen Doctor zu speisen geben.“ Noch am 14. Febr. predigte er in Eisleben. Am 17. speiste er noch Abends mit seinen Freunden, klagte aber gleich nach der Mahlzeit über

starke Brustbeklemmungen, sprach von Zukunft, vom Wiedersehn in der Ewigkeit, und rief dann ahnend: „ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?“ Nach einiger Ruhe trat er vor das offene Fenster hin und betete. Seine Brustschmerzen wurden heftiger, er legte sich nieder, gab jedem Umstehenden die Hand und sprach: „Freunde, betet zu Gott für das Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn der Pabst zürnt hart mit ihm.“ — Nach einem kurzen Schlummer öffnete er die Augen, sprach: „ich fahre dahin; aber ich habe einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet,“ und schlummerte dann wieder ein. Gegen 1 Uhr nach Mitternacht erwachte er, stand auf, wankte einige Male im Zimmer umher, und sank dann wieder kraftlos auf sein Ruhebett zurück. Man flößte ihm einige stärkende Tropfen ein, und der Sterbende sprach dreimal schnell hinter einander in lateinischer Sprache die Worte: *Domine, in manus tuas commendo spiritum meum* (Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist)! Sein Busenfreund, Justus Jonas, welcher ihn, von Halle aus, auf dieser Reise begleitet hatte, bog sich nun über ihn hin, und rief ihm zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre sterben, die Ihr gepredigt habt?“ — Ein deutliches Ja war die Antwort und der letzte Laut, den man aus seinem Munde vernahm. Bald darauf entschwang sich sein Geist der Erde (am 18. Febr. 1546, früh nach 2 Uhr, im 65sten Jahre seines Alters). — Sein Leichnam wurde, unter Glockengeläute, nach Wittenberg abgeführt, und langte daselbst am 22. Febr. an. — Am Elstertthore em-

pfingen ihn die Einwohner der Stadt. Voran zogen die Prediger und Schüler mit Gesang; ihnen folgten die Abgeordneten des Kurfürsten, nebst 2 Grafen von Mansfeld und ihrem Gefolge von ungefähr 60 Reitern. Dann kam Luthers Gattin mit ihrer Tochter und einigen andern Frauen auf einem Wagen. Ihr folgten 5 Söhne, Luthers Bruder und nächste Anverwandte. Dann kam der Rector der Universität nebst mehrern Fürsten und Edelleuten. An diese schlossen sich Luthers treueste Amtsge nossen, Melanchthon, Jonas ic., nebst den übrigen Professoren, der Stadtrath und die Studenten an. Eine zahllose Menge Volks machte den Beschluß.

Der Leichnam Luthers ruhte in einem zinnernen Sarge, der mit einem sammeten Tuche bedeckt war. Man stellte ihn der Kanzel gegenüber, sang einige Trauer- gesänge, und D. Bugenhagen hielt eine Trauerpredigt, die oft durch seine Thränen unterbrochen wurde, und daher auch desto größere Rührung bewirkte. Dann trugen einige Magistri den Sarg zum Grabe, und senkten ihn nahe bei der Kanzel ein, auf welcher der Verewigte so oft gepredigt hatte. —

„Luther war einer von den außerordentlichen Männern, sagt Moß, die, über ein ganzes Zeitalter erhaben, und mit göttlichem Feuer ausgerüstet, von der Vorsehung dazu bestimmt sind, die Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und deren Wirkungskreis nicht der enge Bezirk einer Familie, einer Stadt oder eines Landes, sondern ein Theil der Welt ist.“

Wir wollen uns hier nicht in die Streitfrage einzulassen: ob nicht auch eine Kirchenreformation ohne Luthern erfolgt wäre, hätte erfolgen müssen? Man kann dieß einräumen, ohne dadurch Luthers Verdienst im geringsten herabzusetzen. Da nun aber gerade Er eine so wunderbare Geistesrevolution bewirkte; da gerade Er einen durch Jahrhunderte geheiligten Irrwahn bekämpfte, einen furchtbaren, von Glanz und Heiligkeit umflossenen Thron in seinen Grundfesten erschütterte; da gerade Er das schreckbare Ungeheuer „Priesterherrschaft“ besiegte; da gerade Er der Menschheit ihr edelstes Vorrecht, Freiheit des Geistes, wiedergab; wer wollte ihn darum nicht hoch verehren, wer sein Andenken nicht dankbar segnen?

Möchte auch die Zeit, die furchtbare Zerstörerin alles dessen, was nicht wahr ist, eine Geistesrevolution herbeigeführt haben, die der Lutherschen ähnlich wäre, so würde dieß doch gewiß später, und wer kann sagen, ob glücklicher? geschehen sehn!

Welch einen kräftigen, männlichen, selbstständigen Charakter, welcher einen originellen Geist hätten wir weniger, wenn kein Luther aufgetreten wäre?

Welch ein aufmunterndes Beispiel von Entschlossenheit, Muth, Frömmigkeit, Wahrheitsliebe, Gottvertrauen fehlte uns ohne Luthern?

Wie viele fanden in seinen Schriften Belehrung, Unterricht, Trost; wie viele wurden durch sie auf fruchtbare Ideen geleitet; wie viele schöpften aus ihnen selbst lehrreiche Wahrheiten für Politik und Erziehung? — Alles, was Luther sagt, weiß er auf eigene Art zu sa-

gen; er überwältigt die Herzen und bezwingt die Gemüther; er ist stürmisch und doch auch sanft überredend; er gleicht oft dem Plagregen, der mit großem Geräusch niederströmt, aber tief in das Erdreich eindringt und es fruchtbar macht.

Luther wurde ein vielschreibender Schriftsteller, weil ihn seine Verhältnisse dazu nöthigten; sie führten ihn weiter, als er anfänglich gehen wollte, und machten ihn zugleich zu einem heftigen Schriftsteller.

Jedermann weiß, daß man Luthern wegen der Heftigkeit seiner Schreibart häufig getadelt hat, und es ist nicht zu leugnen, daß viele seiner Aufsätze die Grenzen der Mäßigung zu überschreiten scheinen.

Doch hat er auch in ältern und neuern Zeiten unter seinen Zeitgenossen und bei später Lebenden seine Vertheidiger gefunden.

Selbst der sanfte Melanchthon, der zuweilen wohl selbst mit Luthern deshalb unzufrieden seyn mochte, kann gleichwohl nicht umhin, zu gestehen: es gehöre auf einen harten Alok ein harter Keil, — „Nicht wahr, spricht Luther selbst zu seinen mächtigen Widersachern, ihr wollt Deutschland mit Blut überschwemmen, ich aber soll euch mit Baumwolle angreifen und sprechen: o gnädige Junfer, ihr seyd gar fromm und schön; euch soll Alles erlaubt seyn, mir Nichts. — Ihr seyd wahrlich keine Narren, und habt eure Sache gescheidt genug gehandelt, wenn ihr dieses erhaltet.“

Als ein junger Fürst Luthern einst zu Wittenberg besuchte, und ihm dieser unter andern auch die Frage vorlegte: warum er in einem so heftigen Tone schreibe? versetzte Luther: „wenn Gott das Erdreich fruchtbar machen will, so muß er zuvor einen guten Donner vorausgehen und darauf fein gemächlich regnen lassen; nur dadurch wird das Erdreich gehörig befruchtet.“

Auch mehrere neuere Gelehrte haben in dieser Hinsicht sich zu Vertheidigern Luthers aufgeworfen. Ernst Karl Wieland macht in seiner Charakteristik Luthers, welche sich im ersten Theile des Pantheon der Deutschen befindet, nachstehende Bemerkung: „wir werden zugeben müssen, daß seine scharfe Schreibart nicht allein zu entschuldigen, sondern sogar gewissermaßen nothwendig war, um jeden Schein der Furchtsamkeit von ihm zu entfernen. Hätte er in einem sanften Tone reden und schreiben wollen, so würden seine Feinde ihn gewiß so gleich der Muthlosigkeit oder doch der mangelnden Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache beschuldigt und vielleicht seine Anhänger selbst ihr Zutrauen zu ihm sehr herabgestimmt haben, weil man in jenen überhaupt noch etwas rohen Zeiten Feinheit mit Schwachheit zu verwechseln, und folglich auch seine und gewählte Ausdrücke entweder gar keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, oder sie für untrügliche Merkmale der Schüchternheit anzunehmen gewohnt war. Weniger Heftigkeit im Ausdrucke und in der Vertheidigung der Wahrheit wäre also vielleicht Luthers Lehre manchem seiner nachdenkenden und gemäßigten Gegner angenehm zu machen fähig, aber gewiß auf der andern Seite der Behauptung seines An-

sehens unter dem größern Haufen, auf dessen Beifall im Grunde doch alles ankam, höchst gefährlich gewesen."

Auf eine ähnliche Art urtheilt auch der verewigte Schröckh, welcher sich über diesen Gegenstand also erklärt: „es war Luthern durchaus natürlich, jede Sache bei ihrem Namen und mit sehr bedeutungsvollen Ausdrücken zu nennen; aber er hielt solches auch für seine Pflicht, da er die alte Schlichternheit aufhob, welche bisher alles dreiste Urtheil von geistlichen Personen zurückgehalten hatte. Die Unbilligkeit oder vielmehr die unmenschliche Härte der Feinde des Evangeliums gegen ihn und seine Anhänger entzündete seinen gerechten Unwillen noch mehr. Es ist überhaupt wahr, daß die Kirche seiner Zeit etwas gewaltsamer, stark angreifender Mittel benöthigt gewesen sey, um aus ihrer Betäubung und Schlaffucht gezogen zu werden. Wenn es nur bei den heißen Spöttereien eines Erasmus und von Hutten geblieben wäre, so würden die feinen Köpfe vielleicht auf eine kurze Zeit über die Theologen sich lustig gemacht haben, bald aber wieder genöthigt worden seyn, sich unter ihr Joch zu schmiegen. Klagen und Satiren würden weder damals noch in spätern Zeiten eine Reformation hervorgebracht haben. Es mußte geradezu auf das Vatikan Sturm gelaufen, der Geistlichkeit mußten alle ihre Vergehungen, zur Beschämung vor den Augen der übrigen Christen vorgeworfen, ihre angemessene Gewalt mußte durch die geschwindesten Mittel zerstört und wider ihren Willen die Verbesserung der Kirche sogleich angefangen werden. Es fällt in die Augen, daß Luther dieses alles wirklich gethan hat. Sein

Ungesüm wurde nützlich, wenn er gleich an sich nicht lobenswürdig war."

„Man sehe hinzu, daß die Mäßigung und Sanftmuth, die Achtung für seine Gegner und für das Publikum selbst in den Streitigkeiten der Gelehrten zu seiner Zeit so wenig noch eingeführt waren, daß vielmehr die Fürsten selbst in ihren Manifesten gegen einander sich Schimpfworte bedienten, die wir jetzt keiner Privatperson verzeihen würden. Man kann endlich überhaupt sagen: wenn Luther in seinen Streitschriften den Wohlstand und die Bescheidenheit öfters auf die Seite gesetzt hat, so haben seine Feinde, die Kirche, welche er bestritt, alle Rechte der Menschlichkeit verletzt. Er mischte in seine Widerlegungen bittere und schmähende Ausdrücke; sie aber antworteten ihm und seinen Freunden mit Bann, Gefängniß, Scheiterhaufen und Blutgerüsten. Mit allem Rechte begegnete er ihnen nicht bloß als seinen Feinden, sondern als Feinden des menschlichen Geschlechts. Seine Worte selbst konnten nichts desto weniger gelinder seyn. Aber es darf sich wenigstens in der evangelischen Kirche Niemand mehr, der Lust hätte, Luthern in diesem Stücke nachzuahmen, auf ihn berufen. Man hat es in den vorigen Zeiten genug gethan, allein man hat auch gesehen, wie viele Erbitterung daraus entstanden ist."

Luthern trafen bei seinem Reformationswerke noch andere Vorwürfe seiner Feinde. Bald sagte man, er habe aus Neid gegen den Dominikanerorden, dem der einträgliche Ablasshandel aufgetragen worden war, und auf Befehl des Johann von Staupitz, den es verdroß,

sen, daß sein Orden (der Augustiner) dabei übergangen worden sey, die Feder gegen Tezeln ergriffen. Bald gab man ihm Schuld, daß er, dem sächsischen Hofe zu gefallen, die Gewalt der römischen Kirche bestritten, damit dieser Hof Gelegenheit finden möchte, die schönen geistlichen Güter in seinen Ländern an sich zu ziehen und vergleichen.

Wie grundlos die erste dieser Beschuldigungen sey, welche selbst der berühmte englische Geschichtschreiber, David Hume, vorzubringen kein Bedenken trug, erhellet daraus, daß man jetzt allgemein weiß, daß die Ablasspredigten nicht ausschließend einem besondern Mönchsorden, sondern einzelnen Mitgliedern derselben, welche man zu diesem Geschäft für vorzüglich brauchbar hielt, aufgetragen wurden. Auch konnte der Ablasshandel, wie die Gegner behaupteten, damals in Deutschland gar keinen Meid unter den Mönchsorden erregen, weil derselbe äußerst verhaßt geworden war.

Die zweite Beschuldigung ist nicht weniger grundlos; denn Friedrich der Weise ging, wie Jedermann weiß, bei der Reformation Luthers mit fast furchtsamer Behutsamkeit zu Werke, und unter seiner Regierung fielen in dieser Hinsicht noch gar keine Veränderungen vor. Unter seinen Nachfolgern geschah, dieß allerdings, und viele geistliche Güter wurden in Sachsen eingezogen. Die Einkünfte derselben aber wendete man zur Unterhaltung wirklicher und zur Zubereitung künftiger Kirchen- und Schuldiener, zur Verpflegung der Armen u. an. Es ist ausgemacht, daß in Sachsen Millionen auf Kirchen, Schulen, Universitäten, Stipendien u. verwendet worden, ob

man gleich nicht leugnen darf, daß hin und wieder kein ganz pflichtmäßiger Gebrauch von diesen Gütern gemacht worden ist, so daß Luther selbst darüber mehrmals Klage geführt hat. Allein ist es wohl billig, die Fehler einiger Glieder dem ganzen Körper zur Last zu legen? Oder ist es gerecht, einige außerordentliche Fälle mit den gewöhnlichen in eine Klasse zu setzen? Man muß vielmehr gestehen, daß die Protestanten solche Kirchengüter weit besser angewendet haben, als die vorigen Besitzer derselben, und ist ihnen überhaupt zur Zeit der Reformation das Recht abgesprochen worden, die geistlichen Güter auf diese Art anzuwenden, so hat man ihnen Unrecht gethan; denn nach dem Rechte der Natur kann dem rechtmäßigen Landesherrn die Disposition darüber nicht abgesprochen werden. Mit Recht hat man sich hierbei auf die Erlaubniß der Päbste berufen können, nach welcher nicht nur manche Güter der Geistlichen völlig secularisirt, sondern auch die Einkünfte solcher Güter zur Bestreitung der Staatsausgaben eine Zeitlang genutzt worden sind.

Noch in den neuesten Zeiten ist besonders von denen, welche das Wesen der Religion vorzüglich auf die Gefühle zurückführen, und dabei ein gewisses geheimnißvolles Dunkel für unentbehrlich halten (man nennt sie Mystiker), der Lutherschen Reformation der Vorwurf gemacht worden, daß durch dieselbe (indem sie den äußern Religionscultus sehr vereinfachte) alle religiöse Wärme aus dem Herzen verdrängt worden sey. — Der würdige Superintendent Krause in Königsberg machte diesen Vorwurf zum Gegenstande einer am Reformationstage gehaltenen

Predigt *), und suchte ihn zu beantworten. Er leugnet nicht, daß in unsern Zeiten eine auffallendere Kälte gegen die Religion wahrgenommen worden sey, findet aber die Ursachen davon

1. in einer fehlerhaften Richtung des menschlichen Forschungsgeistes;
2. in herrschender Sinnlichkeit, allzugroßer Zerstreuung der Gemüther durch weltliche Angelegenheiten;
3. in einer gewissen eigennützigen Klugheit, die nur auf ihren zeitlichen Vortheil bedacht ist.

Wenn übrigens wahrer Protestantismus nichts als das evangelische Christenthum ist und seyn soll, so ist er eben so wenig, als das Evangelium, fähig, die Wärme der Seele zu unterdrücken. Denn sonst müßte die heilige Schrift, dann müßte das Evangelium Jesu selbst ein solches Erkalten gegen das Göttliche und Ewige begünstigen. Wer wollte dieß behaupten? „Doch das, sagt man, gehört wohl auch zum Wesen des Protestantismus, daß er eine Menge religiöser Uebungen verdrängte, eine große Anzahl feierlicher Gebräuche abschaffte und einen Gottesdienst einführte, der, fast einzig auf Predigt und Gesang eingeschränkt, die Theilnehmenden kalt und unempfindlich läßt. Und ist es nicht die Feierlichkeit rührender Ceremonien, welche am stärksten auf vernünftig sinnliche Wesen wirkt, welche am meisten dazu beiträgt, daß sie von den Lehren

*) Krause's Predigten. 2. Jahrg. 2. Theil. Leipz. 1809. Wir haben die Hauptideen dieser Predigt ins Kurze gezogen, in der Voraussetzung, daß sie nicht in Jedermanns Händen seyn wird.

der Religion inniger ergriffen werden?" — Allein, daß die Urheber der Reformation den öffentlichen Gottesdienst von überflüssigem Gepränge gereinigt, die überhäuften Feste und Feiertage vermindert und eine einfachere, mehr auf den Geist als die Sinnlichkeit des Menschen berechnete Verehrung Gottes eingeführt, das haben sie im Sinne des Evangeliums gethan. Jesus erklärt ja ausdrücklich, daß der wahre Anbeter Gottes ihn, der ein Geist ist, in Geist und Wahrheit, d. i., auf eine geistige Art, verehren müsse. Nirgends setzt der Stifter des Christenthums auf das Äußere einen großen Werth, nirgends schätzt er die Frömmigkeit eines Menschen nach der Menge der Opfer und Gaben, die er bringt, nach der Anzahl der Ceremonien, die er beobachtet, und Paulus sagt ausdrücklich, daß der recht erkannte Gott keiner Tempel, keiner Priester, keiner Pflege, keiner besondern heiligen Zeiten und Feste bedürfe. — Die Reformatoren thaten also, indem sie den religiösen Cultus vereinfachten, nichts Anders, als daß sie den Grundsätzen und dem Beispiele der ersten Verkündiger des Christenthums, der Apostel, folgten *).

Doch es ist Zeit, zur Geschichte der Reforma-

*) Luther sagt in seinen Werken sehr schön: vordr erste muß ich bekennen, daß wahrer Gottesdienst ist, Gottes Lob und Gehorsam gegen Gott. Was fraget Gott nach Zeit und Ort, Gefäß und Bilder, Glocken und Orgeln, Licht und Lampe? Er weiß nicht um hohe und niedere Feste; göttlich leben, siehe das ist der rechte Gottesdienst. Unsere Tempel sind nicht Holz und Steine, sondern wir selbst sind der Tempel Gottes; unser Herz ist das Ding, das da beten und worin wir Gott dienen sollen.

mation wieder zurückzukehren, und in gebrängter Kürze diejenigen Begebenheiten zu erzählen, welche nach dem Tode des großen Reformators erfolgten, Begebenheiten, an denen jeder Mensch von Bildung und Gefühl um so inniger Antheil nehmen muß, jemehr es den Anschein gewann, daß die Sache der Wahrheit im Kurzen unterliegen und der Willkühr feindseliger Mächte preis gegeben würde.

Kaiser Karl V., welcher bereits in den Niederlanden eine Armee zusammengebracht hatte, die sogleich in Bewegung gesetzt werden konnte, kündigte einen neuen Reichstag zu Regensburg an, und eröffnete denselben am 5. Juni 1546 in eigener Person. Er ward jedoch von wenig Fürsten besucht; weder der Kurfürst von Sachsen, noch der Landgraf von Hessen fanden sich dabei ein, obgleich Beide von dem Kaiser darum ersucht worden waren. Dieser Monarch, welcher seine wahren Gesinnungen gegen die Protestanten gar nicht länger verbarg, beschwerte sich darüber in bittern Ausdrücken und sagte zu den versammelten Ständen: sie sähen, daß alle bisherigen Bemühungen zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens vergeblich gewesen wären; gleichwohl wolle er noch nicht alle Hoffnung aufgeben, und bitte somit die Stände, ihn mit ihrem Rathe zu unterstützen, damit etwas Heilsames beschlossen werden möge. — Die Katholiken willigten in die Tridentinische Kirchenversammlung und baten den Kaiser, er möge die Protestanten ebenfalls zur Annahme derselben bewegen. Diese hin-

gegen ersuchten ihn um einen dauerhaften Frieden und um eine Nationalkirchenversammlung *).

Inzwischen verbreiteten sich überall Gerüchte von gemachten Kriegsrüstungen des Kaisers, und die schmalkaldischen Bundesgenossen hielten es für nöthig, bei dem Kaiser um die Ursache derselben anfragen zu lassen. Die Antwort fiel dahin aus: der Kaiser liebe zwar den Frieden, und wer die Hand dazu biete, werde ihm lieb und angenehm seyn; wer sich aber widerspenstig zeige, müsse sich gefallen lassen, nach Verdienst behandelt zu werden.

Dieser halben Kriegserklärung folgte ein nachdrückliches Schreiben an den Herzog, Ulrich von Württemberg, und einige andere protestantische Städte, um sie mit dem wahren Zwecke seiner Kriegsrüstungen, Bücktigung der Unruhstifter, bekannt zu machen.

Die Abgeordneten der schmalkaldischen Bundesgenossen verließen jetzt den Reichstag, einer nach dem Andern, in möglichster Stille. Am 24. Juli 1546 erfolgte ein Reichsabschied, in welchem sich der Kaiser beschwert, daß von allen Kurfürsten kein einziger, als der Kurfürst von Mainz erschienen sey, daher man auch nichts Bedeutendes habe zu Stande bringen können. Die Abgeordneten des schmalkaldischen Bundes wären ohne Abschied abgegangen, und er sähe sich daher genöthigt, auf den Februar des nächsten Jahres einen andern

*) D. i. eine solche, welcher bloß deutsche Gottesgelehrten ohne Theinagane des Papstes beivohnten.

Reichstag in einer noch zu bestimmenden Stadt auszusprechen.

Am letzten August verließ hierauf der Kaiser Regensburg und ging nach Landshut. Hier schlug er ein Lager auf und erwartete die italienischen Truppen, welche ihm der Pabst zuschicken wollte. Dieser hatte bereits im Juni 1546 ein Bündniß gegen die Protestanten mit dem Kaiser geschlossen, und ihm zu diesem Behufe 12,000 Mann Fußvolk nebst 500 Reitern, ingleichen 200,000 Kronen versprochen, ihm auch noch überdies die Hälfte von den Einkünften aller spanischen Klöster für dieses Jahr bewilligt. Der Kaiser durfte sogar mit päpstlicher Genehmigung für 500,000 Kronen Klostergüter unter der Bedingung verkaufen, daß von den königlichen Einkünften und Gütern ein gleicher Werth den Klöstern verpfändet würde.

Karl versprach dagegen dem Pabste, diejenigen, welche nicht in die Kirchenversammlung willigten und ihre Irrthümer zu vertheidigen fortführen, mit Gewalt der Waffen in den Schooß der römischen Kirche zurück zu bringen, auch ohne päpstliche Bewilligung keinen Vertrag, welcher der römischen Kirche nachtheilig seyn könnte, mit jenen einzugehen.

Der Pabst machte dieß mit dem Kaiser geschlossene Bündniß öffentlich bekannt, forderte die Schweizer zum Beitritt auf, ohne daß diese Lust dazu bezeugten, und ließ am 15. Juli 1546 eine Bulle ausgehen, in welcher allen denen, die an dem Kriege gegen die Ketzer Theil nehmen würden, der vollkommenste Ablass versprochen wurde. „Der Weingarten des Herrn, hieß es in der

Bulle, muß nun durch Feuer und Schwert gereinigt werden, nicht länger darf das Unkraut emporkwachsen, welches die schädlichen Kezer in Deutschland ausgesäet haben."

Die Erbitterung, welche diese Bulle in den protestantischen Ländern bewirkte, war außerordentlich. Man nannte sie des römischen Antichrists Drachengift, und begleitete sie mit den bittersten Anmerkungen.

„Wenn der Pabst, sagt ein neuerer Geschichtschreiber *), andachtsvolle Umgänge, Fasten und die Wunder der Heiligen aufbot, um die kaiserlichen Waffen zu segnen: so erging von evangelischer Seite ein Unterricht; wie die Pfarrherren das Volk in diesen gefährlichen Zeitaläufen vermahnen sollten, damit der Himmel den echt evangelischen Glauben beschütze. In den Städten, des Morgens, in den Dörfern, zu Mittag, da das Volk am bequemsten zusammen seyn möchte, sollte der Pfarrherr unter ihm seyn, zu Gebet und Litanei und christlicher Vermahnung, daß es jetzt vor allen Dingen unchristlichen Ueberfluß im Essen und Trinken meide, jede hochzeitliche Freude, jedes Spiel, jeden Tanz verbanne, da die Betrübniß hereingebrochen sey." —

„Über die evangelischen Deutschen beteten mit dem frommen Kurfürsten zu Sachsen zu ihrem Gott, der auch ein Krieger sey, und hat auch einen Harnisch, sein Schwert ist schon gewetzt, und sein Bogen gespannt und ziele. Er hat aber tödtliches Geschosß aufgelegt, und wo solche Pfeile treffen, muß ewiges Verderben folgen. Siehe,

*) Boltmann historische Darstellungen. 2ter Band. Altona 1801. 8.

Kaiser und Pabst haben es böse im Sinn, und gehen mit Unglück schwanger, aber sie sollen einen Fehl gebären, sie haben Beide eine Grube gegraben und sollen auch Beide in solche Grube fallen.“

Wirklich sahe man Alles zu der protestantischen Armee eilen, und binnen Monatsfrist war eine Truppenmenge beisammen, dergleichen Deutschland lange nicht gesehen hatte. Die Armee bestand aus mehr als 70,000 Mann; nur allein die Reichsstädte hatten mehr als 14,000 Mann beigetragen. Sachsen stellte 24,000, der Landgraf von Hessen 22,000, der Herzog von Württemberg 11,000 Mann. Auch waren 120 Kanonen, 800 Ammunitionswagen und 6000 Schanzgräber bei den Bundesgenossen. Und dieser Armee konnte der Kaiser nicht mehr als 10,000 Mann entgegenstellen. —

Die Truppen der schwäbischen Städte waren die ersten, welche zu Ausgange des Juni 1546 unter des tapfern Sebastian Schärtlin*) Anführung gegen den Kaiser ins Feld rückten. Er war zum Obersten der ganzen städtischen Macht ernannt worden, ein grauer, geübter Kriegermann, der in der bekannten Schlacht bei Pavia unter Kaiser Karls V. Fahnen focht, auch der Eroberung der Stadt Rom, von welcher bereits weiter oben Erwähnung geschehen ist, als Hauptmann über

*) Leben Sebastian Schärtlins, aus dessen eigenhändigem Aufsatze, mit Anmerkungen und Beilagen. Nürnberg. 1777—1782. 8. (Ein für die Geschichte des schmalkaldischen Kriegs wichtiges und interessantes Werk).

deutsche Landsknechte, bewohnte. Das Kriegsvolk der Städte schwor dem Obersten Schärtlin gänzlich zugethan zu seyn, bis die Bundesoberhäupter, der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen, selbst ankommen würden.

Diese vollendeten mit Eifer ihre Rüstungen und trafen zugleich Abrede, wie es während des bevorstehenden Feldzugs unter ihnen gehalten werden sollte. Man kam überein, daß die ganze Bundesmacht sich dahin ziehen solle, wo der Kaiser mit dem Hauptheer in Person sich zeige.

Dieser hatte dießmal zu sehr auf die, so oft von ihm benutzte Unentschlossenheit der Bundesoberhäupter gerechnet. Er wurde von dem Kriege überrascht, den er selbst angekündigt, und konnte ganz allein von der oberländischen Heeresmacht erdrückt werden, wenn diese den Krieg verstand. Und von dem Anführer derselben, Sebastian Schärtlin, ließ sich jede Heldenthat erwarten. Ehe noch der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen ihren Zug angetreten hatten, entwarf er mit den Kriegsräthen zu Ulm einen trefflichen Plan, um die Kriegsmacht des Kaisers gleich im Entstehen zu unterdrücken. Unweit Augsburg, bei dem Städtchen Fuchsen, am Lech, war der vornehmste Sammelplatz der kaiserlichen Werbung in Oberdeutschland, und selbst die evangelischen Städte mußten von den daselbst versammelten Soldaten einen Ueberfall befürchten. Diesen Haufen wollte nun Schärtlin auseinander sprengen, und sich dann der Pässe bemächtigen, mittelst welcher er den anrückenden Kriegsschaaren des Papstes und Kaisers den Einmarsch in Deutschland verwehren konnte.

Mit überlegener Macht kam er in die Nähe des Feindes; und seine Soldaten, obwohl von dem Eilmarsche und der Tageshize höchst ermattet, wollten dennoch sogleich angreifen; aber Schärtlin gebot Ruhe und hatte den Plan, den Feind nach Mitternacht zu überrumpeln. Allein die kaiserlichen Hauptleute waren schon Abends vorher auf ihren Abzug bedacht gewesen. Schärtlin beschloß, sie zu verfolgen. Aber um dieß sicher thun zu können, mußte er das Städtchen Guesfen in seine Gewalt bringen. Nach einigen Unterhandlungen mit dem Rathe daselbst gelang ihm dieß auch. Schon standen seine Soldaten zum schnellen Nachzuge gerüstet, da kam ein Bote vom Bürgermeister und Rath zu Augsburg, welcher dem Schärtlein andeutete: er solle nicht, indem er dem Feinde nachzöge, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern betreten.

Baiern befolgte nämlich sein altes System, die Neutralität, und deshalb schrieb der bairische Herzog an den Rath zu Augsburg: wenn Schärtlins Truppen sich seines Bodens nicht enthielten, so möchte er aus einem freundlichen Nachbar ein offener Feind werden.

Dieß war der Grund von dem Befehl des Augsburger Rathes an Schärtlin, welcher den braven Ritter mit großem Unmuth erfüllte. Er wollte nämlich die kaiserlichen Haufen in Baiern verfolgen, sie auseinander jagen und sodann, wenn er noch mehr protestantische Krieger schnell an sich gezogen, eiligst auf Regensburg losgehen.

Des Kaisers hier versammelte Kriegsmacht war zu gering, die Stadt zu wenig befestigt, auch zu wenig mit

Lebensmitteln versorgt, als daß der Kaiser nicht die Flucht hätte nehmen müssen, wodurch dem Kriege in Oberdeutschland wahrscheinlich sogleich ein Ende gemacht worden wäre.

Schärtlin wollte jetzt wenigstens, nachdem der eine Plan mißlungen war, die feindlichen Truppen, welche aus Italien eintreffen sollten, vom deutschen Boden abhalten. Er bemächtigte sich des wichtigen Passes, der Ehrenberger Klause, welche aus Tirol nach Schwaben führt, und wollte nun über das Gebirge nach Innsbruck, von wo er beide aus Italien führende Straßen beherrschen und allen daher kommenden feindlichen Truppen den Weg versperren konnte. Karl würde dann den verbündeten Fürsten kaum einige Tage Widerstand zu thun vermocht haben. Ehe jedoch Schärtlin weiter vorrückte, hatten die Tiroler die Waffen ergriffen, und der Gouverneur von Trident, Franz von Castelalto, hatte sich nach Innsbruck geworfen. Schärtlin wollte nun wenigstens einen Streifzug nach Trident machen, um die Kirchenversammlung auseinander zu sprengen; allein er bekam von den Bundesrathen, welche zu Ulm eine Zusammenkunft hielten, Befehl zum Rückzuge. Schärtlin begnügte sich, in die bereits eingenommenen Dörfer eine Besatzung zu legen, und zog sich dann gegen die Donau, wo er den Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen erwartete, welche mit ihrem Heere durch Franken gezogen und im vollen Anmarsche waren.

Kaiser Karl V. befand sich dermalen in keiner vortheilhaften Lage; denn seine jetzigen Truppen bestanden

aus 3000 Spaniern und etwa 6000 Deutschen. Er stand bei Regensburg. Die Verbündeten näherten sich von allen Seiten; aber Karl verlor den Muth nicht; er beantwortete vielmehr das an ihn ergangene Schreiben der Bundesfürsten mit einer förmlichen Aechterklärung, welche in den härtesten Ausdrücken abgefaßt war.

Diese Aechterklärung schickte er auch dem jungen Herzog, Moriz von Sachsen, zu, dem ältesten Sohne Herzog Heinrichs des Frommen, welchem Moriz seit 1541 in der Regierung gefolgt war, und mit ausgezeichneten Talenten einen kühnen Muth, ritterliche Tapferkeit und hofmännische Schlaueit verband.

Moriz, welcher sich schon längst bei dem Kaiser sehr beliebt zu machen und sein ganzes Vertrauen zu erhalten gewußt hatte, erhielt zugleich von demselben die gewünschte Vollmacht, die kurfürstlichen Länder in Besitz zu nehmen, und die Stände erhielten Befehl, dem Herzoge gehorsam zu seyn.

Inzwischen hatten sich die verbündeten Fürsten so schnell zusammengezogen, daß sie bereits am 1sten August 1546 die Ufer der Donau erreichten und den Kaiser nöthigten, sich von Regensburg nach Landshut zu ziehen. Er erklärte jedoch bei dieser Gelegenheit, um den Schimpf des Rückzugs etwas zu verdecken: er werde den deutschen Boden nicht eher verlassen, bis der Krieg geendigt wäre.

Und dieß hätte in der That, wiewohl sehr zu seinem Nachtheile, bald geschehen können, wenn die verbündeten Fürsten ihm sogleich nachgerückt wären. Allein statt dieß

zu thun, hielten sie erst langen Kriegs-rath, verbarben die kostbare Zeit und schickten endlich dem Kaiser einen sogenannten Fehde- oder Absagebrief zu. Sie sagten sich in demselben von allem Gehorsam gegen ihn los. Der Kaiser nahm den Brief nicht an, sondern schickte ihn nebst der Achtserklärung mit dem Zusatze zurück: jeder neue Abgeordnete solle, statt der gewöhnlichen goldnen Kette, einen Strick erhalten.

Während die Verbündeten abermals berathschlagten, zog der Kaiser seine spanischen und päpstlichen Truppen (zusammen 18,000 Mann) an sich. Auch die Herzöge von Florenz und Ferrara hatten ihm ebenfalls einige Geschwader leichter Reiterei geschickt. Ihr Anführer war ein Neffe des Papstes, Namens Ottavio Farnese, welchem der Cardinal Alexander Farnese beigegeben war, um die Schritte des Kaisers zu beobachten und den Krieg zum blutigsten Religionskriege anzufachen. Er hatte beim Abzuge aus Italien laut geäußert: daß sein Roß im Blute der Lutherschen Kehler schwimmen solle. —

Der eigentliche Kern der kaiserlichen Kriegsmacht bestand aus 8000 Spaniern, die aus Neapel und Mailand gekommen waren, lauter versuchte Krieger, welche sich Karl selbst zugebildet hatte und die ihm aufs treueste ergeben waren.

Indem sich die verbundenen Fürsten in Berathschlagungen, dem Kaiser Abbruch zu thun, verloren und zögernd ihren Zug nach Regensburg unternahmen, brach

er von Landshut, als seine Macht größtentheils beisammen war, schleunig auf, und kam in Eilmärschen nach Regensburg, um das schwere Geschütz zu holen, welches hier stand. Dann zog er an der Donau nach Ingolstadt hinab, indem die verbündeten Heere an der andern Seite des Flusses auf Regensburg losgingen. Sobald sie aber von dem Zuge des Kaisers Nachricht erhielten, faßten auch sie den Entschluß, sogleich in die Nähe von Ingolstadt zurückzukehren. Auf diesem Rückmarsche gerieth der Landgraf von Hessen mit dem Feinde in ein kleines Gefecht, in welchem er Proben seiner persönlichen Tapferkeit gab, aber gleichwohl auch die Empfindlichkeit des Kurfürsten von Sachsen reizte, welchem der Angriff auf die feindlichen Reiter, der ohne sein Mitwissen geschehen war, sehr mißfallen hatte.

Karl verschanzte sich unter den Kanonen von Ingolstadt. Die Bundesgenossen hätten, da sie immer noch stärker waren, als das kaiserliche Heer, es zu verhindern suchen sollen, daß dasselbe sich kein festes Lager erbauen konnte, in welchem es der feindlichen Uebermacht Troß zu bieten vermöchte, bis die niederländischen Truppen angelangt wären. Auch erwartete der Kaiser nichts gewisser, als einen Angriff, ehe er, etwa eine Meile von Ingolstadt, sich den erwählten Platz zum Lager bereiten konnte. Er stand zur Schlacht gerüstet, und man verhehlte es sich nicht in seinem Lager, daß man sehr auf das gute Glück rechnen müsse. Allein nach einigen Bewegungen zog sich die Armee der verbündeten Fürsten zurück, und voll Freude darüber, ließ der Kaiser sogleich die ganze Nacht hindurch an der

Befestigung seines Lagers arbeiten; denn er fürchtete, daß man ihn am folgenden Tage zu einer Schlacht zwingen werde. Jedoch der Feind blieb ruhig, und der Kaiser konnte seine Befestigungswerke ungestört fortsetzen lassen. Noch aber waren diese unvollendet und konnten mit gutem Erfolg bestürmt werden. Am 31. August endlich führten die Bundeshäupter den Entschluß aus, das kaiserliche Lager zu beschießen und den Versuch zu machen, ob sie den Kaiser zu einer Schlacht herauslocken könnten. Allein bald bekam der Kurfürst Nachricht, daß dieser keinen Fuß verrückt habe. Der Landgraf besetzte jetzt eine Anhöhe und ließ sein Geschütz aufpflanzen. Der Kaiser ordnete innerhalb seines Lagers ruhig die Schlacht an. Heiter und getrostes Muthes standen die Truppen der Verbündeten im Felde, die Spanier, Italiener und die übrigen kaiserlichen Deutschen innerhalb ihrer Schanzen, mit dem festen Willen, sich nicht daraus verdrängen zu lassen. Allenthalben war der Kaiser gegenwärtig und hauchte seinen Kriegern den Muth ein, der ihn selbst belebte. „Wohl hätte, sagt K. L. von Wolkmann, an diesem Tage ein Großes vollbracht werden können; aber die mörderischen Schlachten bei Leipzig und Lützen*) sollten zu ihnen noch ihre Stimmen geben, und der böse Geist, welcher einmal im evangelischen Heere schaltete, die Uneinigkeit zwischen den Anführern trug vornehmlich dazu bei, daß ein Jahrhundert nach diesem Tage bei Ingolstadt die Helden aus Gustav Adolfs Schule noch

*) Im 30jährigen Kriege.

politische und religiöse Verhältnisse bestimmen mußten, über welche zum Theil wahrscheinlich schon jetzt hätte entschieden werden können."

Sobald sich die ersten Wirkungen des Geschüßes der Bundestruppen zeigten, sprach der tapfere Schärtlin zu seinem ganzen Haufen von Bestürmung des feindlichen Lagers. Die Obersten und Hauptleute versprachen ihm mit Handschlag, daß sie Leib und Leben nicht achten wollten. Allein der Landgraf von Hessen, stets eifersüchtig auf Schärtlin, wehrte sich dagegen aus aller Macht und schrie, daß ihm Schärtlin die Leute verführe. Der brave Ritter wurde von dem Kurfürsten und Landgrafen auf einen Acker beschieden, und beide untersagten ihm den Sturm. So wurde eine Unternehmung vereitelt, von welcher man sich den glücklichsten Erfolg hätte versprechen können. Mit Unmuth sahe der graue Krieger den Abend nahen, ohne daß etwas Großes vollbracht worden wäre. Einige tausend Kugeln des schweren Geschüßes hatte man in das kaiserliche Lager geschossen, mit denen nur einige hundert Feinde getödtet worden waren. Als der Landgraf beim nächtlichen Mahle dem erzürnten Schärtlin einen goldenen Becher Wein auf das Wohl der Todten zutrank, die ihr Geschüß heute niedergeworfen, versetzte dieser: „ich weiß nicht, welche weidliche Leute unser Geschüß heute zu Todten gemacht; aber das weiß ich, daß Keiner der Lebenden im feindlichen Lager den Fuß hinter sich gezogen hat."

Der Kaiser hatte wirklich einen Sturm auf sein Lager erwartet, als er aber dennoch nicht unternommen

wurde, merkte er den zaghaften Geist der verbündeten Fürsten, und freuete sich nicht wenig über diese Entdeckung. Die nächstkommende Nacht mußte das ganze Heer abwechselnd an den Verschanzungen arbeiten, so daß nun ein Angriff auf sein Lager weit schwieriger war, als Tags vorher.

Die Soldaten der verbündeten Fürsten versplitterten indeß Kraft und Zeit in kleinen Gefechten, die nichts entschieden, und im nutzlosen Beschießen des kaiserlichen Lagers. Nach einigen Tagen merkten die Kaiserlichen eine große Bewegung im Heere der Verbündeten. Es war nichts Anders, als ein Abzug.

Der Kaiser und sein Oberfeldherr, der berühmte Herzog von Alba, ritten selbst aus dem Lager und sahen den Abzug des Feindes mit eben so viel Verwunderung als Freude.

Dieser Abzug war durch die Nachricht veranlaßt worden, daß der Graf Maximilian von Büren mit den niederländischen Truppen im Anzuge sey, um sich mit der Armee des Kaisers zu vereinigen. Die Verbündeten wollten dieß verhindern; allein der Graf von Büren hatte sie durch verstellte Märsche getäuscht, und langte, ohne nur einen einzigen Mann eingebüßt zu haben, am 15ten September glücklich im kaiserlichen Lager an. Er brachte demselben 20,000 Mann zu, und das Heer des Kaisers belief sich jetzt auf 50,000 Mann.

Er konnte nun, statt der vertheidigenden, die angreifende Rolle übernehmen.

Indem beide Heere an der Donau hin- und herzogen und die Verbündeten nicht ohne Furcht lauschten,

wohin sich der Kaiser wenden werde, nahm das Mißvergnügen in ihrem Lager täglich zu. Es fehlte an Geld; denn man erwartete eine große Summe, welche der König von Frankreich schicken wollte, vergeblich; auch veranlaßte die unter den Bundesoberhäuptern herrschende Spannung immer heftigere Zwiste, welche hinderten, nach einem wohl überdachten Plane zu wirken. Das Selbstzutrauen der Soldaten verwaandelte sich in Kleinmuth.

Auch kam es zwischen dem Landgrafen und Schärtlin zu unangenehmen Wortwechseln, und Letzterer äußerte mit Grund: „ich kann zu diesem Kriege kein Vertrauen fassen, Zeit und Weile wird mir dabei lang.“

Er verließ bald darauf das Heer der Verbündeten, weil er von der Stadt Augsburg, deren Hauptmann er war, zu ihrem Schutze abgerufen wurde. Der Kaiser bedrohte nämlich diese Stadt, wie Ulm. Schärtlin sammelte in der Nähe von Augsburg eine so starke Macht, als er ausbringen konnte, und that dem Feinde möglichsten Abbruch. Nie aber konnte man ihn bewegen, zur großen Bundesarmee, wo ihm keine Lorbeern zu blühen schienen, zurückzukehren.

Zu Anfange des Novembers war es schon dahin geblieben, daß mehrere oberländische Städte, welche im Bunde standen, sich in kaiserlicher Gewalt befanden.

Auch ward es um eben diese Zeit den Bundesoberhäuptern immer deutlicher, daß sie sich nicht lange mehr gegen den Kaiser würden im Felde behaupten können. Der Geldmangel war bei ihnen so groß, daß die Soldaten keinen Sold mehr erhielten; es verging daher kein

Tag ohne häufige Desertionen; ganze Rotten entfernten sich. In dieser Verlegenheit wurde großer Kriegs Rath gehalten, und man sah, daß ihnen nur 3 Wege übrig blieben, entweder eine Feldschlacht zu wagen, oder ein Winterlager zu beziehen, oder einen Waffenstillstand und Frieden zu schließen.

Und wirklich entschlossen sich die Bundesoberhäupter zu dem demüthigenden Schritte, um Frieden zu bitten.

Ein Stabsoffizier des Landgrafen, Adam von Trott, wurde mit einem Schreiben abgeschickt, um die Friedensunterhandlungen zu eröffnen. Dieses Schreiben war für den Kaiser ein Triumph, und er ließ es vor der ganzen Schlachtordnung ablesen. Streng verbot er, dem Herold eine Antwort zu geben, und als dieser am folgenden Tage mit der Bitte um Antwort wieder kam, so wurde ihm im Namen des Kaisers durch den Markgrafen Johann von Brandenburg kund gethan: es gebe keinen andern Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Kurfürst und Landgraf sich selbst, alle ihre Anhänger, ihre Armee, ihr Land nebst allen Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaisers überließe.

Selbst eine solche Antwort schien den sonst so hochherzigen Landgrafen nicht zu empören; denn er machte neue Versuche, den Kaiser zu versöhnen, erhielt aber immer die nämliche harte Antwort.

Auch aus Sachsen waren traurige Nachrichten eingelaufen; daß das ganze Kurfürstenthum in Gefahr sey, ein Raub des Feindes zu werden, wosern der Kurfürst ihm nicht mit Heceresmacht zu Hülfe eile. Der Landgraf und die übrigen Bundesgenossen baten jetzt den Kurfür-

ken selbst, daß er schnell auf Rettung seines Landes bedacht seyn solle. Man verabredete, daß in Oberdeutschland ein Winterlager von etwa 8000 Mann Fußvolf und 1000 Reitern errichtet werden sollte, welches der Herzog von Wirtemberg und die oberländischen Städte während des Winters unterhalten mußten. Man hatte erwartet, daß der Kaiser ebenfalls ein Winterlager beziehen werde, da zumal eine epidemische Krankheit in seinem Heere eingegriffen war. Allein Karl hatte bereits zu viele Vortheile errungen, um mitten im Laufe seiner Unternehmungen stehen zu bleiben. Er fand nirgends großen Widerstand, und hatte sich bald in Schwaben und Franken so ausgebreitet, daß die meisten oberländischen Stände, als Mitglieder des schmalcaldischen Bundes, unterdrückt waren.

Herzog Moriz hielt indeß, nachdem er vom Kaiser zur Achtsvollstreckung ernannt worden war, einen Landtag zu Freiberg. Er sagte hier den Ständen, daß, da von Böhmen aus Rüstungen gemacht würden, um in das Kurfürstenthum Sachsen einzufallen, es am besten wäre, dem kaiserlichen Befehle zu gehorchen und Kur-sachsen in Besitz zu nehmen. Die Stände hielten es ebenfalls für besser, daß der Herzog sich der Länder seines Vetter, des Kurfürsten, versichere, als die Böhmen an der Spitze Ferdinands zu erwarten. Sie riefen jedoch dem Herzoge, an seinen Vetter selbst zu schreiben und einen Versuch zu machen, ob er dessen eigene Einwilligung erlangen könne. Moriz that dieß, bekam aber vom Kurfürsten nicht einmal eine Antwort.

Allein der Landgraf von Hessen, Morizens Schwiegervater, schrieb an ihn und die Landstände sogleich einen Brief, in welchem er sagte: er wundere sich ungemein, daß die Stände einen so unpatriotischen Rath ertheilt hätten. Die wider ihn und den Kurfürsten ergangene Achtserklärung sey rechtswidrig, und so wäre es auch Morizens Pflicht gewesen, die ihm aufgetragene Vollstreckung derselben abzulehnen. Er, der Landgraf, würde in einem ähnlichen Falle ganz gewiß dasselbe gethan haben. Die Besiznahme von Kursachsen, ohne Einwilligung des Landesherrn, sey durchaus ungerecht, und Moriz möge in Erwägung ziehen, wie sehr durch einen solchen Schritt seine Ehre gebrandmarkt werde. Die Landstände ermahnte der Landgraf noch überdieß, sie sollten doch ja den Herzog von seinem ungereimten Vornehmen abzuhalten suchen und allen Fleiß anwenden, daß die Ruhe und Wohlfahrt des Kurfürstenthums Sachsen erhalten werden möge.

Moriz schrieb inzwischen, unter dem 27. October 1546, einen neuen Brief an den Kurfürsten und meldete ihm, daß er dessen Länder, um sie gegen Verderb und Nachtheil zu schützen, besetzen werde. Dabei machte er ein Manifest bekannt, nach welchem es ihm der Kurfürst noch großen Dank wissen sollte, daß er seine Länder in Besiz nehmen wolle. —

Da ein Corps österreichischer Truppen bereits ins Voigtland eingefallen war und übel darin haufete, so zeigten sich die kurfürstlichen Unterthanen sehr bald bereitwillig, sich dem Herzoge Moriz zu unterwerfen. Innerhalb einiger Wochen war, mit Ausnahme der Städte

Wittenberg, Gotha und Eisenach, das ganze Kurfürstenthum in seinen Händen. Die Städte huldigten ihm und die Ritterschaft wurde am 2. December 1546 ebenfalls zur Huldigung aufgefordert.

Unterdeß war der Kurfürst, Johann Friedrich, eilig aufgebrochen, um seinen bedrängten Ländern zu Hülfe zu kommen. Er erschien eher in Sachsen, als man glaubte, und eroberte, weil ihm Moriz nicht die Spitze bieten konnte, binnen einigen Wochen alles wieder, was dieser ihm entrisen hatte. Moriz sahe jetzt keinen andern Ausweg, als eine Besatzung nach Leipzig zu werfen, und durch Abbrennung der Vorstädte diesen, nach Dresden wichtigsten Platz seines Erblandes, gegen einen feindlichen Ueberfall zu sichern.

Der Kurfürst, Johann Friedrich, begann die Belagerung Leipzigs am 15. Januar 1547, that der Stadt, in welche gegen 40,000 Kugeln geschossen wurden, großen Schaden, indem mehr als $\frac{2}{3}$ der Stadtmauer so zertrümmert waren, daß sich die Besatzung nur hinter neu aufgeworfenen schwachen Verschanzungen vertheidigte. Dessen ungeachtet konnte er die Stadt nicht erobern. Nach der gewöhnlichen Erzählung hatten seine Generale ihre Familien und besten Sachen nach Leipzig in Sicherheit gebracht, und meinten es nicht aufrichtig mit dem Kurfürsten. Allein es walteten noch andere Ursachen dabei ob. Man konnte, weil ein großer Theil der kurfürstlichen Truppen mit einer epidemischen Krankheit behaftet war, keinen Hauptsturm wagen; auch hatte Leipzig in der Person des Sebastian von Wallwitz, der dem Herzog Moriz ganz ergeben und bei der Besatzung sei-

ner Freigebigkeit wegen sehr beliebt war, einen braven Kommandanten, welcher durch seine guten Maßregeln jeden Vortheil, den die Belagerer errungen hatten, zu vereiteln wußte.

Der Kurfürst hob daher die Belagerung zu Ende des Januars wieder auf. Man tadelte ihn überhaupt, daß er sich zu lange bei Leipzig aufgehalten und dadurch dem Herzoge Moriz Zeit gelassen hatte, neue Kräfte zu sammeln.

Inzwischen war der Markgraf, Albrecht von Brandenburg, vom Kaiser mit 7000 Mann nach Sachsen zu Morizens Hülfe abgeschickt worden. Allein Albrecht hatte das Unglück, am 2. März 1547 von den kurfürstlichen Truppen bei der Stadt Rochlitz, wo er sich dem Vergnügen zu sehr überließ, überfallen, geschlagen und zum Gefangenen gemacht zu werden.

Der Kaiser, dessen Waffen in Oberdeutschland fortwährend gesiegt hatten, beschloß nun vor allen Dingen den Kurfürsten von Sachsen zu demüthigen und dessen Land zum Schauplatz des Kriegs zu machen.

Die Armee des Kurfürsten war durch die Besatzungen, welche er theils in seine eigenen, theils in die dem Herzog Moriz entriffenen Städte gelegt hatte, so geschwächt worden, daß ihm nur noch etwa 13,000 Mann übrig blieben.

Kaiser Karl brach daher noch im März 1547 aus Oberdeutschland auf, lenkte sich durch die Oberpfalz und Franken gegen die böhmische Grenze, und langte am

5. April in Eger an. Hier vereinigte sich am folgenden Tage sein Bruder, Ferdinand, und Herzog Moriz mit ihm. Sie rückten zusammen in Sachsen ein, und nach 10tägigen forcierten Märschen langte der Kaiser am 23. April in der Gegend von Meißen an. Er hatte seinen Marsch deswegen so beschleunigt, damit er den Kurfürsten, welcher jenseits der Elbe bei Meißen stand, verhindern möchte, diejenigen Truppen an sich zu ziehen, welche an der böhmischen Grenze und in Westphalen vertheilt waren.

Der Kurfürst, welcher es anfänglich gar nicht glauben wollte, daß ihm der Kaiser so nahe sey, ließ nun die Elbbrücke abbrennen, und zog auf der Morgenseite des Flusses gegen Mühlberg hinunter. Karl folgte ihm auf dem andern Ufer, und am 24. April 1547 standen beide Heere, nur durch die Elbe getrennt, einander im Gesichte.

Der Kaiser hatte jedoch keine Pontons, um überzugehen; die Schiffbrücke wurde von den Sachsen in den Grund geschossen, weil sie solche nicht vertheidigen zu können glaubten.

Der Kurfürst befand sich gerade in der Kirche (es war ein Sonntag), während mehrere Spanier sich in den Fluß stürzten, und den Säbel im Munde unter einem heftigen Kugelregen der Sachsen, die zerschossenen Trümmer der Schiffbrücke auf ihr Ufer herüber zu bringen bemüht waren. Viele fanden dabei ihren Tod, die Uebrigen aber brachten die Schiffbrücke zu Stande, auf welcher das Fußvolt und Geschütz übergehen konnten. Der Kurfürst, welcher aus der Kirche gekommen war,

beschloß, sich unter die Kanonen von Wittenberg zu ziehen. Allein ein sächsischer Bauer, welchem Tags vorher die kurfürstlichen Soldaten 2 Pferde weggenommen hatten, zeigte, aus Rache, den Kaiserlichen eine Fuhr durch die Elbe. Die kaiserliche Reiterei setzte hindurch und ereilte die Sachsen 3 Meilen von der Elbe in der Löhauer Heide. Das Treffen war nun unvermeidlich. Die sächsische Reiterei wurde geworfen, die Infanterie zerstreut, der Kurfürst nahm die Flucht, wurde verfolgt, eingeholt, in den linken Backen verwundet, und nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen.

Herzog Ernst von Braunschweig nebst vielen Grafen und Edelleuten hatten ein gleiches Schicksal. Einige tausend Mann blieben auf dem Plaze, Geschütz und Bagage fielen in die Hände des Siegers. Es ist schwer zu glauben, daß der Kaiser nicht mehr als 50 Mann an Todten gezählt habe, da die Schlacht bis gegen die Nacht dauerte, und die Sachsen zum Theil tapfer kämpften, obgleich nicht alle es treu mit dem Kurfürsten meinten*). 1617. 17.

Noch auf dem Schlachtfelde begrüßte der Kaiser den Herzog Moriz, welchem er bei dem Treffen immer im Auge zu behalten suchte, und genau beobachtete, als Kurfürsten von Sachsen.

*) Er wußte dieß selbst und sagte nicht lange vor dem Ausbruche seines Unglücks: „ich bin reicher als Christus; denn mit ihm speisete nur Ein Verräther, ich aber habe deren Viele an meinem Tische.“

Der Prinz des gefangenen Kurfürsten, er hieß ebenfalls Johann Friedrich, hatte sich, nachdem er in der Schlacht manche Proben persönlicher Tapferkeit gegeben und beinahe ebenfalls gefangen worden wäre, in das wohl besetzte Wittenberg mit einiger Mannschaft geworfen und war, erbittert über die bei Mühlberg erlittene Niederlage, fest entschlossen, dem Kaiser tapfern Widerstand zu thun. Auch die Kurfürstin nebst ihrer übrigen Familie hatte sich hierher gerettet.

Der Kaiser rückte nun gegen Wittenberg an; denn mit der Einnahme dieser damals so wichtigen Festung war das Kurfürstenthum so gut als erobert.

Da ihm alles an der Einnahme dieser Stadt liegen mußte, gab er sich auch alle mögliche Mühe, sich derselben ohne Schwertstreich zu bemächtigen. Er glaubte kein besseres Mittel ausfindig machen zu können, um diesen Zweck zu erreichen, als wenn er dem gefangenen Kurfürsten das Todesurtheil ankündigen ließ. Zwar war, dieß der gewaltsamste Eingriff in die Rechte deutscher Fürsten (denn Karl ließ durch ein Kriegsgericht seiner spanischen Generale das Todesurtheil aussprechen); allein Karl war noch berauscht von seinem Glücke, und es wäre ihm ungeahndet hingegangen, wenn dieß grausame Urtheil, welches am 10. Mai 1547 ausgesprochen wurde, wirklich vollzogen worden wäre. Inzwischen lassen uns auch die Umstände mit dem berühmten Geschichtschreiber Thuanus schließen, daß es dem Kaiser mit diesem Todesurtheil eigentlich kein Ernst gewesen, sondern er nur deswegen eine so drohende Miene angenommen habe, um Wittenberg aufs baldigste in seine Hände zu bekom-

men*). — Der Kurfürst war indessen gerade mit seinem Mitgefangenen, dem Herzoge Ernst von Braunschweig, im Schachspiele begriffen, als ihm das Todesurtheil angekündigt und vorgelesen wurde. — Aufmerksam und gelassen hörte er es an und sprach dann: „wir wollen weiter spielen!“ —

Erst einige Zeit nachher schien Johann Friedrich dennoch über sein bevorstehendes Schicksal nachdenkender geworden zu seyn, und er ließ dem Kaiser zu wissen thun: er habe nicht erwartet, daß Se. Majestät so hart gegen ihn verfahren werde; sollte es aber dennoch geschehn, so wünsche er völlige Gewißheit darüber zu haben, damit er mit seiner Familie noch einige nöthige Anordnungen machen könne.

Sobald sich das Gerücht von dem über Johann Friedrich ausgesprochenen Todesurtheil verbreitete, eilte der Kurfürst Joachim von Brandenburg in das kaiserliche Lager, um hier das edle Amt eines Mittlers zu übernehmen. Es gelang ihm auch, den Kaiser zu bewegen, daß er das Todesurtheil widerrief. Doch mußte sich Johann Friedrich sehr harte Bedingungen gefallen lassen,

*) „Der Kaiser sah auch auf der andern Seite ein, schreibt Woltmann, daß er durch die Hinrichtung des Kurfürsten fast alle Vortheile verlor, welche ihm dessen Gefangenschaft gewährte. Durch nichts konnte er dann die Kurfürstin und ihre Söhne mehr schrecken; die Begierde nach Rache und die Verzweiflung mußten sie begeistern; durch das ganze Sachsenland, wo der Hingerichtete den Herzen so theuer war, mußte wider Grimm wider den Kaiser und seine Rathgeber zu den Waffen stürzen.“

welche ihm der Kaiser vorschrieb. Man nennt dieß die wittenberger Capitulation, und sie kam am 14. Mai 1547 zu Stande. Die wichtigsten Punkte derselben sind folgende:

1. Johann Friedrich entsagt der Kur Sachsen für sich und seine sämtliche Nachkommenschaft, so daß kaiserliche Majestät damit schalten kann, wie ihr beliebt.

2. Er räumt Wittenberg sowohl als die Festung Gotha dem Kaiser, mit sämmtlichem darin befindlichen Geschütz.

3. Er giebt alles, was er im gegenwärtigen Kriege erobert oder weggenommen hat, zurück, so wie er seinen Ansprüchen auf Magdeburg und Halberstadt entsagt.

4. Er verspricht allen Bündnissen zu entsagen, welche gegen den Kaiser oder dessen Bruder, Ferdinand, gerichtet seyn könnten.

5. Er verspricht künftig dem kaiserlichen Kammergerichte zu gehorchen, und die zur Erhaltung desselben auf seinen Antheil kommenden Gebühren zu entrichten.

6. Er entläßt den (bei Rochlitz gefangenen) Markgrafen Albrecht von Brandenburg ohne Lösegeld.

7. Der Kaiser macht alle Güter Johann Friedrichs preis und schenkt sie dem römischen Könige, Ferdinand, und dem Herzoge Moriz, jedoch so, daß Letzterer ihm und seinen Söhnen jährlich die Summe von 50,000 Gulden Einkünfte bestimmt, welche sie aus thüringischen und fränkischen Aemtern beziehen sollen.

8. Der Kaiser will Johann Friedrichen Stadt, Schloß und Amt Gotha zurück geben, wosern vorher die

Festungswerke niedergerissen worden *) und Gotha ein unbefestigter Flecken bleibe.

Der Kaiser hatte anfänglich seinem hohen Gefangenen auch die Bedingung gemacht: „daß er sich Alles wolle gefallen lassen, was der Kaiser oder eine Kirchenversammlung in Religionsfachen verordnen würden.“ Allein Johann Friedrich erklärte bestimmt: „er wolle eher seinen Kopf verlieren und Wittenberg zusammenschießen lassen, als eine Forderung eingehen, die sein Gewissen verletz.“ Der Kaiser, der gewiß im Stillen den Glaubensheroismus Johann Friedrichs eben so bewunderte, als es seine Spanier laut thaten, ließ diesen Punkt streichen, da derselbe ohnedieß ihm gar nicht sehr am Herzen lag.

Als indeß die Nachricht in Wittenberg von der geschlossenen Capitulation einlief, und daß sich die Stadt an den Kaiser ergeben solle, gerieth alles in großen Aufruhr. Die Bürger, welche sich fleißig in den Waffen geübt hatten, wollten sich bis auf den letzten Mann vertheidigen. Sie trauten überdieß den Versprechungen des Kaisers nicht, weil die Spanier vor ihren Augen wie Mordbrenner wütheten und eingefleischte Tölpel waren.

Sobald Johann Friedrich von dieser Stimmung der Wittenberger Nachricht erhielt, befahl er ihnen, als ihr

*) Der Kaiser schickte einen Offizier mit einem Commando Soldaten nach Gotha, um die Festungswerke zu schleifen. Das daselbst gefundene Geschütz theilte er in drei Theile; den einen behielt er für sich; den andern gab er seinem Bruder, Ferdinand, und den dritten dem neuen Kurfürsten, Moriz.

Landesherr, die Stadt zu übergeben, und versicherte die Bürger, der Kaiser werde treulich Wort halten in allem, was er zusagte. Dieser versprach auch wirklich den Bürgern, daß er nur deutsche Kriegsvölker, nicht Spanier, in die Stadt legen wolle, und sie sollten das Recht haben, jeden Spanier, welcher ohne besondere Erlaubniß sich innerhalb ihrer Mauern blicken lasse, mit Gewalt fortzutreiben.

Nach dem Abzuge der sächsischen Besatzung, welche aus 5000 Mann bestanden hatte, nahmen am 23. Mai 1547 einige Regimenter kaiserlicher Truppen Besitz von Wittenberg.

Es entstand jetzt zwischen der Stadt und dem Lager ein sehr lebhafter Verkehr. Man hatte Gelegenheit, den so gefürchteten Kaiser in der Nähe zu beobachten und fand, daß man sich sehr falsche Vorstellungen von ihm gemacht. Die Einwohner Wittenbergs sahen ihren gefangenen Landesherrn mit der größten Milde vom Kaiser behandelt, sahen, daß er in des Herzogs von Alba Gezelte von vornehmen Spaniern bedient wurde und man es ihm an nichts gebrechen ließ, was sonst seine Bequemlichkeit heischte*).

Karl gestattete ihm sogar, 8 Tage lang nach Wittenberg auf das Schloß zu ziehen und im Schooße sei-

*) Der gefangene Kurfürst sagte daher selbst: „meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde erweisen mir alles Gute.“

ner Familie zu verleben. Als Karl die Stadt selbst in Augenschein nahm, ritt er mit einem glänzenden Gefolge zur Kurfürstin, und sprach ihr mit seelenvoller Herzlichkeit Trost in ihrem Unglücke zu.

Auch die Schloßkirche zu Wittenberg besuchte er, in welcher sich das Grab Luthers befand. Ein akademischer Jüngling führte ihn an dasselbe. An der Seite des Kaisers standen der Herzog von Alba und der Bischof von Arras, Granvella. Mit hohem Ernste betrachtete Karl das Grab des berühmten Reformators, und seine Begleiter, welche wahrscheinlich nicht ahneten, was in der Seele ihres Gebieters vorging, thaten ihm den Vorschlag, die Gebeine dieses Erzfürkers ausgraben und verbrennen zu lassen. „Lasset ihn liegen, sagte Karl mit feierlichem Ernst: er hat seinen Richter bereits gefunden; ich führe keinen Krieg mit den Todten, sondern mit den Lebenden.“

„Nur einmal hatte er, sagt K. L. von Voltmann, den Verbesserer des christlichen Glaubens gesehen, damals, wie er selbst ein unentwickelter Jüngling, kaum an die Spitze der Weltbeherrscher getreten war, und der kühne Mönch noch keine Ahnung davon hatte, welche Umwandlung der Welt seine Sehnsucht nach reinerer Wahrheit hervorbringen werde. Auf jenem Reichstage war es, wo Kurfürst Friedrich der Weise als der Schutzengel des Reichs stand, dem es gut gedäucht, auf Karls Haupt die Kaiserkrone zu setzen. Eben dieser durch ihn erhobene Herrscher ritt nun als Gebieter durch die wichtigste Stadt seines Landes, hatte kaum dasselbe wie eine

Beute verschenkt, und seinen Neffen in Fesseln geschlagen, und weilte an Luthers Grabe. Ohne Rührung blieb Karls Gemüth nicht; selbst in seinen Worten an dieser Gruft sprach tiefes Gefühl von wunderbaren Fügungen des Schicksals, über die ein höherer Richter entscheidet. Zu denselben gehörte gewiß auch, daß jenes dämmernde Licht der neuen Wahrheit, welches auf jenem Reichstage zu Worms ihm aufging, jetzt, nach 25 Jahren, wieder in ihm erwachte. Es ist doch, sagte er, jetzt alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe."

Er verließ endlich Wittenberg (am 6. Juni 1547) und Moritz nahm von der Stadt Besitz. Er ließ sich huldigen, nahm sich der Universität an, und traf verschiedene andere gute Einrichtungen.

Der Kaiser hatte nun, ohne große Anstrengung und vom Glücke auf eine seltene Art begünstigt, seine Absichten erreicht. Der gefürchtete schmalkaldische Bund war zerstört, eines seiner mächtigsten Oberhäupter besiegt, seiner Würden beraubt, und überdies Gefangener. Es blieb noch das zweite Bundesoberhaupt übrig, der Landgraf von Hessen. Dieser mußte es jetzt sehr lebhaft fühlen, daß er nicht mehr im Stande sey, sich gegen Karl zu halten, und war auch wirklich darauf bedacht, sich mit demselben unter so guten Bedingungen, als er erhalten könnte, auszusöhnen. Der Kurfürst von Brandenburg, Joachim, und der nunmehrige Kurfürst von Sachsen, Moritz, riethen ihm auch ernstlich dazu. Beide

Fürsten ließen es nicht an Verwendungen für ihn bei dem Kaiser fehlen. Allein die Bedingungen, welche dieser machte, waren sehr hart. Er verlangte, der Landgraf solle sich ihm mit Land und Unterthanen auf Gnade und Ungnade ergeben; alle seine Schlösser und Festungen nebst Geschütz und Munition ausliefern.

Der Landgraf glaubte noch nicht nöthig zu haben, sich zu diesen Forderungen zu verstehen. Doch war sein Muth gebrochen, sein Heldengeist niedergedrückt; Unentschlossenheit und Kleinmuth traten an deren Stelle. Er äußerte in dieser beklagenswerthen Seelenstimmung gegen einen vertrauten Rath Morikens, den Herrn von Ebeleben: „wenn es nur möglich wäre, von dem Kaiser zu erhalten, daß ich wieder in mein Land zurückkehren dürfte, und mir auch nur eine einzige Festung mit Geschütz und Zubehör gelassen würde, so wollte ich mich, aus Liebe zum allgemeinen Frieden, nicht weigern, alle übrige Festungen und Schlösser zu schleifen, auch alles Geschütz auszuliefern.“

Die beiden vermittelnden Kurfürsten hatten unterdeß einen neuen Versuch beim Kaiser zum Besten des Landgrafen gemacht, und dieser hatte eine Capitulation aufsetzen lassen, auf welche sich der Landgraf ergeben sollte; sie bestand aus nachstehenden Hauptartikeln:

1. Der Landgraf soll sich und sein Land dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, auch in eigener Person fußfällig bei dem Kaiser um Verzeihung bitten.
2. Er soll sich aller Bündnisse enthalten, insonderheit des schmalkaldischen Bundes, und alle dazu gehörige Brieffschaften ausliefern.

3. Er soll alles, was der Kaiser zur Gründung des Friedens in Deutschland verordnen wird, willig und gänzlich vollstrecken.

4 und 5. Er soll Niemand schützen, den der Kaiser strafen will, und dem kaiserlichen Kammergerichte Gehorsam leisten.

6 und 7. Er soll alle Festungen, außer Cassel und Ziegenhain, schleifen, und ohne kaiserliche Erlaubniß keinen Platz von neuem befestigen.

8 und 9. Er soll alles Geschütz und Munition an den Kaiser sogleich ausliefern, und in die kaiserliche Kriegskasse 150,000 Gulden erlegen.

10. Zu obigen Artikeln sollen sich auch des Landgrafen Söhne, der Adel und die Unterthanen verpflichten.

So hart auch diese Capitulation war, so beschloß dennoch der unglückliche Landgraf, dieselbe zu unterzeichnen, weil er wenigstens noch die Sicherheit seiner Person und seine Freiheit gerettet glaubte. Er kam daher am 18. Juni 1547 nach Halle, wo sich der Kaiser aufhielt, um nicht allein die Capitulation zu unterzeichnen, sondern auch den Fußfall vor dem Kaiser zu thun. Er hoffte, wenn dieß geschehen wäre, wie der Herzog von Württemberg *), wieder in sein Land zurückkehren zu kön-

*) Der Herzog von Württemberg, Ulrich, mußte dem Kaiser fußfällig Abbitte thun, nachdem dieß vorher in seinem Namen seine Rätthe gethan hatten. Der Herzog aber ließ, wie Sattler in seiner „Geschichte Württembergs unter den Herzögen“, erzählt, ein Pferd so abrichten, daß es auf ein gegebenes Zeichen, die Vorderfüße niederbengte. Als nun

nen. In dieser Absicht verfügte er sich am folgenden Tage, als am 19. Juni Nachmittags um 5 Uhr, in den glänzenden Audienzsaal des Kaisers, der von einer großen Zahl Fürsten und Edlen umgeben war, näherte sich dem Throne, und fiel nebst seinem Kanzler, von Günterrode, auf die Knie. Der Kanzler las die vorher aufgesetzte Bitte um Verzeihung und Gnade ab, und soll dieß in einem so kläglichen Tone gethan haben, daß der Landgraf ein satirisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, welches der Kaiser sogleich bemerkte und dem Landgrafen, dem er mit dem Finger drohete, zurief: „ich will dich lachen lehren!“

Doch bezweifeln Manche diesen Umstand, weil ihn gleichzeitige Schriftsteller ganz mit Stillschweigen übergegangen haben.

Der Landgraf erhielt, während er noch vor dem Kaiser kniete, durch den Reichsvicekanzler, D. Georg Selb, im Namen des Kaisers die Antwort: „er habe die Reichsacht gegen ihn aufgehoben, dem Landgrafen die Lebensstrafe erlassen, und er solle weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Einziehung seiner Güter, nicht weiter als die Capitulation bestimmte, beschwert werden.“

zur bestimmten Zeit der Herzog vor dem Kaiser erscheinen sollte, kam er auf diesem Rosse herangeritten, und auf einmal machte dasselbe dem Kaiser seine Verbeugung. Dieß Wandvredes Pferd und der Einfall des Herzogs lockten dem sonst so ernsthaften Kaiser gleichwohl ein beifälliges Lächeln ab.

Nachdem dieser so demüthigende Akt geendigt war, begab sich der Landgraf mit den beiden Kurfürsten, von Sachsen und Brandenburg, zum Herzog von Alba, welcher sie sämmtlich zur Tafel geladen hatte. Als sie sich endlich, schon bei später Nacht, entfernen wollten, eröffnete man dem Landgrafen, daß er, unter Aufsicht einer spanischen Wache, da bleiben müsse! Das Erstaunen des Landgrafen war eben so groß, als sein Unwille. Er hatte um den Preis seiner Freiheit sich der größten Demüthigung unterworfen, und diese Freiheit sollte ihm gleichwohl entzogen werden. Der Kurfürst Moriz war nicht minder bestürzt; er hatte seinem Schwiegervater mit seinem Ehrenworte zugesagt, daß er selbst seine Freiheit verlieren wolle, wenn die seinige in Gefahr käme. Moriz blieb diese Nacht nebst einigen brandenburgischen Råthen bei dem Landgrafen, und suchte ihn aufs beste zu trösten. Er versprach, gleich am nächsten Morgen sich aufs nachdrücklichste beim Kaiser für ihn zu verwenden; er that es auch, aber vergebens. Mehrere ähnliche Versuche blieben ebenfalls unwirksam. Selbst die vom Landgrafen zusammengebrachte Summe von 150,000 Gulden, die Schleifung seiner Festungen, die Auslieferung seines Geschüßes u. s. w. vermochten nicht seine Freiheit ihm zu verschaffen.

Der Kaiser schaltete inzwischen im Reiche nach Belieben, und erpreßte von allen Reichsständen die für damalige Zeiten ungeheure Summe von 1,600,000 Gulden, ohne noch zu rechnen, was ihm die Seestädte und andere niedersächsishe Städte steuern mußten.

Auch schrieb er auf den 1. September 1547 einen neuen Reichstag nach Augsburg aus und verlangte, daß ihn alle Fürsten entweder in Person besuchen oder ihren Gesandten unbedingte Vollmachten ertheilen sollten. Schon im Juli kam der Kaiser selbst in Augsburg an, und brachte auch den gefangenen Johann Friedrich mit. Der Landgraf hingegen mußte zu Donauwerth unter Aufsicht einer spanischen Wache bleiben, welche ihm das Unannehme seiner Gefangenschaft durch ihre rohe Behandlung noch unerträglicher machte *). Der Kaiser selbst zeigte zu Augsburg deutlich, was man von ihm zu erwarten habe. Er war, ganz gegen das Reichsherkommen, mit kriegerischer Rüstung in die Stadt eingezogen und legte eine starke militärische Besatzung ein. Auf den Dörfern wurden seine spanischen und italienischen Truppen einquartiert. Die Städte Memmingen und Kempten kauften diese ungeliebten Gäste mit einer ansehnlichen Geldsumme ab.

Zu Augsburg ließ der Kaiser den Protestanten die Hauptkirche und einige andere Gotteshäuser wegnehmen, sie einweihen und katholischen Gottesdienst darin halten. Am 27. Juli erklärte er die Stadt Magdeburg, welche sich ihm nicht unterworfen hatte, in die Reichsacht, und gab dadurch einen neuen Beweis, wie wenig er sich an die beim Antritt seiner Regierung beschworne Wahlcapitulation lehre, nach welcher er, ohne Einwilligung

*) Wenn z. B. der Landgraf an das Fenster trat und hinaus-
sah, stellten sich sogleich einige spanische Soldaten neben ihm
und steckten die Köpfe auch hinaus. Die Wachen wurden Tag
und Nacht mit großem Geräusch bei ihm abgelöst und störten
ihn im Schläfe.

aller Reichsstände, keinen Reichsstand in die Acht erklären durfte.

Der Reichstag wurde am 1. September zu Augsburg wirklich eröffnet, und war dießmal außerordentlich glänzend; denn beinahe alle deutsche Reichsfürsten erschienen persönlich auf demselben. Der Kaiser rühmte in seinem ersten Vortrage, wie gewöhnlich, seine bewiesene Thätigkeit, um die Ruhe im deutschen Reiche wieder herzustellen. Er habe deswegen die so lange gewünschte Kirchenversammlung zu Trident zu Stande gebracht, und es sey hochnöthig, daß dieser Punkt vor allen andern in Berathschlagung genommen werde. Es geschah dieß auch wirklich. Allein es zeigte sich, daß die Reichsstände über diesen Gegenstand sehr verschiedener Meinung waren. Die geistlichen Kurfürsten verlangten, daß sich alle Reichsstände den Aussprüchen der Kirchenversammlung unbedingt unterwerfen sollten. Die Kurfürsten von Sachsen, Pfalz und Brandenburg hingegen verwurfsen dieselbe zwar nicht gänzlich, verlangten aber, daß der Pabst nicht dabei den Vorsiß haben solle. Sie foderten, daß die Bischöfe ihrer Pflichten gegen den päpstlichen Stuhl entlassen werden, und die protestantischen Theologen das Recht erhalten möchten, gleich den übrigen, Beschlüsse zu machen; ferner verlangten sie, daß die bisherigen Beschlüsse der Kirchenversammlung aufgehoben werden sollten.

Der Kaiser war mit dieser Foderung der Protestanten nicht zufrieden, sondern verlangte, daß sich alle Stände den Aussprüchen der Kirchenversammlung unterwerfen

sollten. Besonders suchte er die beiden Kurfürsten, von Sachsen und Pfalz, in sein Interesse zu ziehen. Der letztere, schon alt und schwach, ließ sich durch Drohungen schrecken; der erstere durch Versprechungen gewinnen. — Moriz war überhaupt nicht allein dem Kaiser wegen der erhaltenen Kurwürde große Verbindlichkeiten schuldig, sondern schmeichelte sich auch immer noch mit der angenehmen Hoffnung, die Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen, vom Kaiser erbitten zu können.

Die beiden Kurfürsten, welche jetzt noch an der Spitze der Protestanten standen, ließen sich daher die Kirchenversammlung gefallen, und es waren nur noch die Städte übrig, welche gewonnen werden mußten. Der Kaiser beschied die Abgeordneten derselben zu sich, und ließ ihnen zuvor andeuten, daß sie die Erklärung der protestantischen Fürsten verbessern sollten. — Es war damit dem Kaiser nichts weniger, als Ernst, und es geschah, was er erwartet hatte. Die Abgeordneten der Städte lehnten bescheiden diese Forderung ab, übergaben jedoch dem Kaiser, zu ihrer Verwahrung, einen Aufsatz, welcher die Bedingungen enthielt, unter welchen sie die Kirchenversammlung ebenfalls annehmen wollten. Der Kaiser nahm den Aufsatz an, erklärte ihn, ohne denselben gelesen zu haben, für eine Versicherung ihrer Beistimmung in seinen Willen, und ließ ihnen durch seinen Vickanzler, D. Seld, seine Zufriedenheit bezeugen, daß sie mit den übrigen Ständen darin einig geworden wären, ihm selbst die Religionsangelegenheit zu überlassen.

So sehr auch die Abgeordneten über diese Erklärung, welche auf den von ihnen übergebenen Aufsatz gar nicht

paßte, erstaunten, so wagten sie es dennoch nicht, mit einem Widerspruche hervorzutreten.

Die Stände legten übrigens auch eine gemeinschaftliche Fürbitte um Freilassung des gefangenen Landgrafen bei dem Kaiser ein, die Gemahlin des Landgrafen hatte nebst ihren Prinzen und einigen Landständen schon vorher an alle Fürsten und Stände des Reichs ein sehr bewegliches Schreiben in dieser Angelegenheit ergehen lassen, und kam sogar im November dieses Jahres (1547) in eigener Person nach Augsburg, um vor dem Kaiser einen Fußfall zu thun. Allein alle Versuche, den Kaiser zu bewegen, waren vergeblich.

Inzwischen ließ Karl den Reichsständen den Vorschlag thun, daß man die Religionsstreitigkeiten, welche bisher die Quelle aller Unruhen gewesen wären, durch gewisse dazu verordnete Männer nochmals in Güte beilegen zu lassen suchen sollte. Er gab sodann dem Bischofe zu Raumburg, Julius Pflug, dem Weihbischofe zu Mainz, Michael Sidonius, und dem kurbrandenburgischen Hofprediger, Johann Agricola, den Auftrag, gemeinschaftlich eine Schrift aufzusetzen, welche als Glaubensnorm für ganz Deutschland gelten könnte. Diese Männer arbeiteten nun sehr eifrig, ein System aufzustellen, bei welchem die katholische Kirche nichts verlöre, und doch gleichwohl den Protestanten der schmeichelhafte Gedanke übrig bliebe, daß man ihnen in vielen Stücken nachgegeben habe. — Lange wurde diese Arbeit geheim gehalten, in mancherlei Formen gebracht, vielfältig ausgefeilt, andern Gelehrten

zur Beurtheilung übergeben, bis man glaubte, sie dem Kaiser selbst vorlegen zu können. Diese Schrift bekam den Namen „Interim,“ weil sie nur einstweilen, d. h. so lange gelten sollte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten würde.

Eigentlich war den Protestanten darin weiter nichts zugestanden, als die Priesterehe und der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt (Brod und Wein). Außerdem war in dem Interim der römischen Kirche die Macht zugeschrieben, die heilige Schrift zu erklären und Glaubensartikel aus ihr abzufassen. Zweifel in der Lehre sollten durch Kirchenversammlungen gelöst werden. Die alten Sakramente wurden gänzlich wieder hergestellt. Selbst die Heiligen sollten in ihrer ehemaligen Verehrung ungekränkt bleiben. Der Pomp der Messen und feierlichen Umgänge, welche den Protestanten ein Greuel waren, sollten in allen Gegenden Deutschlands wieder Statt finden.

Am 15. Mai 1548 ließ der Kaiser das Interim der Reichsversammlung vorlegen und öffentlich ablesen. Nachdem dieß geschehen war, trat sogleich der Kurfürst von Mainz auf und bedankte sich beim Kaiser im Namen aller übrigen Stände: daß Se. Majestät so eifrig für das Wohl des Reichs besorgt gewesen wären; daher man in dieser Hinsicht sich doppelt verbunden fühle, der publicirten Verordnung schuldigen Gehorsam zu leisten. — Dieß galt nun für eine Erklärung, daß alle Reichsstände das Interim vollkommen billigten und es anzunehmen gedächten. — Der Kaiser ließ es auch sogleich in deutscher und lateinischer Sprache drucken, und gebot streng, daß nichts

dagegen gelehrt, geschrieben und gepredigt würde. Allein dessen ungeachtet erschienen in kurzer Zeit überaus viele Schriften dagegen, unter welchen die Widerlegung desselben durch die Prediger in Lüneburg, Lübeck und Hamburg für die gründlichste gehalten wurde.

Dieses Interim, statt dem Religionszwiste abzuhelfen, verursachte die größten Verwirrungen, und hatte für Viele die traurigsten Folgen. Prediger, welche sich weigerten, es anzunehmen, wurden ihres Amtes entsetzt, vertrieben und waren vielen Mißhandlungen unterworfen. So widersetzte sich, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, ein berühmter Prediger, Johann Brenz, zu Halle in Schwaben, dem Interim, welches er mit einem lateinischen Wortspiele *interitum* (Untergang) nannte, sehr eifrig, und bezeugte, daß er diese böse Glaubensformel niemals annehmen werde. Karl V., dem dieses hinterbracht wurde, oder wenigstens einer seiner Minister, schickte hierauf einen Commissär nach Halle, mit dem Befehl, Johann Brenz lebendig oder todt zu liefern. Der Commissär verbarg seine Absicht, berief den Rath zusammen und ließ die Mitglieder einen Eid ablegen, daß sie dasjenige verschweigen wollten, was er ihnen zu sagen hätte. Darauf that er ihnen, unter vielen Drohungen, seinen Auftrag kund. Während seines Vortrags kam noch ein anderer Rathsherr dazu, der den verlangten Eid nicht geleistet hatte. Dieser schrieb augenblicklich einen Zettel an Johann Brenz mit folgenden lateinischen Worten: *fuge, fuge, Brenz, cito, citius, citissime* (fliehe, fliehe, Brenz, so eilig, als möglich)! Dieser befolgte den Rath und ging zur Stadt hinaus. Beim Thore begegnete ihm

der Commissär und fragte ihn, wo er hinginge? „Zu einem Kranken, versetzte Brenz, der vor der Stadt wohnt.“ Der Commissär erinnerte ihn darauf, sich des nächsten Tages versprochenermaßen bei ihm zur Mittagsmahlzeit einzufinden, worauf Brenz sagte: so Gott will! und sich über Hals und Kopf zum Thore hinaus machte. Den Tag über blieb er im Walde oder in Klüften, und gegen Abend sprach er bei seiner Familie ein, welche sich in einem Dorfe aufhielt. Die Gemeinde zu Halle, welche ihn unter solchen Umständen nicht länger bei sich behalten konnte, gab ihm darauf die Freiheit, sein Unterkommen anderwärts zu suchen. Da er sich jedoch nicht öffentlich mit Sicherheit sehen lassen durfte, so ließ ihn der Herzog von Wirtemberg durch einen seiner Vertrauten (damit er selbst sagen könnte, er wisse seinen Aufenthalt nicht) verstecken, und dieser Vertraute brachte den Flüchtling in das Schloß Wittling auf der Alp. Bald darauf kam, mitten in der Nacht, ein kaiserlicher Commissär mit Soldaten zum Herzoge, und verlangte von ihm, daß er Befehl geben möchte, ein gewisses Schloß zu öffnen, in welchem sich Brenz aufhalten sollte. Nachdem der Herzog zuvor von seinem Vertrauten erfahren hatte, daß Brenz dort nicht versteckt sey, gestattete er die vergebliche Durchsuchung des Schlosses. Brenz kehrte in der Folge ehrenvoll in sein Vaterland zurück *).

Vor allen andern befand sich, des Interims wegen, der Herzog Ulrich von Wirtemberg in einer unan-

*) Schröder's Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. 2. umgearbeitete Ausgabe. 1. Theil. Leipzig 1790. 8r. 8. S. 185.

genehmen Lage, weil sein Land mit spanischen Soldaten angefüllt war, und er bei der geringsten Widerseßlichkeit befürchten mußte, daß dasselbe verheeret und er selbst daraus vertrieben würde. Er mußte also das Interim gegen seine bessere Ueberzeugung annehmen.

Dagegen erschien Markgraf Johann von Brandenburg, ein Bruder des Kurfürsten Joachim, vor dem Kaiser, und bat ihn dringend, daß er mit der neuen Religionsverordnung verschont bleiben möge. Vergebens entgegnete ihm der Kaiser, daß ein Reichsschluß dieselbe genehmigt habe, und es unzulässig sey, wenn ein Einzelner davon abgehen wolle. Der Markgraf erinnerte jetzt Karl an seine treuen Dienste im letzten Kriege und drang auf Erfüllung der Zusage in Absicht auf die Freiheit des Glaubens. „Verlasset sogleich Augsburg, versetzte der Kaiser, damit euer Beispiel nicht noch Andere verführe,“ und noch an demselben Tage entfernte sich der Markgraf, ging in sein Land und änderte nicht das Geringste. — Auch der Herzog Wolfgang von Zweibrücken erklärte, als ihm vom Kaiser die Annahme des Interims zugemuthet wurde, daß er keine Religion wolle, als in welcher er geboren und erzogen wäre.

Die beiden Kurfürsten von Pfalz und Brandenburg zeigten sich gefälliger und nahmen das Interim ohne Weigerung an.

Ganz anders aber war der gewesene Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, gesinnt. Auch von ihm verlangte der Kaiser die Annahme des Interims; er erhielt aber eine Antwort, wie man sie von der Stand:

Haftigkeit dieses Fürsten, welcher überhaupt im Unglücke größer war, als im Glücke, erwarten konnte.

„Dieweil kaiserliche Majestät, schrieb er, unter andern ernstlich bei uns suchen lassen, in das Interim zu willigen, so müssen wir in unterthänigster Demuth anzeigen, daß wir von Jugend auf also unterrichtet worden, auch durch fleißige Nachforschung der prophetischen und apostolischen Schriften erlernt haben, daß die Artikel der augsburgischen Confession und was dem anhängig, in der heiligen Schrift also gegründet sind, daß nichts Erhebliches dagegen vorgebracht werden kann. Weil wir denn nun von der unvergänglichen Wahrheit des göttlichen Wortes in unserm Herzen überzeugt sind, so ist es auch unsere Pflicht, Gott für solche unaussprechliche Gnade gehorsam und dankbar zu seyn und davon nicht abzufallen, so lieb uns die ewige Seligkeit ist. Wenn wir nun das Interim für gottselig und christlich annehmen sollten, so müßten wir die augsburgische Confession und was wir bisher vom Evangelio geglaubt, wider unser Gewissen vorsehlich verdammen und das mit dem Munde billigen, wovon wir im Herzen glaubten, daß es der heiligen Schrift völlig zuwider wäre und folglich den Namen Gottes mißbrauchen, auch unsere weltliche Obrigkeit auf Erden (den Kaiser) mit gefärbten Worten betrogen, welches die rechte Sünde wider den heiligen Geist seyn würde, von der Christus gedrohet hat, daß sie weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden solle. Da wir nun in unserm Gewissen also gefangen, so bitten wir in aller Unterthänigkeit, kaiserliche

Majestät wollen es nicht zu Ungnaden aufnehmen, daß wir in das Interim nicht willigen können ic."

Dem Beispiele Johann Friedrichs folgten auch dessen Söhne, welchen der Kaiser das Interim ebenfalls zuschickte und von ihnen verlangte, daß sie sich darnach achten sollten. Die Prinzen beriefen ihre Geistlichen zusammen, legten ihnen das Interim zur Prüfung vor und verlangten ihr Gutachten. Die Prediger erklärten den Inhalt desselben für unschriftmäßig, und die Prinzen weigerten sich eben so standhaft es anzunehmen, als ihr Vater.

Weniger Standhaftigkeit soll der gefangene Landgraf Philipp von Hessen bewiesen und durch Annahme des Interims seine so sehnlich gewünschte Freiheit zu erkaufen gesucht haben. Doch ist die Echtheit des Briefes, welcher seine Erklärung deshalb enthält, nicht historisch gewiß, obgleich der sonst glaubwürdige Sleidan diesen Umstand erzählt; er ist aber auch der einzige gleichzeitige Schriftsteller, der dieß thut. In den hessischen Ländern ward das Interim nicht angenommen.

In nicht geringe Verlegenheit gerieth auch durch das kaiserliche Interim der Kurfürst Moriz; denn der Kaiser und sein Bruder, Ferdinand, drangen noch zu Augsburg ernstlich in ihn, es anzunehmen und in seinen Ländern einzuführen. Allein Moriz, welcher von dem Interim urtheilte: es schiene ihm, als wolle man wieder von neuem Abgötterei einführen, entschuldigte sich damit, daß er ohne Einwilligung seiner Landstände und Gottesgelehrten nichts unternehmen könne, und nothwendig erst mit ihnen deshalb Rücksprache nehmen müsse.

Dieß geschah auch, nachdem er sich von Augsburg entfernt hatte. Er hielt zu diesem Zwecke verschiedene Landtage und Konvente zu Meissen, Pegau, Torgau, Celle und Jüterbock, und zog jedesmal die vornehmsten sächsischen Theologen dazu. Man hatte den Plan, eine Uebereinkunft zu treffen, wie viel man dem kaiserlichen Interim mit gutem Gewissen nachgeben könne. Das Endresultat aller bisherigen Berathschlagungen wurde auf dem Leipziger Landtage am 22sten Decem-
ber 1548 öffentlich bekannt gemacht und von den Land-
ständen gebilligt. Es war eine Schrift, welche in der
Reformationsgeschichte unter dem Namen des Leipzi-
ger Interims bekannt ist. Die Wittenberger Pro-
fessoren, Philipp Melanchthon, D. Paul Eber, D. Bu-
genhagen, D. Georg Major und der Leipziger Super-
intendent, D. Plessinger, waren die Verfasser desselben.
Doch hatte Melanchthon, welcher dem Kurfürsten Moriz
gern gefällig seyn wollte, den meisten Antheil daran.
Dieses Leipziger Interim, welches eigentlich ein Misch-
masch von katholischen und Lutherschen Lehren war, rich-
tete in Sachsen eben so viel Verwirrung an, als das
kaiserliche im übrigen Deutschland. Die Prediger, wel-
che sich weigerten, es anzunehmen, wurden des Amtes
entsetzt und aus dem Lande vertrieben. Allein ganze
Gemeinden waren höchst urzufrieden mit dieser Glau-
bensnorm, und selbst die Wittenberger Theologen, wel-
che sie mit aufgesetzt hatten, sollen geäußert haben: der
Zwist sey durch dieselbe in der Kirche so groß gewor-
den, daß keine Gemeinde mit der andern, kein Predi-
ger, kein Schulmeister mit seinem Pfarrer, kein Nach-

bar; kein Hausgenosse mit dem andern einig gewesen.
 — Der Kurfürst Moriz, welcher ohnehin in dem Verdachte stand, daß er kein eifriger Protestant sey, mußte die Klage hören, daß er dem Volke unter einem scheinbaren Vorwande ein neues Pabstthum aufgedrungen habe. Wirklich fürchtete dieser Fürst, der es mit der Religion besser meinte, als man von ihm glaubte, alles Zutrauen unter seinen Glaubensgenossen zu verlieren.

Bei den Reichsstädten indeß fand auch Karl V. einen großen Widerstand, sein Interim anzunehmen; aber er, trunken von dem Glücke, die Oberhäupter der Protestanten gedemüthigt und als Gefangene in seiner Gewalt zu haben, behandelte diese Städte ganz despotisch, und ließ sie seinen schweren Arm fühlen. Endlich unterwarf sich eine Stadt nach der andern, in Furcht gesetzt durch die Behandlung, die ihrer Nachbarin widerfuhr. Nur die niedersächsischen Städte, namentlich Braunschweig, Lüneburg, Lünebeck, Bremen, wohin die kaiserlichen Soldaten mit ihren Waffen nicht drangen und Schrecken verbreiteten, blieben der reinen Lehre getreu, und in Magdeburg erschienen die meisten Spott- und Schmähschriften auf das kaiserliche Interim. Es wurden hier sogar Münzen auf dasselbe geschlagen. Die sogenannten Interimsthaler sind bekannt. Das Interim erscheint auf ihnen als ein höllischer Drache mit drei Menschenköpfen. — Eine große Anzahl vertriebener Prediger hatten sich in diese Stadt gerettet, und ihre Schriften erzeugten unter dem Volke einen Parteigeist, der ganz in Schwärmerei überging.

Unter den Unruhen, welche das Interim veranlaßte, starb der Pabst, Paul III., am 10. November 1549 in dem hohen Alter von 82 Jahren. Er war ein Mann von nicht gemeinen Einsichten, bekleidete das Pontifikat mit Würde, und behandelte auch politische Angelegenheiten mit Klugheit und Gewandtheit. Wegen der Entfernung einiger Kardinäle und der im Conclave entstandenen Uneinigkeit ward erst am 8ten Februar 1550 der Cardinal del Monte zum Pabste erwählt, und nahm den Namen Julius III. an. Er hatte schon als Cardinal immer zu den kühnsten Maßregeln gerathen, um die Macht der Kirche zu behaupten; um so überraschender war es für den Kaiser, welcher eigentlich einen andern zur Pabstwahl vorgeschlagen hatte, daß er seine Bereitwilligkeit bezeugte, die Mißhelligkeiten zu schlichten, welche wegen der Kirchenversammlung obwalteten. Er tadelte die Hartsinnigkeit seines Vorgängers, welche der guten Sache geschadet habe, und machte Hoffnung, daß die Kirchenversammlung zu Trident von neuem eröffnet werden sollte. Karl versprach dagegen, daß diese Kirchenversammlung nichts unternehmen sollte, was der Hoheit des Pabstes nachtheilig wäre.

Mit Selbstzufriedenheit schrieb nun der Kaiser einen neuen Reichstag auf den 15ten März 1550 zu Augsburg aus. Seine Erklärung ging dahin: es müsse jetzt alles, was auf dem vorigen Reichstage angefangen worden, auf gegenwärtigem vollendet werden. Es habe das Ansehen, daß über der deutschen Nation Wohlfahrt

Jetzt mit Glück gehandelt werden könne. Aller Zwist solle beseitigt werden; derjenige aber, welcher noch immer im Ungehorsam verharre, sey höchst straffällig.

Der Kaiser bat außerdem die Reichsfürsten, sie möchten persönlich erscheinen oder im Falle der Krankheit Gesandte schicken, die unbeschränkte Vollmacht hätten, damit die Reichstagsverhandlungen ohne Zögerung vor sich gehen könnten.

Allein gerade die dringende Aufforderung des Kaisers wirkte vielleicht nachtheilig auf die Reichsmitglieder. Nur wenige erschienen in Person. Von den Kurfürsten war, außer Mainz und Trier, kein einziger zugegen. Auf der Fürstenbank sahe man bloß den Herzog von Baiern, und später noch den Herzog Heinrich von Braunschweig. Des Kaisers Freude über die Wiederherstellung der Kirchenversammlung zu Trident war der vornehmste Gegenstand seines Vortrags auf dem Reichstage, welcher am 26sten Juli eröffnet wurde. Die Mehrheit der Stände bezeugte auch abermals ihre Bereitwilligkeit, sich der fortgesetzten Kirchenversammlung zu unterwerfen. Allein der Kurfürst von Sachsen, Moriz, ließ durch seine Abgeordneten erklären, daß er sich der Kirchenversammlung nur dann gehorsam zeigen könne, wenn dieselbe als eine durchaus neue eröffnet würde, wenn der Pabst ebenfalls von diesem geistlichen Gerichte abhängig wäre, und wenn die protestantischen Theologen eben so gut, als die katholischen Bischöfe, als Mitglieder derselben eine richterliche Stimme hätten. Wie nothwendig diese Bedingung für die Protestanten war, verrieth schon die Bulle, in welcher die Kirchenversammlung angekündigt

wurde. Sie sollte nur eine Fortsetzung der vorigen seyn, kein Buchstabe der vorhergegangenen Beschlüsse sollte ungültig werden. — Die Hauptlehren der Protestanten waren sonach schon verdammt, ehe diese noch zu Trident erschienen. — Die päpstliche Bulle wurde am 5ten Januar 1551 auf kaiserlichen Befehl im Reichsrath vorgelesen, obgleich Karl mit derselben gar nicht zufrieden war. Sie mußte nothwendig die Protestanten von der Theilnahme an der Kirchenversammlung zurückschrecken. Er hatte auch wirklich den Papst um Abänderung derselben ersucht; allein dieser verhehlte es gar nicht, daß er die Protestanten auf der Kirchenversammlung ungern sehen würde. Unter diesen Umständen erwartete der Kaiser selbst nicht die Bereitwilligkeit, welche diese zeigten, sich dem Concilium zu unterwerfen.

Besonders wirkte zu dieser Bereitwilligkeit die Ansicht, welche ihnen der Kaiser vom Geiste des römischen Hofes und seiner Bulle zu geben bemüht war. Er versicherte, daß er seine Rechte und Pflichten als Beschirmer der Kirchenversammlung mit Nachdruck ausüben werde; daß er allen, welche sie besuchten, freies und sicheres Geleit hin und zurück und auf derselben die Freiheit verspreche, alles sagen zu dürfen, was sie sagen zu müssen glaubten. Ferner gab er ihnen das Versprechen, er wolle selbst in der Nähe des Concilii bleiben, damit er über Recht und Sicherheit eines jeden Mitgliebes wachen und vorzüglich dahin sehen könne, daß alles im Geiste der heiligen Schrift verhandelt würde. —

Die Protestanten ließen sich gewinnen und fingen an Anstalten zu treffen, daß ihre Theologen und Abgeordneten auf dem Concilio erscheinen konnten. Der Kurfürst Moritz ließ durch Philipp Melancthon eine neue Confession aufsetzen, um sie der Kirchenversammlung vorlegen zu können. Dieses neue Glaubensbekenntniß wird die sächsische Confession genannt, zum Unterschied von der bekannten augsburgischen. Der Herzog Christoph von Württemberg ließ durch den, unsern Lesern bereits bekannten, Gottesgelehrten, Johann Brenz, eine ähnliche Bekenntnisschrift verfassen.

Kaiser Karl V. hatte, wie die Leser bereits wissen, bald nach dem Falle des schmalkaldischen Bundes die Stadt Magdeburg in die Reichsacht erklärt, weil ihre Einwohner durchaus keine Bereitwilligkeit zeigten, sich mit ihm auszusöhnen. Er wiederholte die Achtserklärung und ließ zugleich an den Kurfürsten, Moritz von Sachsen, eine Aufforderung zur Vollstreckung derselben ergehen. Karl rechnete auf Morizen ganz vorzüglich, theils weil er seine Tapferkeit kannte, theils weil er wußte, wie sehr die magdeburgischen Theologen durch ihre Schmähschriften, bei Gelegenheit des Interims, die Empfindlichkeit des Kurfürsten gereizt hatten.

Auf Antrieb des Kaisers beschloßen die Reichsstände sogar einen gemeinsamen Krieg gegen Magdeburg auf Kosten des Reichs, und schlugen den Kurfürsten, Moritz, zum Kriegsobersten vor. Man bestimmte ihm, als Feldhauptmann des Reichs, monatlich 60,000 Gulden.

Nichts konnte für den Kurfürsten von Sachsen erwünschter seyn; denn in seinem Geiste reiften bereits große Plane, welche sich nicht anders ausführen ließen, als an der Spitze einer Armee. Moriz besaß einen hohen Geist, ein reizbares Ehrgefühl; dieses war bitter gekränkt durch das despotische Verfahren des Kaisers. Moriz hatte schon so oft um die Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen*), den Kaiser gebeten, aber immer waren seine Bitten vergeblich gewesen. Moriz sahe den Protestantismus seinem Untergange nahe, er wollte ihn nicht sinken lassen, und so trieb ihn die Gewalt der Verhältnisse auch zu gewaltsamen Schritten.

Wir wollen ihn jedoch erst auf seiner Feldherrnlaufbahn vor Magdeburg begleiten. In dem lebhaften kleinen Kriege, welcher einige Monate gedauert hatte, war der Vortheil häufiger auf Seiten der Magdeburger gewesen, bis Moriz die Belagerung im November 1550 mit mehr Planmäßigkeit anfang. Indessen führten die Belagerten den kleinen Krieg immer noch mit Glück fort. Ihre Reisigen und Landsknechte hatten kaum eine große Zahl des feindlichen Adels nebst ihren Knappen zu Gefangenen gemacht, so begannen sie eine neue Unternehmung. Herzog Georg von Mecklenburg, welcher die Reiterei im Heere der Belagerer anführte, kam ihnen mit einem Ge-

*) Der Landgraf hatte einen Versuch gemacht, sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien; schon war alles zu seiner Flucht veranstaltet, als man die Sache entdeckte. Von dieser Zeit an vermehrten sich die Unannehmlichkeiten des unglücklichen Fürsten in dem Grabe, daß selbst in seinem engen Zimmer die Fenster vernagelt wurden.

schwader entgegen und stürzte sich mit wildem Ungestüm auf sie. Allein die magdeburgischen Reifigen umringten ihn, ergriffen ihn und führten ihn im Triumph nach Magdeburg. Seine Bewachung übernahmen nicht Soldaten, sondern Bürger. Das Herz der Belagerer war über diesen Vorfall bestürzt; aber Moriz versicherte lebhaft, er wolle nicht von der Stadt weichen, bis er sie in seine Gewalt bekommen habe, sey es entweder durch friedliche Uebergabe oder durch gewaltsamen Sturm. Es war jedoch vor der Hand gar kein Anschein dazu, daß eins von beiden bald geschehen würde; vielmehr befand sich Moriz in einer unangenehmen Lage. Der Unwille seiner Unterthanen war durch seine kriegerische Unternehmung auf Magdeburg auf das stärkste angefacht worden, und drohete in die verheerende Flamme einer Empörung auszubrechen. Der Kurfürst mußte sich daher häufig aus seinem Lager entfernen, um diese Flamme, noch im Auflockern, zu ersticken. — Dieser Geist des Unwillens war um so schwerer zu beschwichtigen und um so mehr zu fürchten, je länger die Belagerung Magdeburgs, das die Protestanten eine feste Burg Gottes nannten, dauern mußte. Es war gar nicht wahrscheinlich, daß ein Sturm auf die Stadt gelingen werde, und selbst die Belagerer, so Viele ihrer auch waren, zeigten eben keine große Lust dazu; denn nicht Wenige unter ihnen mißbilligten diesen Krieg, und hielten ihn für ungerecht.

Moriz trat inzwischen mit der Stadt in Unterhandlungen, die zum Theil absichtlich angefangen und abgebrochen wurden, damit er Zeit gewinnen möchte. Er ließ übrigens den Magdeburgern deutlich merken, daß sie

mehr einen Freund als Feind an ihm hätten, und am wenigsten fürchten dürften, in ihm einen Unterdrücker der Lutherschen Lehre zu finden. Es kam endlich zu einer Capitulation. Die Besatzung von Magdeburg zog am 8ten November 1551 aus, und Moriz hielt am nächsten Tage seinen Einzug.

Noch ehe Magdeburg an ihn überging, hatte er mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II. (im Sommer des Jahres 1551) ein Bündniß geschlossen, welches ihn der Hülfe dieses mächtigen Monarchen versicherte. Heinrich versprach ihm für die ersten 3 Monate 240,000 Thlr. und für jeden folgenden 60,000 Thlr. Subsidien, machte sich auch verbindlich, ohne Morizens Vorwissen, weder Waffenstillstand noch Frieden mit dem Kaiser zu schließen.

Moriz konnte indeß, weil der Winter vor der Thüre war, nicht sogleich seine Waffen gegen den Kaiser kehren; aber die Armee, welche ihm jetzt zu Gebote stand, durfte er eben so wenig ab danken, weil er, ohne Verdacht zu erregen, keine neue hätte zusammenbringen können. Er fürchtete schon des Kaisers Argwohn rege zu machen, wenn er seine Krieger im Solde behielt. Aus dieser Verlegenheit half ihm sein schlauer Geist. Der Herzog von Mecklenburg mußte unter einem scheinbaren Vorwande einen Theil seiner Truppen in Sold nehmen; seine eigenen Landskinder schickte er nach Hause, weil sie ihm auf den ersten Wink zu Gebote standen; den Uebrigen aber zahlte er nur einen Theil ihres rückständigen Soldes, damit sie nicht auseinander gehen möchten.

Inzwischen hielt es Moriz gleichwohl für nöthig, einen nochmaligen Versuch bei dem Kaiser wegen Loslassung seines Schwiegervaters zu machen und auch fürstliche und königliche Mittelspersonen in sein Interesse zu ziehen, damit, wenn auch dieser Versuch fruchtlos blieb, er bei dem Publikum sein künftiges Verfahren desto mehr rechtfertigen könnte. Er schickte einige Gesandte nach Innsbruck an den Kaiser, welche um die Loslassung des Landgrafen bitten mußten; der Kaiser gab zwar keine abschlägliche, aber doch eine ausweichende Antwort, und Moriz glaubte nun nicht länger säumen zu müssen, seine Pläne auszuführen. Er war auf nichts mehr bedacht, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Noch hinderte ihn aber die Jahreszeit, ins Feld zu rücken. Er mußte die Zwischenzeit dazu anzuwenden, den Kaiser in seiner bisherigen Sorglosigkeit zu erhalten; mußte allen seinen Handlungen ein solches Gepräge aufzudrücken, daß in dem Kaiser kaum ein leiser Verdacht gegen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen aufsteigen möchte. Ueberhaupt mußten sich, um einen Plan auszuführen, wie ihn Moriz in seiner Seele nährte, die seltensten Eigenschaften in einer Person vereinigen. Muth und Entschlossenheit, Besonnenheit und Kaltblütigkeit, List und Verstellungskunst waren gleich nöthig und in Moriz sämmtlich beisammen. Er war ein Proteus, welcher jede Gestalt annahm.

Während der Kaiser zu Innsbruck sehr eifrig damit beschäftigt war, die Kirchenversammlung in Gang zu

bringen, stellte sich Moriz, um seine Rolle täuschend fortzuspielen, als läge ihm dieselbe ebenfalls sehr am Herzen. Er schickte auch wirklich einige Gesandte nach Trident ab. Mehrere Theologen, unter denen sich auch Melanchthon befand, waren bereits bis Nürnberg gereist, um hier die vom Concilium ausgefertigten Geleitsbriefe zu erwarten. Am 31. Januar 1552 schrieb Moriz an seine Gesandten zu Trident, sie sollten sich mit ihren Geschäften beeilen, weil er Willens sey, zum Kaiser zu reisen und sich über die Kirchenangelegenheiten mit ihm zu besprechen.

Moriz trat auch diese Reise, welche er dem Kaiser absichtlich längst zugesagt hatte, wirklich an und ließ zu Innsbruck ein Quartier für sich miethen. Kaum aber hatte er einige Tagereisen zurückgelegt, so schickte er einen seiner Secretäre, von welchem er wußte, daß er ein kaiserlicher Spion sey, mit einem höflichen Schreiben an den Kaiser, worin er sich entschuldigte, daß er Sr. Majestät nicht persönlich aufwarten könne. Erhaltene Verwarnungen führte er zur Entschuldigung an *).

Moriz eilte nun nach Dresden zurück, und gab seinen Theologen Befehl, wieder von Nürnberg zurückzukommen und die Reise nach Trident zu unterlassen.

*) Nach den gewöhnlichen Erzählungen soll Moriz Krankheit vorgeschützt haben, welches unstreitig eine zu laie. Entschuldigung gewesen seyn würde. Da bereits so viele Gerüchte von ihm im Umlauf waren, konnte es der Kaiser nicht abelnahmen, wenn sich Moriz mit erhaltenen Verwarnungen entschuldigte.

Sobald die zu Trident anwesenden Gesandten von Morizens Kriegsrüstungen Nachricht bekamen, verließen sie am 15. März 1552 in aller Stille die Kirchenversammlung.

Moriz, bedachtsam im Ueberlegen, aber rasch im Handeln, stand, ehe man sich dessen versah, an der Spitze seiner Völker, welche er in Thüringen in die Winterquartiere gelegt und heimlich in Pflicht genommen hatte. Am 18. März des genannten Jahres brach auch der Prinz, Wilhelm von Hessen, der älteste Sohn des gefangenen Landgrafen, mit seinen Truppen auf und vereinigte sich nach 6 Tagen mit dem Kurfürsten. In Franken führte ihnen der Markgraf von Brandenburg, Albrecht, seine Krieger zu, und nun ging man in Eilmärschen über Dinkelsbühl, Nördlingen, Donauwerth nach Augsburg. In allen Städten, auf die Moriz unterwegs stieß, stellte er die vom Kaiser gemachten Neuerungen ab, gab den protestantischen Predigern ihre Kirchen wieder, ließ sich Brandschakungen zahlen und grobes Geschütz liefern. — Von Augsburg aus schrieben die verbündeten Fürsten an die oberländischen Reichsstädte, und verlangten, daß sie Gesandte nach Augsburg schicken, ingleichen ihrem Bunde beitreten sollten. Sie hatten bereits ein Manifest bekannt gemacht, welches besonders dreierlei Beschwerden gegen den Kaiser enthielt, die einen Krieg nothwendig gemacht hätten: 1) die Unterdrückung der evangelischen Religion; 2) die Verletzung der Grundgesetze des Reichs; 3) die widerrechtliche Gefangenhaltung des Landgrafen von Hessen.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, in welches Erstaunen der Kaiser gerieth, als er Kunde von diesem Kriegszuge gegen ihn bekam. Es war ihm ein Donner-
schlag bei heiterm Himmel. Er sahe sich von Feinden umringt, von denen er es gar nicht erwartet hatte, und war doch selbst wehrlos. Seine deutschen Völker hatte er abgedankt, weil er sie nicht bezahlen konnte. Einen Theil seiner spanischen Soldaten hatte er nach Italien geschickt, und den andern nach Ungarn, gegen die Türken. In Innsbruck hatte er eine Leibwache, die wenig bedeutete. Was sollte er thun? Er glaubte zu Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen zu müssen, die ihm schon so oft gelungen waren, die ihm schon so manchmal aus Verlegenheiten geholfen hatten. Er ließ durch seinen Bruder, Ferdinand, dem Kurfürsten, Moriz, eine Zusammenkunft zu Linz, in Oesterreich, vorschlagen, damit ein gütlicher Verein zu Stande kommen möchte. Moriz erschien wirklich zu Linz und drang vor allen Dingen auf Beilegung der Religionszwiste; auf Befreiung des Landgrafen; auf Einrichtung der Reichsangelegenheiten nach dem alten Herkommen und auf einen annehmlchen Frieden mit seinem Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich. — Ferdinand machte, im Namen des Kaisers, einige Einwendungen und Gegenbedingungen, welche Morizen nicht gefielen und weiter nichts zu bezwecken schienen, als nur Zeit zu gewinnen. Er brach daher die Unterhandlungen schnell ab, ließ sich aber zuletzt doch noch bewegen, mit Ferdinand eine neue Zusammenkunft zu Passau am 26.

Mai zu halten, von welcher Zeit an ein Waffenstillstand bis auf den 8. Juni (1552) bewilligt wurde.

Hierauf eilte Moriz zu seiner Armee, musterte sie zu Laugingen, einem Städtchen an der Donau, und setzte sie dann sogleich in Bewegung.

Der König von Frankreich, Heinrich II., Morizens mächtiger Bundesgenosse, blieb inzwischen auch nicht müßig und nahm Toul, Verdun und Metz ein. Dann rückte er in das Elsaß und drohete Straßburg mit einer Belagerung, von welcher er aber wieder abstand und sich nach Lothringen zurückzog.

Moriz kam indeß an der Spitze seines Heeres an der Grenze von Tirol an, wo er die engen Pässe mit 300 Mann kaiserlicher Truppen besetzt fand, um ihm den Durchgang zu verwehren. Moriz griff die Kaiserlichen mit solchem Ungeßüm an, daß sie bald die Flucht nahmen und dadurch einen andern in der Nähe befindlichen kaiserlichen Posten so in Unordnung brachten, daß er nach einem kurzen Widerstand ebenfalls floh. Ungefähr 1000 Mann wurden beim Nachsehen theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Am 19. Mai (1552) eroberte Moriz mit Sturm die Ehrenberger Klause, und nöthigte dadurch den bestürzten, am Podagra krank liegenden Kaiser, in regnigster Nacht, bei Fackelschein in einer Sänfte von Innsbruck nach Villach in Kärnthen zu flüchten. Der gefangene Johann Friedrich erhielt bei

dieser Gelegenheit zwar seine Freiheit, mußte jedoch den Kaiser noch begleiten, legte aber seit dieser Zeit wieder seine goldenen Ketten und Ringe an.

Moriz konnte nun Friedensbedingungen vorschreiben. Er besprach sich mit Ferdinand, der von dem Kaiser die erforderlichen Aufträge hatte, zu Passau und hier wurde am 2. August 1552 der erste Vertrag geschlossen, welchen die Protestanten als die Grundlage ihrer Religionsfreiheit betrachteten. Einige der vornehmsten Artikel waren: Moriz und seine Bundesgenossen sollen die Waffen niederlegen und ihre Kriegsvölker Ferdinanden gegen die Türken überlassen; der Landgraf von Hessen soll auf freien Fuß gestellt werden; das Interim soll als null und nichtig angesehen seyn; die streitenden Parteien sollen eine ungestörte Religionsübung genießen, bis zur Versammlung eines Reichstags, auf welchem diese Zwiste in Güte beigelegt werden können. Alle diejenigen, welche wegen ihrer Verbindung mit dem schmalkaldischen Bunde oder Kriege in die Reichsacht verfallen gewesen, sollen wieder in ihre vorigen Rechte, Ämter u. s. w. eingesetzt werden; das kaiserliche Kammergericht zu Speier soll den protestantischen und katholischen Räten offen stehen, und allezeit eine bestimmte Zahl evangelischer Räte angestellt seyn.

Der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein wilder Krieger, welcher sich weigerte, den Passauer Vertrag

zu unterschreiben, führte den Krieg gegen die Katholischen noch immer fort, und richtete solche Verheerungen im Reiche an, daß es zu einem Bündnisse gegen ihn kam, zu dessen Oberhaupte Moriz gewählt wurde. Er lieferte seinem ehemaligen Bundesgenossen die bekannte Schlacht bei dem Dorfe Sievershausen, im Lüneburgischen (9. Juli 1553), besiegte ihn, hatte aber das Unglück, von einer Kugel tödtlich verwundet zu werden, und starb 2 Tage darauf in dem blühenden Alter von 53 Jahren. „Ich habe zwar, sagte Johann Friedrich, als er den Tod seines Veters hörte, alle Ursache unzufrieden mit ihm zu seyn; allein er war ein wunderbarer, ausgezeichneter Mann.“

Auch Johann Friedrich überlebte Morizen nicht lange. Nach einem vergeblichen Versuche, die Kurwürde wieder zu erlangen, starb er, der 11 Tage vorher seine fromme Gemahlin zur Gruft begleitet, und bald neben ihr zu ruhen gewünscht hatte, im 51. Jahre seines Alters zu Weimar, mit der Ruhe eines christlichen Weisen am 3. März 1554.

Im nächsten Jahre kam endlich, nach langen Unterhandlungen, bei welchen sich der röm. König, Ferdinand, der von seinem Bruder, Kaiser Karl V., unbeschränkte Vollmacht erhalten hatte, überaus thätig bewies, jener berühmte Religionsfriede zu Stande, welcher am 25. September 1555 zu Augsburg geschlossen wurde, sich auf den Passauer Vertrag gründete, und den Protestanten sowohl völlige Gewiss-

sensfreiheit als auch bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zusicherte.

So bewährte sich denn ein großes von Luthern selbst ausgesprochenes Wort: „Der das Werk angefangen, hat es ohn' allen unsern Rath und Fleiß gethan, hat es bisher über all' unsern Rath und Fleiß fortgeführt und beschützt, und wird es auch vollenden und ausführen ohne und über allen unsern Rath und Fleiß.“

Verbesserung:

Seite 103 unten in der Note ist bei dem Werke Roscoes, statt aus dem Italienischen, aus dem Englischen übersetzt von Glaser zu lesen.

Empfehlungswerthe Schriften.

Kriegsbibliothek,

enthaltend

die Geschichte der Befreiungskriege in Spanien, Portugal, Rußland, Deutschland, Italien, Holland, den Niederlanden und in Frankreich, vom Jahr 1808 bis 1815. Fünf Bände. Preis 10 Thaler.

Der Haus-Poet,

eine Auswahl launiger Gedichte, kurzer Erzählungen und Epigramme, zur Unterhaltung freundschaftlicher Zirkel, gesammelt vom Declamator Solbrig. Taschenformat in allegorischem Umschlag. Preis 1 Thaler.

Wenn Ihr nach einem arbeitvollen Tage
Euch recht bequem auf Euern Sopha setzt,
Und Euch der Sorgen abgeworfne Plage
Nicht mehr die Stirn, nicht mehr das Auge neht;
Dann ist Euch wohl ein heitrer Freund willkommen,
Der aus des Tagewerkes Dornenplaz
Manch still entdecktes Blümchen mitgenommen,
Gern vor Euch auslegt seiner Erndte Schatz,
Und — wenn Ihr ihn zu lachen nicht verwehret,
Euch lachend Ruh' und Stärkung finden lehret.

Der Gesundheitsfreund,

oder allgemein faßliche Anweisung, die vorzüglichsten Krankheiten des menschlichen Körpers nach den neuesten Entdeckungen in der Arzneiwissenschaft selbst zu behandeln. Nach der eilften verbesserten Ausgabe des Richard Reece, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Dr. C. G. Kühn. 8. 1 Thaler 16 Groschen.

Fünf Auflagen erlebte das Original in England, ein sicherer Beweis für die Brauchbarkeit eines Buches, das

in alphabetischer Ordnung die vorzüglichsten Krankheiten des menschlichen Körpers aufstellt, und wobei die sichern und möglichst geschwinden Heilarten angegeben sind. Ein sehr nützlicher Rathgeber, vorzüglich für alle, die entfernt von Aerzten wohnen.

Vom

Heldenbuch.

Ein Denkmal der Großthaten in den Befreiungskriegen von 1808 bis 1815. Deutschen Vaterlandsfreunden und besonders der Jugend gewidmet von Christian Niemeyer, Verfasser des deutschen Plutarch, ist die dritte verbesserte Auflage unter der Presse.

Kunst = Anzeige.

Zur bevorstehenden Gedächtnißfeyer des so wichtigen Reformations = Jubel = Festes des dritten Jahrhunderts, erscheint bei uns im Kurzen ein schön gestochenes Kunstblatt, welches die Portraits der vornehmsten Reformatoren, als: Witlef, Hus, Erasmus, Hutten, Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin, nebst einer wohl und gut angebrachten Allegorie von R. Schmirke und C. R. Kuley gezeichnet enthält, ist 18 Zoll hoch und 12 Zoll breit.

Preis schwarz 1 Thaler,

colorirt 1 Thaler 12 Gr.

Dieses Blatt macht den Pendant zur Geschlechtstafel von Adam bis auf Jesus Christus.

Worauf alle Buch- und Kunsthandlungen Bestellungen annehmen werden.

Leipzig im Juli 1817.

Industrie - Comptoir.









